

C. Iacopino

www.asus.sh

KULTURELLE IDENTITÄT & VOLKSZÄHLUNG

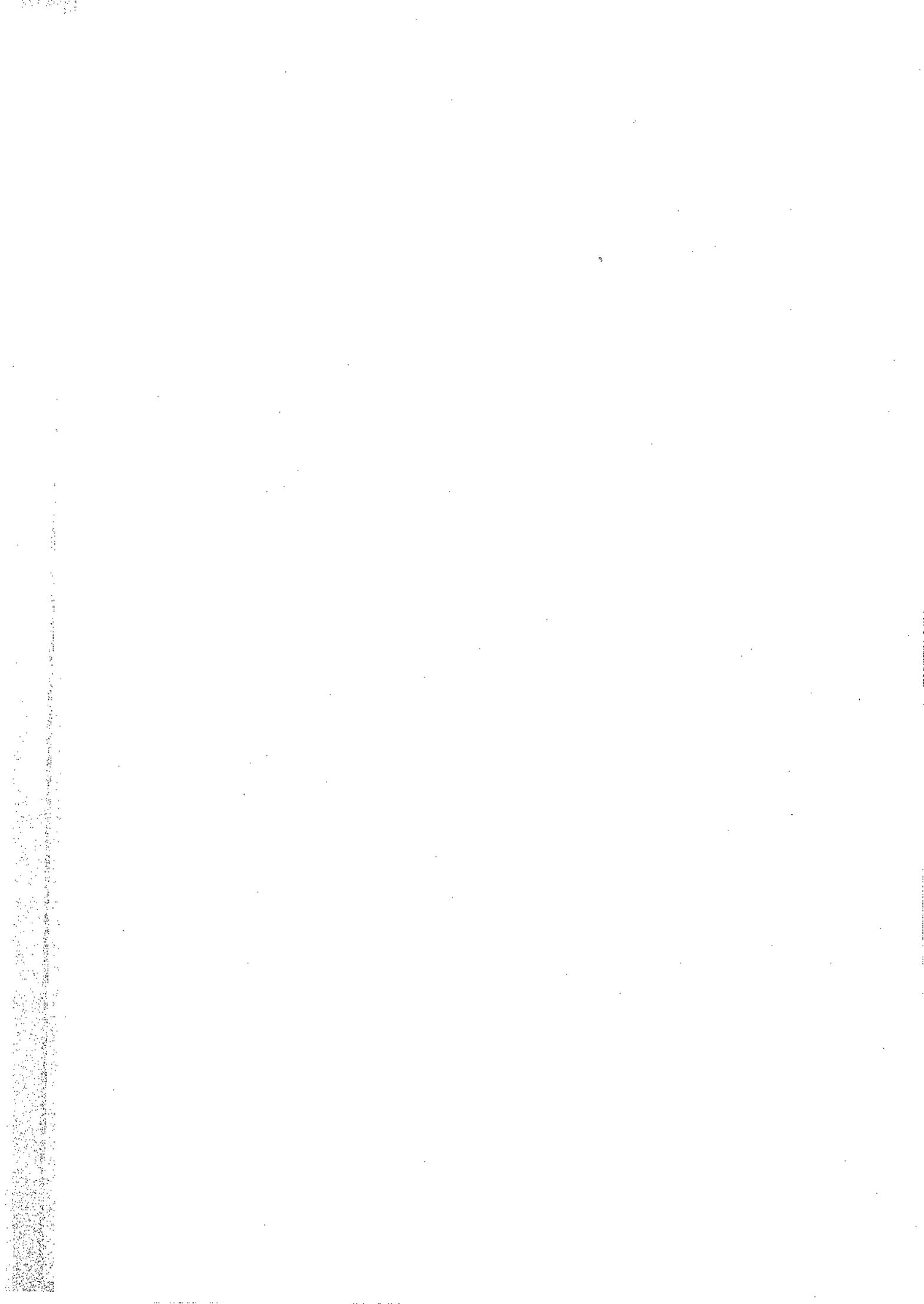
Skolast 2001

IDENTITÀ CULTURALE & CENSIMENTO

Impressum

skolast – zeitschrift der südtiroler hochschülerInnenschaft / rivista dell'associazione studenti/esse universitari/e sudtirolesi – schlemstrasse 1, via sciliar – 39100 bozen/bolzano – tel. 0471/974614 – fax 0471/974948 – homepage www.asus.sh – verantwortlich im sinne des pressegesetzes / direttore responsabile: walter fill – redaktion / redazione: sonja abrate, raphael daum, martin hanni, ulli plattner, irene senfter, david unterholzner, peter waldboth – layout: david unterholzner & co. – druck / stampa: dipdruck, bruneck / brunico – gratisversand an mitglieder / spedizione gratuita per i soci – mitgliedsbeitrag / quota soci: 20.000 lire – südtiroler sparkasse bozen / cassa di risparmio bolzano – filiale bozen waltherplatz / agenzia bolzano piazza walther – cto. 114000 – abi 6045 – cab 11601 – als zahlungsgrund bitte "skolast" angeben / indicare "skolast" come causale – eintragung beim landesgericht bozen / registrato presso il tribunale di bolzano: r.st.i/56 – erlass vom / in data 18.06.1956

die artikel geben die meinung der autorinnen wieder / gli articoli esprimono le opinioni delle autrici e degli autori



Inhaltsverzeichnis _ Indice

[008] Editorial. Editoriale

Symposium. Simposio

[010] Ethnie, Territorium und Heimat. **Gustav Steger**

[015] Inwiefern prägt die Südtiroler Geschichte die Südtiroler Identität? **Martha Verdorfer**

[019] Paradosso Italiano. **Riccardo dello Sbarba**

[022] Identität in Südtirol anhand Alexander Langers 10 Thesen für ein friedliches Zusammenleben.

Siegfried Baur

[026] Identität und die Zukunftsperspektiven der Sprachgruppen in Südtirol. **Andreas Oberprantacher**

[035] Konstruktion einer neuen Identität: die fleissigen und anständigen Österreicher. **Sebastian Reinfeldt**

[044] Identitätsbildung in gemischtsprachigen Familien. **Pier-Paolo Pasqualoni**

[052] L'ambivalenza delle tradizioni. **Marina Manganaro**

[054] "Überreiche andurch die Totalien des männlich- weiblich- und jüdischen Geschlechts". **Anton Tautner**

[061] Identità e didattica interculturale. **Agostino Portera**

[072] Zur diskursiven Herstellung weiblicher Identität im Spannungsfeld von Anpassung und Subversion.

Helga Treichl

[078] Entwicklung der Geschlechtsidentität. **Pier-Paolo Pasqualoni**

Kommentar. Commento

[080] Identitäten in Südtirol. **Eva Klotz**

[083] Volkszählung oder Sprachgruppenzugehörigkeitserklärung? **Poldi Steurer**

[097] Nazione, etnia, cultura, identità – le parole non sono innocenti. **Lidia Menapace**

[104] Skolast-Gespräch mit **Hakan Gürses**

[109] L'identità in Alto Adige. **Alessandro Urzi**

Anhang. Appendice

[112] Bücher zum Thema. Libri sull'argomento

[116] Rezensionen. Recensioni

[120] AutorInnen & KünstlerInnen. Autori & Artisti



□ Editorial

es ist vollbracht, endlich. nach vier jahren durststrecke ist es nun wieder so weit; der neue skolast ist da. der tradition des skolasts folgend, versuchen wir auch diesmal wieder, relevante, spannende und gesellschaftspolitische fragen aufzugreifen und sie in einen offenen diskussionsraum zu stellen, in dem politisch kontroversielle meinungen im wettstreit liegen. das thema "volkszählung & identität" haben wir aus mehreren gründen ausgewählt: zum einen haben wir im september 2000 das symposium "kulturelle vs. nationale identitäten" veranstaltet und viele beiträge dieser veranstaltung sind in diesen skolast eingeflossen; zweitens steht die im herbst 2001 stattfindende volkszählung fast schon physisch vor der tür, und mit ihr das thema der sprachgruppenzugehörigkeitserklärung. wenige themen werden in südtirol mit soviel dogmatismus, ideologischer inbrunst und apologetischem populismus diskutiert wie die schier unaussprechliche sprachgruppenzugehörigkeitserklärung. hier und mit dieser publikation einerseits einen ruhenden kontrapunkt zu setzen und andererseits einen bezugspunkt für eine weitere diskussion zu schaffen, war uns ein anliegen. und da gibt es sympathien: uns interessiert das thema einfach. aber wie so viele dinge verfolgt der skolast ebenso einen höheren zweck. deutsch oder italienisch? werden wir oft gefragt. deutsch und italiensch? fragen ungläubige. tedesco.italienisch.deutsch.italiano.punkt.aus. antworten wir. aus dem bürokratischen nebeneinander ein lebendiges und buntes miteinander gestalten. das zusammenleben der sprachgruppen fördern, ohne ideologisch zu sein. wir stellen kein politisches dogma bereit. im geistigen ringen mit meinungen und argumenten sehen wir unsere aufgabe und unser anbot an sie. diesem grundgedanken zufolge versucht der skolast den schwerpunkt „identität & volkszählung“ nicht nur von den verschiedensten thematischen aspekten zu beleuchten, sondern auch explizit positionierte meinungen aus dem politischen spektrum zu wort kommen zu lassen. wir stellen das material bereit. was sie, liebe leserin und lieber leser, daraus machen, bleibt ihnen überlassen. die frage, ob unser ziel durch diesen doch recht theoretischen ansatz gelingt, haben wir uns auch gestellt. fürwahr eine schwierige frage. mangels einer klaren antwort bleibt uns nur die zuversicht. darüber hinaus sieht sich der skolast auch als eine plattform, die es jungen südtiroler künstlerInnen erlaubt, in den kurzlebigen blick der öffentlichkeit zu geraten. was wir mit dieser publikation sonst noch intendieren? begehren sie zu wissen. wir möchten denen angenehm sein, denen wir unangenehm sind; wir möchten denen unangenehm sein, denen wir angenehm sind. nichts mehr und nichts weniger.

eine un/angenehme lektüre wünscht
für die skolast-redaktion

raphael daum und david unterholzner

„dobbiamo dire che all'origine della convivenza ci deve essere una scelta volontaria, un'ospitalità, una scelta di accoglienza“.

alexander langner, *la scelta della convivenza*, edizioni c/o 1995, p.67

Editoriale □

eccolo qua, il nuovo skolast, dopo quattro anni di silenzio.

rispettando le tradizioni, anche con questo nuovo numero cerchiamo di proporre temi di attualità e di interesse, di sollevare questioni e di aprire il dibattito. abbiamo scelto l'argomento "censimento e identità" per vari motivi:

da un lato questo skolast contiene la sintesi del simposio "identità culturali vs. identità nazionali" organizzato dalla sh.asus nello scorso settembre 2000. dall'altro lato il censimento 2001 sta davanti alle porte, quasi fisicamente percepibile, e con esso anche il "problema" della dichiarazione di appartenenza al gruppo linguistico. pochi altri argomenti sono discussi in modo così dogmatico e con tanto entusiasmo ideologico quanto questo fenomeno impronunciabile.

ammettiamo che per noi della sh.asus, sudtirolesi di nascita, le identità hanno (sempre avuto) grande importanza. tedeschi o italiani? spesso ci chiedono. tedeschi e italiani - impossibile! tedeschi.italienisch.deutsch.italiani.punto.e.basta. rispondiamo noi.

i nostri obiettivi: trasformare l'"accanto" burocratico dei gruppi linguistici in un "insieme" vivace e variopinto. promuovere la convivenza senza essere ideologici. non proponiamo nessun dogma politico. il confronto intellettuale con le diverse opinioni e i vari argomenti è la nostra offerta a voi lettrici e lettori. in base a questo pensiero lo skolast "illumina" l'argomento "identità e censimento" sotto i vari aspetti tematici e dà spazio anche alle opinioni esplicitamente politiche.

noi mettiamo a disposizione il materiale, dipende da voi, cari lettrici e lettori, che cosa ne costruite. ci siamo posti la domanda, se questo metodo porterà al risultato desiderato - una domanda difficile, e per la mancanza di risposte chiare siamo comunque ottimisti.

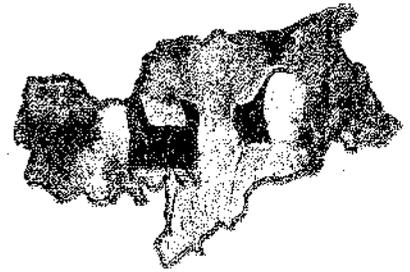
infine questo skolast funge un po' da piattaforma, da punto di partenza per giovani artiste/i sudtirolesi che hanno messo a disposizione fotografie e opere grafiche e meriterebbero di farsi notare all'interno della società sudtirolese.

in fondo però, cosa intendiamo con questo skolast? volete sapere. beh, semplice. essere comodi a quelli a cui di solito siamo scomodi. ed essere scomodi a quelli a cui di solito siamo comodi. niente di più e niente di meno.

augurandoVi una lettura (s)comoda
per la redazione

raphael daum e david unterholzner

Ethnie, Territorium und Heimat



Gustav Steger

Wenn es um Minderheitenfragen und Ähnliches geht, steht normalerweise eine Volksgruppe oder Ethnie im Vordergrund, die von einer Nation „unterdrückt“ wird. Dementsprechend wird die ethnische Kultur der nationalen gegenübergestellt, weil die erste vor der zweiten „geschützt“ werden soll. So eine Gegenüberstellung sollte aber voraussetzen, dass es grosse und entscheidende Unterschiede zwischen den beiden Seiten gibt und wenige bis keine Gemeinsamkeiten, denn sonst ist es wohl nicht logisch, sie zu trennen, weil es nun mal wenig weiterhilft, Gleiches zu unterscheiden. Ist die nationale Identifikation wirklich der Antipol der ethnischen Identifikation? Oder ist die Alternative zur ethnischen Identifikation möglicherweise woanders zu finden? Vielleicht einfach in der Identifikation des Menschen mit seiner Lebensumgebung, mit dem Territorium, auf dem er lebt? Im folgenden soll daher eine Gegenüberstellung von „ethnischer“ und „territorialer“ Identifikation versucht werden.

Zuerst muss man (frau) sich aber wohl fragen, ob Identifikation, welcher Art auch immer, überhaupt notwendig ist für den Menschen. Schon darüber wird ja gestritten. Hier wird davon ausgegangen, dass der einzelne Mensch sehr wohl danach trachtet, seine physische und psychische Umgebung auf irgendeine Art und Weise zu stabilisieren, sich eine Identität zu bilden. Dieser Drang ist sicher je nach Person unterschiedlich stark ausgeprägt, aber die Mehrheit der Menschen neigt offenbar dazu, ihre Umgebung mental zu ordnen (mehr oder weniger), sich ein relativ dauerhaftes Bild von ihrer Lebenssituation zu

machen, sich eine persönliche Realität zu konstruieren. Auch jemand, der glaubt, an nichts gebunden zu sein, macht sich doch zwangsläufig ein Bild von sich und seiner näheren und weiteren Umgebung. Dieses Bild kann übermässig statisch („ewiggestrig“) sein, flexibel sein, oder auch sehr veränderlich sein, aber es existiert zwangsläufig.

Für die Einzelperson spielt dabei die Identifikation mit stabilen Elementen aus der eigenen Lebenssituation eine grosse Rolle. Diese Identifikation wiederum kann verschiedener Natur sein. „Ethnische Identifikation“ und „territoriale Identifikation“ können als zwei Beispiele von persönlicher Realitätsbildung verstanden werden, die zueinander im Gegensatz stehen.

Womit identifiziert sich beispielsweise ein „Südtiroler“ eher, mit seiner Volksgruppe oder mit dem Territorium, auf dem er lebt? Was verbindet er mit „zu Hause sein“? Bedeutet dies die Zugehörigkeit zu einer tirolerischen Volkskultur, handelt es sich um ein spezifisch südtirolerisches Selbstverständnis, oder handelt es sich um eine Identifikation mit der geographischen Umwelt und der lokalen Dorfkultur?

a) Ethnische Identifikation

Ethnie beschreibt eine Volksgruppe sowie die Zugehörigkeit des einzelnen Individuums zu einer Volksgruppe. Sie ist nicht sehr konkret, d. h. sie ist

beispielsweise nicht immer an ein eigenes Territorium gebunden, wenn man bedenkt, dass die ethnische Kultur überall, auch im „Ausland“, gelebt werden kann (z.B. ethnische Ghettos in den USA). Die ethnische Kultur ist oft sehr „konstruiert“, künstlich gemacht, mehr durch Politik und Geschichtsschreibung entstanden als durch die Menschen selber. Eine ethnische Kultur braucht vom einzelnen Menschen nicht vollständig und in allen Einzelheiten durchlebt zu werden, um sie zu verstehen und sich ihr anzuschließen. Deshalb ist die ethnische Kultur relativ einfach und allgemein gehalten. Je grösser das Volk (Volk = die Gruppe mit dieser Kultur), desto allgemeiner ist die dazugehörige ethnische Kultur, und desto leichter kann man ihr „beitreten“. Die Nation ist in diesem Sinne nur die allgemeinste Form der ethnischen Kultur bzw. jene mit den meisten Mitgliedern. Und alle vorhin genannten Aspekte der ethnischen Kultur treffen auch auf die Nationalkultur zu und umgekehrt. Aus diesem Grunde erscheint es hier logischer, der Identifikation in der ethnischen Kultur nicht die nationalkulturelle Identifikationsform entgegenzusetzen, sondern eine Art von „territorialer“ Identifikation.

b) Territoriale Identifikation

Der Begriff „Territorium“ beschreibt ein Gebiet, wo Menschen leben, es ist einfach die Umwelt des Individuums, wobei diese Umgebung keinesfalls an politische Grenzen gebunden sein muss. „Territorium“ steht sowohl für die geographische Umwelt als auch für die kulturelle Umwelt, besonders für die lokal-kulturelle Umwelt. Dieser lokal-kulturelle Aspekt des Territoriums ist sehr wichtig, denn er steht auch in direkter Verbindung mit dem geographischen Aspekt. Wenn man bedenkt, dass ein Territorium immer sehr stark von der ansässigen Bevölkerung geprägt ist, dann sieht man Geographie und Lokalkultur ganz automatisch ineinander verschmelzen. Identifikation des Menschen mit dem Territorium bedeutet demnach Identifikation mit der lokal-kulturellen Umgebung und letztlich mit der Besonderheit des eigenen Daseins. Es ist kein „Anschluss“ an eine Gruppenkultur wie im Fall der Ethnie, sondern es ist das Herausbilden eines persönlichen Lebensbildes, das „Verstehen“ und die individuelle Erforschung der persönlichen Umgebung (auf allen Ebenen, nahe Umgebung, ferne Umgebung, Materielles

und Kulturelles) und letztlich das Verstehen seiner selbst in dieser Umgebung. Kurzum: Territoriale Identifikation bedeutet, sich ein persönliches Bild der nahe Umgebung und der Welt im Allgemeinen zu machen. Ganz im Gegensatz zum relativ einfachen Anschluss an eine Ethnie muss dies alles individuell durchlebt werden, man kann nichts übernehmen, und das braucht seine Zeit, braucht Jahre. Identität im territorialen Sinn kann also eigentlich nur jene sein, die persönlich, organisch, im Laufe der Zeit entstanden ist, sie kann nicht als vorgefertigte Gruppenidentität einfach übernommen werden.

Da die Entwicklung dieser Art der persönlichen Identität also komplett durchlebt werden muss, kann dies nur auf lokaler Ebene funktionieren, d.h. da, wo man längere Zeit lebt, wo man aufwächst, oder wo man einfach nette Zeiten verbringt. Natürlich steht die lokale Situation immer im Zusammenhang mit der weiteren Umgebung, letztlich mit der ganzen Welt. Der Ausdruck „lokal“ soll keinesfalls im Sinne von „abgeschoitelt“ verstanden werden. Die lokale Situation wird von grösseren Kulturräumen beeinflusst und umgekehrt. Diese grossen Kulturräume wurden zuletzt auch als Leitkulturen bezeichnet, was aber tatsächlich ein schlecht gewählter Ausdruck ist, denn normalerweise sind es die Lokalkulturen, welche sich den Kulturraum aussuchen, von welchem sie sich beeinflussen lassen. Erst wenn die lokale Ebene diese Auswahlmöglichkeit verliert (entweder durch eigene Schwäche oder durch Unterdrückung von aussen) muss man wohl von Leitkultur sprechen. Wenn es aber so weit gekommen ist, ist das Lokale auch nicht mehr lokal, weil es seine Besonderheit und souveräne Eigenständigkeit verloren hat.

c) Heimat

Ein zentrales Thema in obiger Thematik ist die „Heimat“. Diesen Begriff kann man genau an der Grenze zwischen ethnischer und territorialer Identifikation ansiedeln, weil er beides bedeuten kann. Heimat ist dort, wo man sich zuhause fühlt. Aber der Begriff ist sehr vage und kann zumindest drei unterschiedliche Bedeutungen haben:

1. das Heim des Individuums (territoriale Bedeutung, kulturell und geographisch)
2. das Heim der ethnischen Gruppe (ethnisch-territorialer Sinn, das Territorium ist hier der Ort, wo die ethnische Gruppe lebt)

3. die ethnische Kultur selbst ist das Heim (rein ethnischer Sinn, hier ist die Kultur selbst die Heimat)

Bei Punkt 3. könnte man von einer „virtuellen“ Heimat sprechen, die überhaupt nicht an einen Ort gebunden ist. Diese Situation ist, wie gesagt, bei ethnischen Gruppen ohne eigenes Territorium gegeben. In Punkt 2. ist die Verbindung zu einem Ort gegeben, allerdings ist der Ort nur der „Lebensraum“ für die ethnische Gruppe. Erst bei Punkt 1. tritt schliesslich das Gruppendenken in den Hintergrund und die Situation des Individuums in den Vordergrund.

Auf der einen Seite ist Heimat also die persönliche lokale Situation des einzelnen Menschen, auf der anderen Seite wird Heimat auch in ethnisch-nationalem Sinne verstanden, als Lebensraum für die ethnische Gruppe oder gar einfach als die ethnische Kultur selbst.

Die ursprüngliche Bedeutung von Heimat scheint aber Punkt 1. zu sein. Man denke an den Ausdruck „Huamat“ (oder so ähnlich, je nach Dialekt) für einen Bauernhof. In diesem Fall ist die Bedeutung dieselbe. Ein Huamat ist ein Haus, aber nicht nur, es ist eine kleine Welt in sich, mit allem was dazugehört, es ist die Basis für die Menschen, die dort leben.

Heimat im Sinne von Punkt 1. (territoriale Identifikation des Individuums) ist der Ort und die Kultur, wo sich jeder für sich zuhause fühlt, weil er dort prägende Erfahrungen gemacht hat, die Welt, die er vollständig durchlebt hat, aus der er hervorgekommen ist. Die Heimat des Einzelnen ist letztlich ein Teil des persönlichen Lebens, der wichtigste Teil nämlich, welcher oft die Kindheit ist, aber nicht sein muss. Heimat ist also die persönliche spezifische Realität. Das positive Gefühl für diese Heimat ist im Grunde eine positive Einstellung zu sich selbst, zu der Besonderheit der eigenen Person und Lebensgeschichte.

Die grosse Schlagkraft dieses Begriffes ist aber vielleicht die Folge seiner Vieldeutigkeit. Für den

Menschen kann Heimat alle obigen drei Bedeutungen gleichzeitig annehmen, und gerade darin begründet sich möglicherweise die Wirksamkeit des Begriffes

für eine ethnische Gruppe. Wenn ein Individuum also Heimat zugleich als seine nahe Umgebung, als den Lebensraum der Volksgruppe und als die Kultur der Volksgruppe begreift, dann kommt die positive Einstellung des Menschen zu seiner persönlichen Umgebung auch der Ethnie zugute. Das Wohlwollen gegenüber seiner persönlichen Heimat wird auf die ethnische Gruppe transferiert. Lokalkultur, Lebensraum der Volksgruppe, Volksgruppe und Volkskultur verschmelzen so zu einem Ganzen. Der Begriff Heimat ist in der Lage, die persönliche Ebene des Einzelnen mit der Gruppenebene der Ethnie zu verbinden und die positive Kraft des lokalen Lebens auf die (viel grössere) ethnische Ebene zu transferieren. Heimat ist in diesem Sinne ein Katalysator, ein Beschleuniger und Verstärker der ethnischen Gruppenbildung.

Das grosse Potential dieser ethnischen Gruppenbildung mag man daran ablesen, dass ein Land wie Südtirol in seinem Innern eigentlich alles andere als homogen ist. Erst das notwendige gemeinsame Auftreten gegenüber Italien, die wachsende Mobilität innerhalb des Landes, das zentrale Schulwesen usw. hat zwangsläufig einen Einigungsprozess in Gang gesetzt. Man braucht aber nicht viele Jahrzehnte zurückdenken, um zu sehen, dass der Kontakt und die kulturelle Nähe der Grenzgebiete zu den Nachbarregionen um vieles grösser war als der Kontakt zu Bozen (z.B. Ahrntal mit dem Salzburgerischen, Vinschgau mit der Schweiz usw.) Allein die geographischen Unterschiede innerhalb Südtirols sind beträchtlich. Gibt es einen Ahrntaler, der sich nicht wie auf dem Mond fühlt, wenn er zum ersten Mal nach Bozen kommt (und vielleicht auch umgekehrt)? Und

wer hat in der Schule je die Antworten auf die Fragen von „Kennst du deine Heimat“ gewusst?

Aber auch heute: Was hat ein Ahrntaler Bauer



mit einem Bozner Yuppie gemeinsam? Oft gar nichts, ausser der Ethnie. Das Unterscheidungsmerkmal „Ethnie“ wird offensichtlich mit einem Gewicht bedacht, das es in der Realität nicht verdient. Es ist unbestritten, dass die Ethnie real existiert, aber es gibt, zumindest in der westlichen Welt, viel schwerwiegendere Kriterien, wodurch sich ein Mensch vom anderen unterscheiden lässt.

Eine Art von künstlicher Gemeinschaftsbildung ethnischer Art findet vielleicht sogar mit dem Begriff „Südtirol“ statt. Südtirol hier, Südtirol da, Südtirol dort. Südtirol hat das italienische Flair, ist aber trotzdem deutsch. Es ist die Brücke zwischen Deutschland und Italien, im Herzen Europas. Nordtirol, Trentino, Österreich, also die eigentliche Geschichte des Landes, sind seltsam nebensächlich. Es scheint, als ob eine Art künstliche Südtiroler Identität „gepusht“ würde, welche alle Charakteristiken einer ethnischen Identität, einer Gruppenidentität hat. Interessanterweise geschieht dies auch von politisch alternativer Seite, vielleicht mit der Absicht, unter einem „gemeinsamen Dach Südtirol“ die drei Ethnien gut unterzubringen, weil ja alle zusammen Südtiroler sind. Die Frage ist aber, ob solch ein rein kulturelles „Dach“ jemals Ethnien zusammenführen konnte. Diese Art des Vorgehens lag schon der Bildung der Nationalstaaten zugrunde, nach dem Motto: Einfach alle, die verschieden sind, unter einen neuen Hut stecken, unter ein neues Ideal, an das fortan alle glauben sollen. Mit Ausnahme von vielleicht Frankreich hat das aber nirgends funktioniert. Dies ist eine kulturelle Einigung von oben, eine von kultureller und wirtschaftlicher Elite (aus unterschiedlichen Gründen) gewünschte Bildung eines kollektiven Bewusstseins, die zwar in diesem Fall mehrere Ethnien miteinschliesst, aber in ihrer Art der ethnischen und nationalen Kulturbildung gleicht.

d) Die Moral von der Geschichte

Ethnische und territoriale Identifikation kann man als Beispiele zweier grundsätzlich verschiedener Vorgehensweisen der Identitätsbildung des Individuums verstehen. Grundsätzlich scheint es angebracht, Ethnien und Gruppenkulturen (rein geistige Kulturen, Hochkulturen jeder Art) jenen Wert beizumessen, den sie im Leben des Individuums effektiv haben, ohne sie zu überzeichnen. Die Unterschiede zwischen

den Lokalkulturen (auch innerhalb derselben Ethnie) sind oft viel grösser, als die Unterschiede zwischen den Ethnien. Und letztlich ist der Unterschied allgemein von Mensch zu Mensch immer noch am grössten.

Keine Überzeichnung im negativen Sinne (Schaffung von Gräben zwischen Kulturen und Kulturgruppen), aber vielleicht genauso nicht im positiven Sinne (schwärmerisches Loben des Multikulturalismus, des Lebens in zwei oder mehr Kulturen usw.). Die positiv gemeinte Überbewertung der Kulturen, des Multikulturalismus, mag gut gemeint sein, aber diese Sicht der Dinge vergisst vielleicht, dass auch dabei den „Crosskulturen“ viel zu grosser Wert beigemessen wird. Wenn beispielsweise bedacht wird, wie sehr solcherart definierte Kulturen (Nationalkulturen, ethnische Kulturen, verschiedene andere Geisteshaltungen) „konstruiert“ sind, „irreal“ sind, und vom Individuum mehr übernommen als durchlebt werden: Ist es dann erstrebenswert, „in all diesen irrealen Kunstbauten zu Hause zu sein“, sich sozusagen von jeder vorgefertigten Kultur einen „pezzo“ abzuschneiden und sich so eine bunte, multikulturelle Identität zu basteln?

Die Begriffe „multikulturell“ und „interethnisch“ sind nicht deshalb zweifelhaft, weil sie die Ethnien in Frage stellen, sondern deshalb, weil sie sich nicht von der Idee der „Gruppenkultur“ gelöst haben. Interethnisch ist immer noch ethnisch, sozusagen. Der Qualitätssprung in dieser Thematik läge hingegen darin, sich von der Fixierung auf diese Kulturdiskurse zu lösen und stattdessen konkreter zu werden, das Individuum in den Mittelpunkt zu stellen. Den Menschen nämlich, eingebettet in seine persönliche, geistige und materielle Umgebung, welche wiederum mit der ganzen Welt in Verbindung steht. Denn die homogenen „Völker“, in denen die Gruppe mehr zählt als das Individuum, gibt es in der westlichen Welt im Grunde nicht mehr wirklich, und es scheint deshalb mehr als fragwürdig, wenn so getan wird, als ob es sie noch gäbe.

Dies bedeutet auch, dass es nicht eine ethnische Kultur sein kann, die schützenswert ist. Man darf nicht vergessen, dass es das Individuum ist, dessen Recht auf freie Identitätsbildung geschützt werden muss. Eine Kultur für sich ist eine abstrakte Idee, die gar nicht geschützt werden kann, wenn die Menschen sie nicht leben. Dieser entscheidende Unterschied wird offensichtlich oft übersehen. Sobald die Kultur

selbst geschützt werden muss, ist sie mit Sicherheit schon tot und zur Folklore verkommen.

Territoriale Identifikation ist eigentlich eine Errungenschaft der Zivilisation, wenn man so will, die Abkehr vom Wanderdasein, Volks- und Gruppendenken, hin zu Identifikation mit bestimmten Orten, Ausbildung der persönlichen Souveränität, erhöhter Entscheidungsfreiheit des Einzelnen und der lokalen Institutionen. Dies alles, weil es nicht mehr notwendig war, sich Gruppen unterzuordnen, um zu überleben. Alles Gegenläufige könnte man als Rückschritte betrachten, von den grossen Auswanderungswellen im Industriezeitalter bis zur heutigen Globalisierung, wo wiederum der Einzelne in grosse Gefahr gerät, in den Dienst des Ganzen (Weltwirtschaft) gestellt zu werden, sich massiv unterordnen und anpassen zu müssen, seine persönliche Entscheidungsfreiheit verlierend.

Territoriale Identifikation bedeutet Souveränität des Individuums, Fähigkeit des Einzelnen, sich selber eine Identität zu bilden. Ethnisch-nationale gross- und hochkulturelle Identifikation hingegen bedeutet, sich mit einer „vorgefertigten“ Kultur zu identifizieren, sei sie auch noch so faszinierend, und sie ohne grosses eigenes Zutun zu übernehmen. Oder auch, sich eine Identität aus verschiedenen Kulturbausteinen zu „kon-

struieren“ und möglicherweise auch öfter einmal zu wechseln. Die Frage ist allerdings, ob diese ethnische, kulturelle, multikulturelle Art der Identität überhaupt den Ausdruck Identität verdient, ob es sich nicht vielmehr einfach um Rollen handelt, in die der Mensch schlüpfen kann. Die hier so genannte „territoriale“ Identitätsform kann hingegen nicht übernommen (wie z.B. ethnische Kultur) oder gebastelt werden (Multikultur), sondern kann nur im Laufe des Lebens organisch wachsen.

Durch territoriale Identifikation kann sich schliesslich auch der Abbau ethnischer Spannungen ergeben. Ethnisches Gruppendenken verliert seine negative Dominanz, wenn sich die Leute ihrer selbst und ihrer realen Umgebung erfreuen, anstatt grosskulturellen Idealvorstellungen nachzulaufen.

Inwiefern prägt die Südtiroler Geschichte die Südtiroler Identität?

„An den Rändern hat man Anspruch auf Besonderheit. Das lernt man dort schnell und übt sich in der Betonung und Bekräftigung dieses Anspruchs.“ (Iso Camartin, Von Sils-Maria aus betrachtet, Frankfurt a.M. 1991)

Martha Verdorfer

1.

In Südtirol gehen die Uhren anders. Südtirol ist eine Ausnahme, und die SüdtirolerInnen sind etwas Besonderes. Solches und Ähnliches bekommt man immer wieder zu hören, zumindest innerhalb der deutschen Sprachgruppe. Ob es um die Vollbeschäftigung oder die Volkszählung geht, um das Traditionsbewusstsein oder den Proporz, Südtirol nimmt eine Sonderstellung ein. Die Politiker betonen es, und die Medien schreiben es.

Da ist es oft mühsam, dagegen zu reden, und mit Begriffen wie „Provinz“ und „traditionell-agrarisch geprägte Gesellschaftsstruktur“ Vergleiche über die Grenzen und damit auch ein Stück Normalität herstellen zu wollen.

Wenn man dann selber in die Situation kommt, BesucherInnen von auswärts das Land und die BewohnerInnen erklären zu wollen/müssen, kommt man selbst wieder in Versuchung: Da gibt es offenbar doch einige Besonderheiten und Merkwürdigkeiten, die uns prägen: nach Sprachgruppen getrennte Schulen und Medienwelten, die zweisprachige Realität, die geographisch allerdings sehr unterschiedlich (sichtbar) ist oder eben den Proporz. Und beim Versuch, die Logik und Funktionsweise dieser Dinge zu erklären, kommt man unweigerlich auf die Geschichte.

2.

Individuelle und kollektive Identitäten sind historisch geprägt. Begriffe wie Geschichte und Identität gehören zusammen – das leuchtet schnell ein. Mit kollektiver Identitätsbildung sind jene Diskurse gemeint, die über Symbolsysteme Zugehörigkeiten definieren. Historisch waren im Allgemeinen vor allem zwei Formen kollektiver Identitätsbildung relevant: die nationale und die religiöse. Diese Art kollektiver Identität braucht Abgrenzungen: Sie muss den Anderen als Anderen wahrnehmen, um das Eigene als Differenz, als Besonderes zu markieren.

Welche Rolle der Geschichte bei der Identitätsbildung zukommt, in welchem Ausmass sie prägend ist, wie sie prägt und vor allem aber, **welche** Geschichte damit gemeint ist – auf diese Fragen werden die Antworten schon schwieriger.

Es ist natürlich nicht so sehr die Geschichte als tatsächlich geschehene Ereignisse, die unser Selbstbild und unsere Zugehörigkeit definieren. Es sind die Bilder und Interpretationen, die über diese Geschichte existieren, die unser Bewusstsein bestimmen. Erinnerung und Geschichtsbewusstsein sind immer selektiv und sozial. Deshalb geht es in der Diskussion um die Relevanz der Geschichte für die Identität immer um die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, in denen die Auswahl und die Form des historisch zu Erinnerenden stattfinden, das damit in die Gegenwart transportiert wird.

Die Vermittlung dieser kollektiven Identität erfolgt über Mythen, Symbole und Geschichtsbilder. Damit diese Vermittlung funktioniert, müssen die Symbole und Geschichtsinterpretationen von den Menschen angenommen und in gewisser Weise auch internalisiert werden. Daraus ergeben sich einige Fragen. An welchen Stellen berühren sich die Lebensgeschichte der einzelnen Menschen und die politische Ereignisgeschichte oder genauer, wie werden konkrete historische Erfahrungsweisen in Ideologien aufgehoben?

3.

Der Rekurs auf die Geschichte ist in Südtirol vielleicht stärker ausgeprägt als anderswo, und er ist in erster Linie ein Legitimationsdiskurs. Mit dem Verweis auf die Geschichte wird in Südtirol fast jede politische Entscheidung gerechtfertigt, er gehört sozusagen zum guten Ton der politischen Rhetorik. Wenn SVP-Politiker auf die Geschichte rekurrieren, wird ihr Ton getragen, der Gesichtsausdruck ernst. Auf der Grundlage des richtigen Geschichtsbewusstseins konstituiert sich das richtige Südtiroler Bewusstsein. Die Geschichte wird nach wie vor ausschliesslich entlang ethnischer Perspektiven dargestellt und dient dazu, von oben herab eine möglichst einheitliche kollektive Südtiroler Identität zu schaffen, die selbstredend wiederum eine primär ethnische ist. Dabei wird dieses Konzept der ethnischen Identität so umfassend und prägend dargestellt, dass neben ihm kaum Raum für andere Identifizierungsmomente (Geschlecht, soziale Zuordnung u.a.) bleibt.

Die Frage ist: Warum hat dieser Identitätsstiftungsprozess in Südtirol offenbar so erfolgreich funktioniert, und inwieweit funktioniert er heute immer noch?

4.

Die Frage nach einer spezifischen Südtiroler Identität beginnt mit der Entstehung des Landes als Folge des ersten Weltkrieges und der Angliederung an Italien. Die deutschsprachigen BewohnerInnen des Landes sahen sich nun im Status einer sprachlichen Minderheit innerhalb eines Staates, zu dem sie in der Vergangenheit ein als zumindest problematisch zu bezeichnendes Verhältnis hatten.

Für die politische Führungsschicht des Landes ergab sich daraus die Strategie, eine möglichst geschlossene und homogene Gruppe zu konstruieren, was sowohl ihre politische Vertretung innerhalb des neuen Staates erleichterte als auch die eigene Vormachtstellung festigte.

Die Einheitlichkeit der SüdtirolerInnen war von Anfang an ein ideologisches Konstrukt, durch das bestehende Unterschiede und Differenzierungen möglichst unsichtbar gemacht werden sollten: Soziale Unterschiede, weltanschauliche Konflikte, lebenswelt- und geschlechtsspezifische Realitäten wurden angesichts der ethnischen Zuordnung für irrelevant erklärt. Eine solcherart gewonnene Identität, die ihre Stärke aus der Abgrenzung gegenüber dem italienischen Staat bezog, war zwangsläufig sehr fragil.

Die Erfahrung des italienischen Faschismus' und die Reaktion der SüdtirolerInnen darauf haben dies deutlich gezeigt. Gegenüber dem italienischen Faschismus entwickelten die SüdtirolerInnen in ihrer Mehrheit eine im Wesentlichen sprachlich motivierte Ablehnung oder zumindest Distanz. In einer Zeit des politischen Totalitarismus' und angesichts der kulturellen und sprachlichen Entnationalisierung zogen sich die SüdtirolerInnen ins Abseits zurück und entwickelten eine Art „Katakombenidentität“. Sie reduzierten sich damit selbst auf eine defensive, nostalgische und rückwärtsgewandte Perspektive, in der sie dem Faschismus nichts anderes entgegensetzen konnten als die sprachliche Fremdheit. „Die Faust im Sack“ als Metapher für das Erleiden von Geschichte, die den Gedanken an einen politisch motivierten Antifaschismus nicht erzeugen konnte.

Der Nationalsozialismus als vertrauter, weil deutscher Faschismus stiess deshalb folgerichtig bei sehr vielen SüdtirolerInnen auf Zustimmung. Ihm gelang es, einem Grossteil der SüdtirolerInnen wieder ein starkes Wir-Gefühl zu vermitteln und sich als Subjekte der Geschichte zu fühlen. Den dafür notwendigen Identitätswandel, von Südtirolern zu „Volks- bzw. Reichsdeutschen“, vollzogen sie nur allzu bereitwillig. Als „Deutsche“ grenzten sie sich nicht mehr nur von den Italienern ab, sondern bei der Option auch von den „Verrätern“, den Nichtdeutschen, den „Welschen“ in der eigenen Gruppe. Oder besser: Diese wurden ausgegrenzt. Als im Sep-

tember 1943 die Deutsche Wehrmacht in Südtirol einmarschierte, wurden Option und Umsiedlung schon wieder aufgehoben, in der Hoffnung, nun doch auch mit dem ganzen Land zum „Grossdeutschen Reich“ gehören zu können.

Das Kriegsende war für die meisten SüdtirolerInnen insofern eine Enttäuschung und keine Befreiung, da der Verbleib beim italienischen Staat dadurch nicht in Frage gestellt, sondern eher noch bestätigt wurde.

5

Der Interpretation der Geschichte kam in Südtirol nach 1945 eine zentrale Rolle zu, und die diente in erster Linie der kollektiven Identitätsstiftung.

Es war politisch opportun, sich auf die ausschliessliche Opferrolle der SüdtirolerInnen unter dem italienischen Faschismus einzuschwören und die Kollaboration mit dem Nationalsozialismus zu verdrängen oder auch durch den Verweis auf die faschistische Unterdrückung zu rechtfertigen. Dieser institutionalisierte Diskurs entsprach dem Bedürfnis einer Mehrheit der Bevölkerung, die daraus für ihre persönlichen Lebenserfahrungen Entlastung und Sinnstiftung bezog. Die Minderheit jener Menschen, deren Erfahrungen damit unsichtbar gemacht wurden, konnte sich nicht wirklich Gehör und damit auch Anerkennung verschaffen. Die im Zuge der Option begonnene Ausgrenzung nach innen wurde damit fortgesetzt.

Die Allgegenwärtigkeit des historischen Diskurses war gleichzeitig eine Neutralisierung der Vergangenheit: Je mehr man über die Unterdrückung durch den italienischen Faschismus sprach, umso beharrlicher konnte man über die Akzeptanz des Nationalsozialismus' schweigen. Der Absolutheitsanspruch des historischen Diskurses bedingte darüberhinaus ein völlig ahistorisches, statisches Denken. Damit wurde gleichsam festgeschrieben, was die Identität der deutschsprachigen SüdtirolerInnen ausmachte, nämlich historisches Opfer zu sein. Dieses Konzept der ethnischen Homogenisierung unter dem Motto „Volk in Not“ blieb bis in die 70er Jahre hinein nahezu un widersprochen. Die „Wir-Gruppenbildung“ innerhalb der deutschen Sprachgruppe funktionierte nicht zuletzt auch deshalb, weil sie bis zum 2. Autonomiestatut von den

autonomiepolitischen Auseinandersetzungen mit Rom begünstigt wurde.

Die zentrale Rolle der Geschichtsdefinition für die Stiftung einer kollektiven Identität ist kein Südtiroler Spezialikum. Legendendarstellungen über die eigene Vergangenheit gibt es auch in anderen Regionen, und sie gehören quasi zum festen Bestandteil der nationalen Traditionsbildung. Dem legitimatorischen Geschichtsdiskurs in Südtirol ist höchstens eine relativ grosse Breitenwirkung und Langlebigkeit zu bescheinigen.

6

Die Bedeutung der Geschichte (oder besser: die Wirksamkeit und die Allgegenwärtigkeit des historischen Diskurses) für das Selbstverständnis der SüdtirolerInnen zeigt sich auch bei der Entstehung des „anderen Südtirol“, das sich seit Beginn der 70er Jahre zu artikulieren begann.

Claus Gatterer war in vieler Hinsicht nicht nur die oft zitierte Vaterfigur für die neue Südtiroler Geschichtsschreibung, sondern eine Symbolfigur für ein neues Selbstverständnis in Südtirol. Es gehört vielleicht nicht ganz zu den Nebensächlichkeiten, dass Gatterer, der als erster eine tiefgreifende Revision des traditionellen Geschichtsbildes vornahm, selbst kein akademisch ausgebildeter Historiker war. Nicht zur Zunft zu gehören und als Journalist im Ausland zu leben, ermöglichte ihm einen offeneren Blick auf die Vergangenheit. Auch beim „anderen Südtirol“ gab es ein auffallend grosses Interesse für die Geschichte, und die Historiker waren in dieser Bewegung auffallend stark präsent. Es mag stimmen, dass in der 68er Bewegung insgesamt die Auseinandersetzung mit der faschistisch/nationalsozialistischen Vergangenheit bzw. der Generation der Väter eine wichtige Rolle spielte. In der alternativen Bewegung in Südtirol lässt sich in diesen Jahren neben dieser Auseinandersetzung ganz allgemein – gleichsam spiegelverkehrt zum Establishment – ein besonders ausgeprägtes Naheverhältnis zur Geschichte feststellen. 1976 wurde die Michael-Gaismaier-Gesellschaft in Innsbruck gegründet, die auch für das andere Südtirol zum Bezugspunkt wurde, eine der ersten Aktionen des Südtiroler Kulturzentrums war die Aufführung des Theaterstückes „Szenen aus dem Bauernkrieg“ im gleichen Jahr. Die Geschichte als Thema war aktuell und zentral. Das Erscheinen der Föhn-Sondernummer „Südtirol 1939-

45" im Jahr 1980 war ein wesentlicher Schritt zur Popularisierung fundierter historischer Information. Es war auch ein erfolgreicher Schritt. In den folgenden Jahren kam der historischen Forschung und der öffentlichen Diskussion über deren Erkenntnisse eine grosse Bedeutung zu. Und der scharfe Ton, mit dem in der deutschsprachigen Presse gegen diese „selbsternannten Historiker“ zu Felde gezogen wurde, liess erkennen, dass man damit einen zentralen Punkt des Südtiroler Selbstverständnisses empfindlich getroffen hatte. Zahlreiche Publikationen dieser Jahre und die Optionsausstellung von 1989 schienen die Hoffnung zu bestätigen, dass historisches Wissen auch in das Alltagsbewusstsein breiterer Bevölkerungsschichten – insbesondere der Jugendlichen – vermittelbar sei und dass sich in Südtirol eine sprachgruppenübergreifende konsensuale Geschichtserzählung entwickeln könnte, in der die Opfer und Täter nicht ethnisch definiert, sondern politisch benannt werden.

Vielleicht war insgeheim auch die Hoffnung damit verbunden, dass sich daraus auch ein neues Südtirolbewusstsein ableiten liesse, dass ein differenziertes und nicht auf ethnische Decodierung reduziertes Geschichtsbild auch eine neue Südtiroler Identität begründen könne. Ob es eine berechnete Hoffnung war?

7.

Das Bedürfnis nach tragfähigen kollektiven Identitätskonzepten ist durchaus aktuell.

Die meisten Menschen definieren sich noch immer über die Zugehörigkeit zu einer Gruppe, und entgegen gängigen Vorstellungen verlieren nationale und ethnische Identifikationsangebote auch im Zuge der Modernisierungsdynamik kaum an Attraktivität. Sie scheinen im Gegenteil durchaus funktional zu sein, indem ihnen eine Entlastungsfunktion zukommt.

Alexander Langer hat das Konzept der/des ungeteilten GesamtsüdtirolerIn skizziert: „jener Mensch, der Südtirol als mehrsprachiges und plurikulturelles Land akzeptiert und möglichst positiv **erlebt** (...), in dem eine Kultur des Zusammenlebens entwickelt und **erprobt** wird.“

Darum geht es: um die Schaffung einer sozialen Realität, in der der Kontakt und der Austausch zwischen den verschiedenen Sprachgruppen institutionalisiert und nicht ver- oder behindert wird, in der zweisprachige Identität sichtbar und anerkannt wird. Dies setzt einen angstfreien Umgang mit dem Ande-

ren voraus und ist vor allem eine Frage der sozialen Praxis. Also ein Plädoyer für die Konzentration auf das Leben in der Gegenwart und das Vergessen des gesamten Erinnerungsbalastes der Geschichte, der in Südtirol ja immer wieder zu Spannungen geführt hat?

8.

Nicht ganz. Das Lernen des Anderen wird auch in Südtirol nicht auf den Weg der Aneignung der eigenen Vergangenheit verzichten können. Geschichtsbilder überleben sich nicht von selber, die Auseinandersetzung damit muss immer wieder neu geführt werden.

Um der Geschichte heute einen überzeugenden Sinn zu verleihen, ginge es darum, den historischen Prozess als offenen und sich selbst als aktiveN GestalterIn von Geschichte zu begreifen. Geschichtsbewusstsein als Anleitung zum Handeln, als Aufforderung zur Veränderung, anstatt sich treiben zu lassen von Trends und Sachzwängen, die von Ökonomie und Politik vorgegeben werden.

9.

Solcherart könnte historisches Bewusstsein auch kollektive Identitäten hinterfragen und relativieren und zur Herausbildung stabilerer Ich-Identitäten beitragen. Die ethnisch definierte Südtiroler Identität als historische zu verstehen, heisst auch, sie in ihrer Veränderbarkeit zu sehen. Das gilt nicht nur für die Identität, sondern für viele der spezifischen Südtiroler Probleme wie Toponomastik, Proporz und Volkszählung. Das Abbeten der immer gleichen Argumente und Rechtfertigungen müsste weit mehr Widerspruch unter der Bevölkerung produzieren, als es derzeit der Fall ist.

Ich-Identität ist – nach der Definition von Jürgen Habermas – reflektierte Identität. Sie erfordert eine kritische Distanz zu Wertvorstellungen und Normen des Kollektivs, muss sich deshalb mit den Geschichtsbildern des Kollektivs auseinandersetzen und auch einen bewussten Bruch damit vollziehen. Wahrscheinlich ist es das, was Südtirol braucht: mehr Nein-Sager.

Paradosso italiano

Riccardo Dello Sbarba

Che gli italiani del Sudtirolo non siano un gruppo etnico compatto non è una malattia, ma una fortuna

Medici e stregoni della politica si affollano intorno al letto del malato: il gruppo italiano del Sudtirolo. La malattia da curare è nota: non fare gruppo, non avere un'identità comune, né un radicamento. I sintomi sono il cosiddetto "disagio degli italiani", la loro inquietudine perenne, la cecità di fronte alle tante occasioni che pure offrirebbe loro la nostra ricca autonomia.

Priva della gamba italiana, lo stesso sistema dell'autonomia zoppica. Esso infatti funziona per gruppi e dunque solo chi fa gruppo si sente integrato e appagato. Per i tedeschi e i ladini - cittadini di uno stato che parla una lingua diversa, residenti da antichissima data, proprietari di beni identitari come la terra e gli immobili storici, uniti nella *Sammelpartei* - tutto ciò ha funzionato perfettamente. Per gli italiani invece no: sono esclusi dalla terra e dai beni identitari, la loro residenza è recente, sono divisi per provenienza, tradizioni, appartenenza politica.

La frammentazione italiana è dunque il problema aperto di questa autonomia. E tuttavia, se finora gli italiani non sono riusciti a diventare gruppo, occorre una buona volta domandarsi se non vi siano cause più profonde e strutturali. E occorre anche domandarsi se questa loro identità così debole sia davvero una malattia, oppure non sia una fortuna - per gli italiani stessi e per il Sudtirolo. È questa la tesi che vorrei dimostrare.

Dal dopoguerra ad oggi l'autocoscienza degli italiani del Sudtirolo ha attraversato tre fasi. La prima arriva fino al 1957 e poi in una lunga transizione: si

trascina fino al 1972 (secondo Statuto di autonomia). Sostenuti da una forte presenza dello stato e dell'esercito, gli italiani di Bolzano si sentono maggioranza nazionale, sono insediati nei settori più moderni (grande industria e libere professioni), considerano l'impiego pubblico una loro esclusiva riserva di caccia, guardano con un misto di compassione e altezzosità allo svantaggio del mondo contadino. Continua l'afflusso massiccio: dal 1946 al 1956 gli arrivi dall'Italia in Sudtirolo superano le partenze di oltre 15 mila persone.

Questo trend si inverte improvvisamente proprio nel 1957. Nell'anno del "Los von Trient", infatti, il saldo migratorio con l'Italia diventa per la prima volta negativo e tale rimane per 30 anni: dal 1957 al 1990 meno 15 mila persone. Siamo entrati nella seconda fase, quella della perdita dei privilegi.

I poteri passano progressivamente dallo Stato alla Provincia; l'esercito svuota le caserme; nel 1976 l'approvazione delle norme su bilinguismo e Proportz mettono fine al monopolio italiano nel pubblico impiego. In più, negli anni '70 esplose la crisi mondiale della grande industria, mentre nelle nostre valli si espande la piccola e media industria e sulle pendici fiorisce il fortunato connubio tra agricoltura e turismo. Le sorti si sono invertite.

La terza ed ultima fase, ancora in corso, comincia col 1992, l'anno della "quietanza liberatoria" che chiude il Pacchetto. Il saldo migratorio con l'Italia si stabilizza intorno allo zero. È la fase della ricerca di un ruolo: gli

Italiani scoprono l'autonomia come un affare da cui non vogliono essere esclusi, un "gratia e vincit" quotidiano tra sussidi, riserve di posti o contributi provinciali. Si cerca in tutti i modi di "fare come i tedeschi": dai successivi (e falliti) tentativi di costruire una IVP (Italienische Volkspartei) all'accettazione dei Proporz da parte di AN, dai cicli di conferenze sulla "identità italiana" dell'assessorato alla cultura, alla strenua difesa delle scuole italiane di periferia, dal mito Durnwalder al tentativo di inventare una tradizione comune per l'italiano autoctono, il cosiddetto "altoatesino".

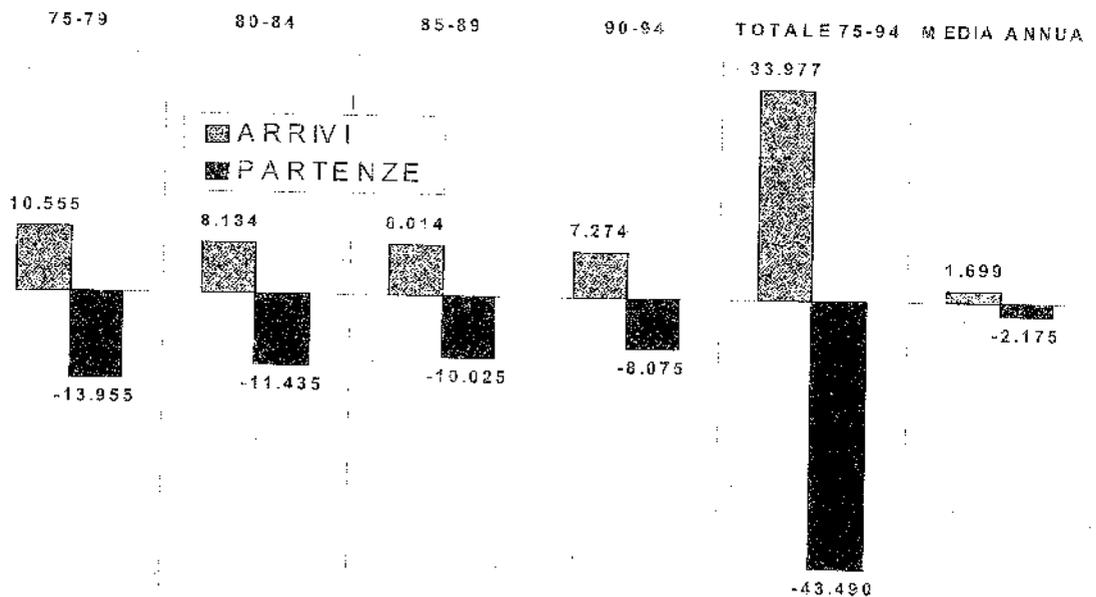
Non vorrei sembrare troppo severo: sono anche gli anni dello studio della storia locale, della voglia di bilinguismo e - finalmente - dell'apprendimento del tedesco. Eppure la IVP non nasce, e neppure si afferma almeno un'unità d'intenti "italiana" - nessuna traccia, poi, dell'Homo altoatesinus.

Quel che non funziona è la speranza di una stabilizzazione della popolazione italiana del Sudtirolo, che molti si attendono da un decennio di "saldo migratorio zero". In realtà, sotto questo zero continua ad esserci un via vai di dimensioni bibliche.

Emerge chiaramente dai dati degli ultimi due censimenti, basta che uno li sappia (e li voglia) leggere. Nel 1981 dichiaravano di essere nati in altre regioni italiane quasi 67.000 cittadini, cioè il 54% del gruppo italiano di allora. Nel 1991, dieci anni dopo, erano ancora 58.000, il 50% degli italiani dichiarati. Insomma: metà degli italiani residenti in Sudtirolo non sono nati qui. Ancora: alla domanda su dove avevano la residenza 5 anni prima, hanno risposto di averla avuta in altre province italiane 4.879 persone nel 1981 e 5.170 nel 1991. Di quelli del 1991, il 70% aveva tra i 20 e i 39 anni, l'età centrale del lavoro. Dunque il ricambio con l'Italia non è un residuo, ma una caratteristica permanente degli italiani del Sudtirolo.

Prendiamo una categoria, gli insegnanti: nel 1998 in certe scuole (specialmente in periferia) arrivava da fuori provincia fino al 70% del corpo docente. Al "Battisti" di Bolzano, una scuola di 90 insegnanti abbastanza stabili, oltre ai bolzanini si potevano trovare docenti provenienti da altre 23 province: da Bari a Mantova, da Oristano a Padova, da Trapani a Bergamo, era rappresentata tutta l'Italia.

Saldo migratorio Sudtirolo Italia (1975-1994)



Se si scompongono i flussi migratori (dati ASTAT), si scopre che tra il 1975 e il 1994 le persone che dall'Italia sono immigrate in Sudtirolo sono state ben 34.000, mentre a emigrare verso l'Italia sono state in 43.000. Ciò significa un ricambio di oltre un terzo del gruppo italiano in venti anni, una media di quasi 4.000 persone ogni anno che con mobili e bagagli passano il confine di Salorno in entrata e in uscita.

Riassumendo: gli italiani del Sudtirolo sono una popolazione caratterizzata da una fortissima mobilità. Esattamente come lo sono i cittadini di tutte le aree urbane d'Europa, a Milano come a Monaco. La differenza è che là il sistema non funziona con le quote etniche, mentre da noi sì. Per corrispondere alle regole della nostra autonomia, anche gli italiani dovrebbero fare gruppo; ma la loro strutturale mobilità glielo impedisce. Come se ne esce?

Una strada può essere quella di forzare artificialmente il compattamento di gruppo. Misure amministrative protezionistiche potrebbero rallentare l'afflusso di forza lavoro da fuori e stabilizzare la residenza di chi è già dentro. Atti politici degli altri partner (SVP e Durnwalder) potrebbero incoraggiare gli italiani a riconoscersi in una rappresentanza politica prevalente. Si tratterebbe insomma di „italianizzare gli italiani“ con una forzatura dall'esterno.

Tentativi in questo senso ce ne sono, ma, ammesso che riescano, occorre anche domandarsi se da questa cura non uscirebbe un Sudtirolo ancora più chiuso, più etnocentrico, più ostile all'Europa, insomma, più „piccolo e solo“, come diceva Bruno Kossler per il suo Trentino.

L'altra strada è quella di avviare una gestione intelligente e aperta del sistema, in cui l'autonomia perda il suo carattere etnocentrico, i gruppi facciano un passo indietro e i singoli cittadini un passo avanti. In questo modo potrebbe emergere pian piano un ulteriore riferimento di identità fondato sull'orgoglio di vivere in una terra plurilingue, in un grande laboratorio di dialogo interculturale. Se questa identità multi-etnica diventa possibile e istituzionalmente accreditata, credo che in essa possa riconoscersi gran parte degli italiani che vivono in Sudtirolo, insieme a tutti quei tedeschi e ladini che vorranno.

Incerta tra la prima e la seconda strada, con grande pragmatismo, si è mossa finora la politica di Luis Durnwalder: ma prima o poi bisognerà scegliere. Cominciando magari dal considerare la mancanza di identità degli italiani non più come una malattia, ma come una risorsa.

Rainer Münz, docente alla Humboldt Universität di Berlino, ha definito gli italiani del Sudtirolo come

„Gastarbeiter mit einem privilegierten Status“. So che la definizione manda in bestia molti miei concittadini, ma è vera. E se per un gruppo linguistico minoritario che esce da una lunga oppressione la parola chiave è „protezione“, per dei Gastarbeiter, ancorché privilegiati, la parola chiave è „integrazione“. È possibile oggi rendere compatibili in Sudtirolo protezione e integrazione, lasciando ciascun cittadino libero di scegliere?

Se sì, allora la terza fase dell'autonomia è aperta. La prima è stata vissuta dai sudtirolesi come il periodo dell'arroganza italiana; la seconda è stata vissuta dagli italiani come il periodo dell'arroganza tedesca. La terza potrebbe bandire questa „logica del pendolo“ (Langer) e promuovere l'integrazione.

Le cose da fare sarebbero tante, ma se bisogna scegliere il primo passo, a me pare che bisogna farlo nella scuola. Immaginatevi un bambino appena arrivato da Roma: se lo mettete in una scuola solo italiana, lo chiudete in un ghetto. Avrà solo amici italiani, imparerà il tedesco (ammesso che lo impari) come una lingua straniera. Se invece lo mettete in una scuola solo tedesca (ammesso che ci resista), la sua lingua e la sua cultura di provenienza verranno negate. Insomma, questo bambino dovrà scegliere tra ghettizzazione e assimilazione.

Mettetelo invece in una scuola plurilingue, dove alcune materie si insegnano in tedesco, altre in italiano, altre in inglese, e dove i compagni di scuola siano sia italiani che tedeschi. Questo bambino diventerà presto di casa in entrambi i mondi, integrandosi rapidamente senza rinunciare a se stesso. E' appena arrivato da Roma, ma già avverte un orgoglio sudtirolese, perché questa terra gli sta regalando la sua carta d'identità europea.

[HTTP://WWW.CONSUMER.BZ.IT/LILLIPUT](http://www.consumer.bz.it/lilliput)

DAS LILLIPUT- NETZ

FUER EINE GERECHTE WIRTSCHAFT

besteht inzwischen aus 28 Vereinen
und Verbänden aus dem sozialen,
gewerkschaftlichen, umwelt- und
entwicklungspolitischen Bereich Südtirols.



Identität in Südtirol



anhand
Alexander Lange

10 Thesen für ein friedliches Zusammenleben

Die „10 Punkte für das Zusammenleben“ von Alexander Langer (1996) sind ein politisches Dokument, das politische Testament eines Grenzgängers und Brückenbauers, der immer bemüht war, zwischen den Sprachgruppen in Südtirol zu vermitteln. Diese Thesen stellen sich somit dem Problem des ethnischen Konfliktes, treten für die Rechte der Minderheiten ein, treten aber ebenso entschlossen dem Ethnozentrismus entgegen, der ein Instrument der Exklusion der anderen ist. Eine fundamentalistische Ethnopolitik aber, und das wusste Alexander Langer, braucht neben wirtschaftlicher Macht und starken politischen Mehrheitsverhältnissen, die allesamt durch das 2. Autonomiestatut von 1972 gegeben sind, auch eine kulturelle Basis, durch die der Dominanzanspruch überhaupt erst vermittelt werden kann. Diese kulturelle Basis verdichtet sich in der kulturellen Identität, die nicht mehr hinterfragt oder kritisch auf Gemeinsamkeiten mit den anderen hin analysiert wird. Kulturelle Identität wird so zum Wesen einer Ethnie oder einer „Volksgruppe“. Sie dient vor allem als Identifikationsinstrument, das vorgibt, das Fremde vom Eigenen genau trennen zu können, sie versucht aber auch, Zugänge grundsätzlich hermetisch abzuschließen und „Kontaminationen“ möglichst zu verhindern.

Siegfried Baur

Begegnung und Kooperation mit den anderen, die eine andere Sprache sprechen und denen, wie der eigenen Sprachgruppe, eine ebenso essentialistisch unterschiedliche Kultur zugesprochen wird, wird daher nicht als eine Bereicherung, sondern eher als eine Bedrohung empfunden, vor der man sich schützen muss.

Interkulturelle Gruppen, Vereine und Organisationen, in denen der Kulturkontakt und der Sprachentausch als etwas besonders Wertvolles, Kreatives und Bereicherndes erfahren wird, stellen somit für die Einheit einer Ethnie oder „Volks-

gruppe“ eine Gefahr dar. Durch derartige inter-ethnische Kontakte erfährt das Individuum, dass Identität kein absolutes oder monolithisches Organisationsprinzip der Persönlichkeit ist, es erfährt aber auch, dass die eigene Persönlichkeit durch neue Aspekte, neue Sichtweisen, neue Möglichkeiten, das Leben zu organisieren und zu gestalten, auch neue Identitätsanteile erhält. Der Typus der multiplen Identität aber steht dem der ethnischen kollektiven Identität als Machtinstrument diametral gegenüber. Mauerspringer und Grenzgänger haben eine besondere Beziehung auch zur Heimat der an-

deren; sie lieben die Heimat der anderen, mit denen sie im selben Territorium zusammenleben, so wie die eigene.

Nicht so die EthnopolitikerInnen! Sie lieben ihre Heimat und sich selbst über alles.

Die können uns gar nicht verstehen!

Zu den natürlichen Grundlagen der Ethnopolitik gehört die sogenannte „kulturelle Identität.“

Die Idee der kulturellen Identität nährt sich aus dem Glauben, dass das „Was“ verschieden sei und nicht das „Wie“. Jedoch: „Eine ‚Differenz‘ besteht aus ‚Wodurch‘, ‚Wieweit‘ und ‚Wie-Relationen‘, in denen sie sich von jeder anderen Differenz unterscheidet. Sie ist ein Merkmal der Reflexivität, des Spiels von Annäherung und Distanzierung, Verschmelzung und Trennung.“ (Fehér/Heller 1995, S. 105)

Kultur in ihrer von der „cultural anthropology“ hergeleiteten Bedeutung ist der Inbegriff menschlicher und von Menschen gemachter Lebensverhältnisse und umfasst somit nicht nur den Bereich der Wissenschaften, der Technik, der Literatur und Künste, sondern auch die Alltagskultur. Kultur steht somit in einem engen Zusammenhang mit dem Ethnischen, das als gemeinsame Herkunft und Abstammung verstanden wird. „Oft ist sie mehr erträumt als wirklich. Sie ist nicht so sehr durch gemeinsame Merkmale, sondern durch Vorstellungen konstituiert, die irgend ein Element der Zusammengehörigkeit zum Spezifikum der kollektiven Solidarität erheben.“ (Altermatt 1996, S. 48)

Diese kulturellen Aspekte der ethnischen Identität werden von BiopolitikerInnen oder EthnozentrikerInnen immer als „gewachsen“ und „eigenständig“ definiert. Als „gewachsen“ können sie in einem historischen Entwicklungszusammenhang nur dann verstanden werden, wenn dieses Gewachsensein nicht als etwas Statisches, sondern dynamisch und prozesshaft als ein ständiges Wachsen verstanden wird. Und „eigenständig“ wären sie nur dann, wenn man den Prozess der Akkulturation leugnen würde. Dieser Begriff meint: „...durch Kulturkontakte hervorgerufene Veränderungen von Worten, Normen und Einstellungen bei Personen, den Erwerb von Kenntnissen, Fähigkeiten und Qualifikationen (Sprache, arbeitsbezogene Qualifikationen, gesellschaftlich-kulturelles Wissen u.a.) sowie Veränderungen von Ver-

haltensweisen und ‚Lebensstilen‘ (z. B. in Bezug auf Arbeit, Wohnen, Konsum, Freizeitverhalten, Kommunikationsformen, Heiratsmuster); auch Veränderungen der Selbstidentität sind damit notwendigerweise verbunden.“ (Hockmann 1992, S. 168)

So ist jede Kultur ein Agglomerat aus verschiedensten Kultureinflüssen, und das dürfte am Beispiel Südtirols, im Zentrum der Nord-Süd-Verbindungen, auch nicht weiter verwunderlich sein. Die „reine“ eigenständige Kultur gibt es nicht. Sie ist nichts anderes als eine ideologische Konstruktion des Eigenen durch Ausgrenzung des Fremden. Und diese Ausgrenzung erfolgt ja meist von Seiten ethnischer Mehrheitsgruppen, die sich tendenziell in einer hegemonialen Situation befinden, und die nun Negatives auf andere ethnische Gruppen, die sich in einer Minderheitensituation befinden, projizieren. So definiert sich nach Hall (1994, S. 45) jede kulturelle Identität dadurch, dass sie sich stark auf sich zentriert, sich hochgradig abschliesst und auch ausschliessende Formen annimmt. Der Andere wird dadurch kolonisiert, dass er positioniert wird, das heißt, nach hierarchischen Kriterien in eine Rangordnung eingereiht wird. Die eigene Kultur steht hierbei an erster Stelle der Rangordnung oder neben anderen als „gross“ und „wertvoll“ definierten Kulturen, oder sie wird, und dies ist eine weitere erhöhende Variante, anderen „bedeutenden“ Kulturen subsumiert.

Kulturelle Identität als Basis für ethnische Identität

Ethnische Identität verliert ohne kulturelle Identität den Boden unter den Füßen. Diese kulturelle Identität aber ist immer etwas Konstruiertes, ein Kulturdesign aus kulturellen Dokumenten, die die „gemeinsame“ Vergangenheit belegen und so eine „imaginierte Gemeinschaft“ (Anderson 1988) evozieren sollen. Dabei wird alles ausgeklammert, was dem Verstehen des Fremden und der Verständigung mit Fremden dienlich sein könnte. Nur das Eigene steht im Mittelpunkt, und zwar in Verkennung der Tatsache, dass das Fremde, im besonderen Falle Südtirols der italienische Kulturanteil im Lande, teilweise nichts anderes als ein abgespaltener Teil des Eigenen, der eigenen kollektiven Vergangenheit ist (vgl. Kristeva 1990, S. 200). „Das kulturelle Gedächtnis bewahrt den Wissensvorrat einer Gruppe, die aus ihm ein

Bewusstsein ihrer Einheit und Eigenart bezieht. Die Gegenstände des kulturellen Gedächtnisses zeichnen sich aus durch eine Art identifikatorischer Besetztheit im positiven ('das sind wir') oder im negativen Sinne ('das ist unser Gegenteil')'. (Assmann 1988, S. 13)

Die abgeschotteten kulturellen Identitäten der Sprachgruppen erlauben kein Näherkommen bei der Konstruktion einer multiplen, gemeinsamen Identität. Damit dies ja nicht geschehe, wird jeder Versuch ausserdem von deutscher Seite aus mit dem Vorwurf der „Mischkultur“ gebrandmarkt.

So wird eine Volkskultur als Kunstprodukt konstruiert, und die Identifikation damit wird durch eine möglichst umfassende Institutionalisierung der Lebenswelt (vgl. Berger/Luckmann 1969; hier zitiert nach der Ausgabe von 1998, S. 56 ff.) erzwungen. Zudem wird von Seiten der dominanten deutschen Sprachgruppe alles getan, um der italienischen Sprachgruppe die Konstruktion lebensgeschichtlicher Bezugspunkte, die Integration fördern könnten, zu erschweren, genauso wie die Konstruktion von Symbolen und „landmarks“, welche Identifikation mit der engeren Heimat ermöglichen würden. (vgl. dazu Baur/von Guggenberg/Larcher 1998, S. 281 ff.)

Der gefährliche Glaube an die kulturelle Einmaligkeit

Der Glaube an eine kulturelle Einmaligkeit, an eine spezifische kulturelle Identität einer Nation oder einer kleinen ethnischen Minderheit, die als Inhalt und herausragender Wert vor anderen Werten definiert werden kann, ist ein Mythos, ist Grundlage für den Diskurs der wesenhaften Verschiedenheit und rückt dieses Modell in die Nähe einer biologischen Diskriminante. Daher ist es wichtig klarzustellen, dass jede Kultur eine „Differenz“ ist, eine Variante der unzähligen menschlichen Möglichkeiten, das Leben zu leben und die Freiheit und das Denken zu träumen, und eben nichts Essentialistisches.

Das kulturalistische Identitätsmodell hat eine lange Geschichte. Lesen wir, was dazu in einem nicht signierten Text „Kulturelle Identität“ in der „Volksstimme“ Nr. 20 vom 18. Mai 1995 stand: „Die Forderung nach Erhaltung und Respektierung kultureller Differenz tauchte erstmals im 18. Jahrhundert auf, zu einer Zeit, als lokale Kulturen und Traditionen in nie

zuvor gesehenem Masse erodierten, um im homogenen Konstrukt der Nation aufzugehen. Hier tritt Johann Gottfried Herder auf den Plan, der – nicht eingedenk der materiellen Bedingungen von Kultur – ein kulturrelativistisches Gegenmodell zu den universalistischen Tendenzen der französischen Aufklärung schuf: die Idee des Volkes und des dazugehörigen Geistes, welche paradoxerweise dank ihrer Publikumswirksamkeit mehr kulturelle Heterogenität aus der Geschichte radierte, als es die französische Aufklärung je zu leisten fähig gewesen wäre. (...) der Humanist Herder schreibt nicht nur ethnische Grenzen fest, wo diese an Bedeutung verlieren, er ersinnt neue, zeitgemässere; als moralische Fleissaufgabe verweist er stets auf die Gleichberechtigung dieser Differenzen. Dass Herders erhobener Zeigefinger unbeachtet blieb, lag weniger an der Unbelehrbarkeit Herders romantischer Rezipienten als an der Unsinnigkeit der horizontalen Parzellierung in Völker und Kulturen selbst. Eine Generation später machte Fichte in seiner 13. Rede an die deutsche Nation die Grenzen dicht, die Herder geschaffen hatte, indem er die Überlegenheit des deutschen Volksgeistes über die Geister der umliegenden Völker verkündete.“

Heute, nach zwei Weltkriegen, unzähligen Völkermorden, die nicht nur im Namen politischer Hegemonie und wirtschaftlicher Macht erfolgt sind, sondern auch im Namen der eigenen höheren Kultur, die als höchstes Gut jeden kritischen Blick blendet, müssten wir eigentlich wissen, was Stuart Hall (1994) auf den Punkt bringt: „West-Europa hat keine Nation, die nur aus einem Volk, einer Kultur oder Ethnizität besteht. Alle modernen Nationen sind kulturell hybrid.“ (Hall 1994, S. 207) Dieser Erkenntnis ist nur hinzuzufügen, dass es in Westeuropa und in vielen Teilen der Welt, aus einer kulturanthropologischen Sicht heraus, auch keine „reine“ Ethnie gibt. Dies würde eine derartige Abgeschlossenheit und Isolierung erfordern, die nur mehr in ganz seltenen Fällen bei einzelnen Stämmen oder als „Reservatskultur“ aufzufinden ist.

„Andererseits gibt es gleichermassen machtvolle Versuche,



im Angesicht der Hybridität und der Verschiedenartigkeit reine Identitäten wiederzuerstehen und Kohärenz, 'Schliessung' und Tradition wiederherzustellen (...) In einer Zeit, in der in Westeuropa die regionale ökonomische und politische Integration und die Überwindung nationaler Souveränitäten sehr schnell vorankommt, folgt dem Zusammenbruch der kommunistischen Regime in Osteuropa und der Auflösung der alten Sowjetunion ein machivolles Wiederaufleben des ethnischen Nationalismus', erfüllt von Ideen rassistischer Reinheit und religiöser Orthodoxie." (a. a. O., S. 219)

Die Begleitmusik zur globalen Homogenisierung liefert das Wiederaufleben der Ethnizität. An dieser Entwicklung, die einfach die andere Seite der gegenwärtigen zunehmenden Globalisierung der Märkte und des Informationsnetzes darstellt, wäre an und für sich nichts auszusetzen, wenn das Revival der Ethnizität nicht zu einer ausschliessenden und essentialistischen Ethnopolitik und damit verbunden zu einer Reduzierung der Dialogbereitschaft bis hin zur Dialogverweigerung führen würde. Es wäre allerdings irrig anzunehmen, dass es für ethnische Konflikte definitive Lösungen geben kann. Ihr essentialistischer, universeller und die gesamte Identität einbeziehender Charakter schliesst endgültige Lösungen aus, „weil Identitäts- als Wertkonflikte ständig aufs neue entstehen, allerdings in unterschiedlichen Formen, welche den jeweils dominanten Deutungsmustern der globalen Gesellschaft entsprechen. Was einmal als ethnischer Konflikt interpretiert wird, wird ein anderes Mal als Klassen- oder

Systemkonflikt, als Kulturkonflikt usw., betrachtet. Der ethnische Konflikt ist nur eine mögliche Form von umfassenden Gruppenkonflikten, eine Ausprägung des Problems moderner Demokratie. Erst eine Verschärfung über eine bestimmte Intensitätsschwelle hinaus, insbesondere ein Umschlagen in Gewalt, ist als Zeichen von soziopolitischer Pathologie zu werten.“ (Reiterer 1999, S. 36)

Es ist demnach auf keinen Fall gerechtfertigt, Ethnizität in einer Art Kurzschlussdenken mit Rassismus oder mit einem Ansatz von Rassismus gleichzusetzen. Dies wäre nur bei einem stark ausgeprägten Ethnozentrismus oder ethnischem Fundamentalismus der Fall.

Vielmehr ist es vernünftig und von einem wissenschaftlichen Standpunkt aus geboten, darüber nachzudenken, was Reiterer in der Zusammenschau zu seinem Buch Soziale Identität (1998) präzisiert: „Ethnizität tritt heute oft als Bestreitung der unbefragten Dominanz eines eindimensionalen Produktivismus auf und versteht sich selbst als Schritt zur Wiedergewinnung der menschlichen Vieldimensionalität“. (a. a. O., S. 286)

Literatur

Allermatt, U. (1996): Das Fanal von Sarajevo. Ethnonationalismus in Europa. Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung.
 Anderson, B. (1988): Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines erfolgreichen Konzepts. Frankfurt/M./New York: Campus.
 Assmann, J. (1988): Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität. In: Assmann, J./Hölscher, T. (Hrsg.): Kultur und Gedächtnis. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 9-19.
 Baur, S./Guggenberg, I./Larcher, D. (1998): Zwischen Herkunft und Zukunft. Südtirol im Spannungsfeld zwischen ethnischer und postnationaler Gesellschaftsstruktur. Meran: Alpha&Beta.
 Belgrad, J. (1992): Identität als Spiel. Opladen: Westdeutscher Verlag.
 Berger, P. L./Luckmann, Th. (1969): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuch Verlag, 1998.
 Fehér, F./Heller, A. (1995): Biopolitik. Frankfurt/M./New York: Campus Verlag.
 Hall, St. (1994): Rassismus und kulturelle Identität. Hamburg: Argument.
 Heckmann, F. (1992): Ethnische Minderheiten, Volk und Nation. Stuttgart: Ferdinand Enke Verlag.
 Kristeva, J. (1990): Fremde sind wir uns selbst. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
 Langer, A. (1995): Zehn Punkte für das Zusammenleben. In: Alexander Langer. Schriften zu Südtirol/Scritti sul Sudtirolo 1978-1995. Hrsg.: Baur, S./Dejlo Šbarba, R. Meran/Merano, Alpha&Beta, 1996, S. 234-243.
 Reiterer, A. F. (1998): Soziale Identität. Frankfurt/M./Berlin/Bern/New York/Paris/Bern/Wien: Peter Lang.
 Reiterer, A. F./Plaschnberger L. (1999) (Hrsg.): Ethnischer Konflikt und Alltag. Frankfurt/M./Berlin/Bern/New York/Paris/Bern/Wien: Peter Lang.

Identität und die Zukunftsperspektive der Sprachgruppen in Südtirol

Andreas Oberprantacher

Zum Projekt

Der folgende Bericht bezieht sich auf das Gesamtprojekt „Identität und Zukunftsperspektiven der Sprachgruppen in Südtirol“, das am Institut für Philosophie der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck von Mag. Andreas Oberprantacher unter der wissenschaftlichen Leitung von Univ.-Prof. Dr. Josef Zelger durchgeführt wird. Dieses Projekt wurde bereits im Oktober 1999 gestartet und auf eine Dauer von mindestens zwei Jahren angelegt. Gegenstand der Untersuchung sind 11 Gruppen, die sich aus den drei größten Sprachgruppen Südtirols zusammensetzen. Jede Sprachgruppe wurde in drei altersspezifische Gruppen unterteilt. Ausserdem wird eine Personengruppe untersucht, die aus zweisprachigen Familienstrukturen kommt und eine Gruppe von Ausländern mit Wohnsitz in Südtirol. Somit beruht das Gesamtprojekt auf 330 Interviews, die folgendermassen die Bevölkerungsstruktur Südtirols berücksichtigen:¹

Bis zum April 2001 konnten 7 von diesen 11



de zur Hälfte mündlich durchgeführt, anhand von Leitfadenterviews und mit digitalem Aufnahmegerät, zur Hälfte wurde sie mit Hilfe einer grossräumigen Fragebogenaktion bewältigt, wobei 3.000 kuvertierte Fragebögen an ebensoviele Haushalte in ganz Südtirol verteilt wurden.

Bei der Streuung der Befragung schien es günstig, auf die Einteilung in statistische Bezirke und funk-

	<i>Südtiroler deutsch</i>	<i>Südtiroler italienisch</i>	<i>Südtiroler ladinisch</i>	<i>Personen aus zweisprachigen Familien</i>	<i>Ausländer mit Wohnsitz in Südtirol</i>
<i>18 bis 29 Jahre</i>	30	30	30	30	30
<i>29 bis 49 Jahre</i>	30	30	30		
<i>49+ Jahre</i>	30	30	30		

Gruppen vollständig interviewt und ausgewertet werden. Dies sind die 3 Altersgruppen der deutschen Sprachgruppe; die 3 Altersgruppen der italienischen Sprachgruppe und die Gruppe von Personen aus zweisprachigen Familienverhältnissen. Die Befragung wur-

tionale Kleinregionen zurückzugreifen, wie sie das Landesinstitut für Statistik in Bozen vorschlägt. Eine solche Gliederung sieht neben vier grossflächigen Kleinregionen auch mehrere Bezirke vor, welche sich auf die Kleinregionen verteilen:

1. Mals, Schlanders, Naturns, Meran, Lana, St. Martin in Passeier = **Meran-Schlanders**
2. Bozen, Auer-Neumarkt, St. Ulrich = **Bozen**
3. Brixen, Sterzing = **Brixen-Sterzing**
4. Bruneck, Sand in Taufers, Innichen, Abtei = **Bruneck**

Auf diese Weise konnten die Interviews in kleinräumigen Gebieten, den 15 statistischen Bezirken, gesammelt werden, zugleich aber auch grossflächigen Zonen, den 4 Kleinregionen, zugeordnet werden.

Den interviewten Personen wurden die folgenden Fragen gestellt, die gegebenenfalls durch Zusatzfragen ergänzt wurden:

1. Was kommt Ihnen in den Sinn, wenn Sie an Südtirol und dessen Bevölkerung denken?
2. Welche Erfahrungen haben Sie mit den anderen Sprachgruppen gemacht?
3. Was fällt Ihnen ein, wenn Sie an die Geschichte Südtirols denken?
4. Wie wird es Ihrer Meinung nach in Zukunft aussehen?
5. Empfinden Sie Südtirol als Ihre Heimat? Wieso?
6. Was fällt Ihnen ein, wenn Sie an Beziehungen Südtirols zu den Nachbargebieten denken?
7. Was sollte man tun? Schlagen Sie Massnahmen vor, die Ihnen besonders wichtig erscheinen! Welche Folgen würde das haben?
8. Möchten Sie sonst noch etwas hinzufügen?

Die Auswertungsmethode

Was charakterisiert dieses südtirolspezifische Projekt? Zunächst die Herausforderung, eine Untersuchung über Identität und Zukunftsperspektiven von Südtirolerinnen und Südtirolern mittels offener Fragen zu machen und damit den Gesprächspartnern die Möglichkeit zu bieten, die Themen, die sie für relevant erachten, selbst einzubringen. Das offene Interview unterscheidet sich vom geschlossenen insbesondere dadurch, dass es eine höhere Aktivität des Befragten voraussetzt und diesem die Steuerung des Gesprächs in hohem Masse überantwortet. Deshalb fördert das offene Interview zutage, was die eigentlichen Tendenzen und Interessen der Bevölkerung sind. Die transkribierten Antworten der Befragung wurden in einem zweiten Schritt durch das Verfahren GABEK



(Ganzheitliche BEwältigung von Komplexität - © J. Zelger, Innsbruck) ausgewertet, das Univ.-Prof. Dr. Josef Zelger am Institut für Philosophie der Universität Innsbruck entwickelt hat. Es handelt sich dabei um ein Verfahren zur Textanalyse, das es ermöglicht, umgangssprachliche Äusserungen aus offenen Befragungen zu einem transparenten Netz von Aussagen zu verdichten. Dabei werden Überzeugungen, Wissen über Ursachen und Wirkungen, emotionale Einstellungen, Wertvorstellungen aus den authentischen Texten der Befragten herausgeschält und in Form von sog. sprachlichen Gestalten², Wirkungsnetzen und Bewertungsprofilen miteinander vernetzt. Der praktische Teil der Auswertung erfolgt mit Hilfe des PC-Programms WinRelan (**Windows-Relationen-Analyse** - © Josef Zelger, Innsbruck). Dabei ist jeder Schritt der Auswertung intersubjektiv rekonstruierbar und überprüfbar. Methodologische Untersuchungen haben gezeigt, dass das Verfahren in hohem Ausmass die Kriterien der Zuverlässigkeit und Gültigkeit erfüllt.

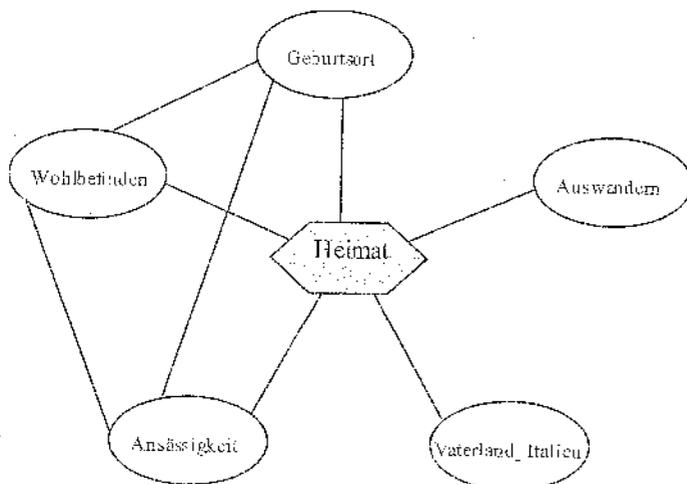
Vorläufige Ergebnisse der Auswertung

Der Sprachgebrauch von *Heimat* und *Geschichte* bei deutschsprachigen und italienischsprachigen Jugendlichen im Vergleich

Zunächst könnte man sich fragen, wie deutschsprachige und italienischsprachige Jugendliche in den gegebenen Texten bestimmte Begriffe, wie etwa *Heimat* oder *Geschichte*, verwendet haben. Die verbale Datenbasis besteht aus den originalen Interviews. Dabei werden nur jene Merkmale als "definierende Merkmale" aufgefasst, die im Textmaterial wiederholt mit *Heimat* bzw. mit *Geschichte* verbunden sind. Da die Befragten neben den sprachlich stabilen quasidefinitiven Verknüpfungen auch viele kontingente, zufällige Aussagen tätigten, müssen erst die stabilen begrifflichen Verknüpfungen herausgefiltert werden. Es sind dies Merkmalsverknüpfungen, die fast immer bestehen, die also stabil sind. Sie können von allen Personen, die die Sprache verstehen, nachvollzogen werden.²

Als Einstieg ein Vergleich zwischen dem Sprachgebrauch deutschsprachiger und italienischsprachiger Südtiroler zwischen 18 und 29, in dessen Zentrum die zu bestimmenden Begriffe *Heimat* und *Geschichte* stehen. Die damit assoziierten Begriffe sind entweder als bedeutungsbestimmende Merkmale oder als zentrale Themen aufzufassen. Jeder der vom kontextualisierten Begriff ausgehende Verbindungsarm kann durch mehrere authentische Texte von 18- bis 29-jährigen belegt werden¹.

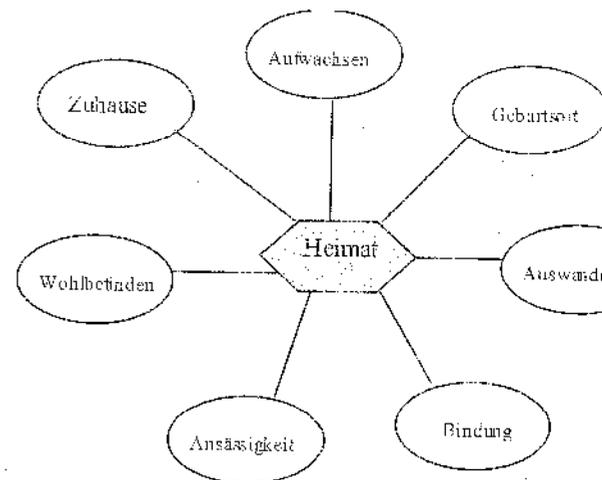
Zunächst *Heimat* bei den deutschsprachigen Jugendlichen:



Eine Quasidefinition von *Heimat*, die entsprechend den Originalantworten von einem Grossteil der befragten deutschsprachigen Jugendlichen akzeptiert wird, könnte lauten:

„Heimat ist der Ort, an dem man geboren wurde, aufgewachsen ist und sich wohlfühlt. In seiner Heimat fühlt man sich zuhause, man lebt gerne da und hat ein starkes Bindungsgefühl. Auswandern würde man nicht.“

Bei den italienischsprachigen Jugendlichen ergibt sich folgendes Bild zum Begriff *Heimat*:²



Bei Berücksichtigung der Originalantworten der befragten italienischsprachigen Jugendlichen könnte eine Quasidefinition von *Heimat* folgendermaßen lauten:

„Heimat ist der Ort, an dem man geboren wurde und sich wohlfühlt. Man ist in seiner Heimat wohnhaft und würde nicht auswandern. Doch das Vaterland ist und bleibt Italien.“

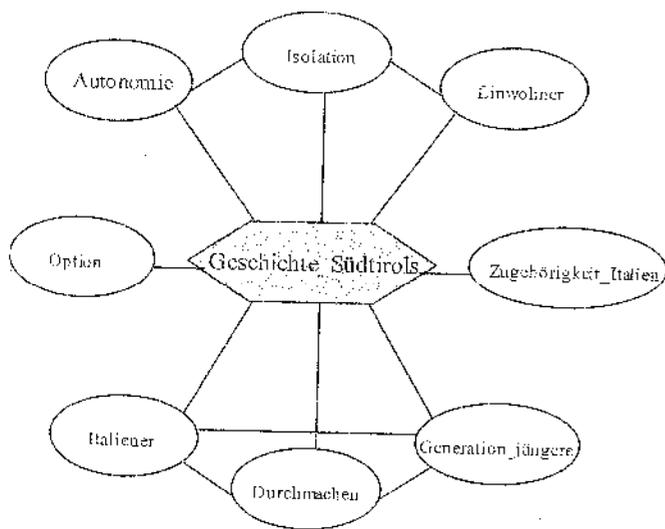
Am Beispiel des Begriffs „Heimat“ kann man deutlich erkennen, dass der Sprachgebrauch bei den deutschsprachigen und italienischsprachigen Jugendlichen in Bezug auf diesen Ausdruck im Kern derselbe ist, denn vier Hauptmerkmale werden von beiden Gruppen geteilt. Italienischsprachige Jugendliche verstehen also die deutschsprachigen Jugendlichen, wenn diese von „Heimat“ sprechen und umgekehrt ebenso. Dies impliziert allerdings nicht, dass das kognitive Verständnis mit einer emotionalen Übereinstimmung einhergeht. Man kann einander verstehen, aber man trifft sich nicht im selben Gefühl.

Die stärkere Differenzierung bei den deutschsprachigen Jugendlichen lässt sich teilweise darauf zurückführen, dass der Gebrauch des Begriffs bei dieser

Gruppe häufiger, sprich gewohnter ist. So wurde in den 30 Interviews mit deutschsprachigen Jugendlichen auch insgesamt 29mal von Heimat gesprochen, davon 25mal als etwas, das zutrifft („es ist meine Heimat“) und 4mal als etwas, das nicht zutrifft („es ist nicht meine Heimat“). Im Unterschied dazu haben die italienischsprachigen Jugendlichen „nur“ 15 Aussagen über ihr Heimatgefühl gelätigt, 7mal als zutreffend, 8mal als nicht zutreffend. In der Folge ist die Merkmalsstruktur bei den deutschsprachigen auch reichhaltiger als bei den italienischsprachigen Jugendlichen.³

Die Merkmalverknüpfung von *Heimat* mit dem Begriff *Vaterland Italien* stellt hingegen eine Eigenheit im Wortgebrauch der italienischsprachigen Jugendlichen dar und weist in ebendieser Gruppe auf die Tendenz hin, den Gebrauch des Wortes mit einem konkurrierenden Konzept zu verschränken: Es kann von und über Heimat gesprochen werden, wenigstens insofern das eigentliche Vaterland, also Italien, nicht in Frage gestellt wird.⁴

Nun aber zum Gebrauch des Begriffs *Geschichte* bei den deutschsprachigen Jugendlichen:

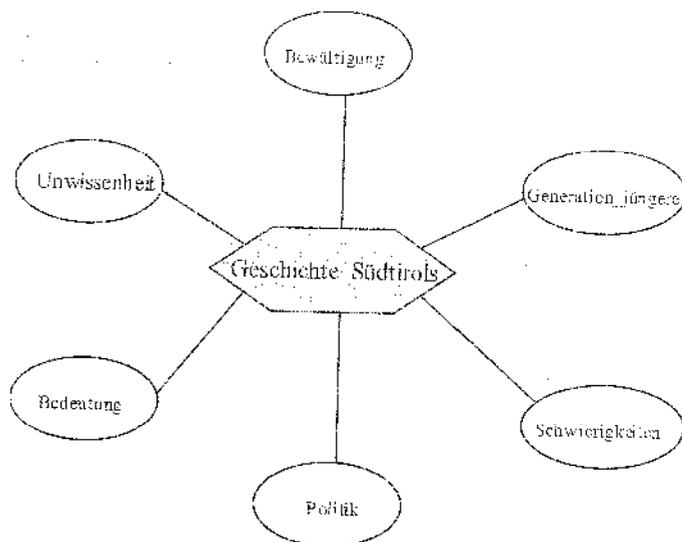


Eine Quasidefinition von *Geschichte Südtirols*, die von einem Grossteil der befragten deutschsprachigen Jugendlichen entsprechend der Originalantworten akzeptiert wird, könnte hierzu lauten:

„Im Laufe der Geschichte Südtirols haben die Einwohner Südtirols viel durchmachen müssen: Zunächst ist das Land zu Italien übergegangen, dann haben sich viele der Frage stellen müssen, ob sie im Land bleiben oder für Deutschland optieren und schliesslich war man bestrebt, eine Autonomie zu erreichen. Mittlerweile steht Südtirol ein wenig isoliert da; der Ju-

gend wird es nun zufallen, die Beziehung zu den Italienern zu verbessern.“

Bei den italienischsprachigen Jugendlichen sieht es wiederum so aus:



Eine Quasidefinition von *Geschichte Südtirols*, die von einem Grossteil der befragten italienischsprachigen Jugendlichen nach Massgabe der Originalantworten akzeptiert wird, könnte dabei lauten:

„Von der eigentlichen Geschichte Südtirols weiss man eigentlich nicht so viel, im Grunde sollte man ihr auch weniger Bedeutung zumessen als dies bisher der Fall war. Die Politik macht sich die Geschichte des Landes zunutze, was die Situation zusätzlich erschwert. Besonders die Jugend sollte versuchen, die Geschichte zu überwinden.“

Beim Gebrauch des Ausdrucks „Geschichte Südtirols“ lässt sich eine starke Diskrepanz zwischen den italienischsprachigen und deutschsprachigen Jugendlichen feststellen. Lediglich ein einziges Hauptmerkmal wird von beiden Gruppen geteilt. Dies legt die Vermutung nahe, dass der Ausdruck *Geschichte Südtirols* bei den Jugendlichen der einen Sprachgruppe in einem anderen Sprachspiel eingebettet ist als bei denen der anderen Sprachgruppe.

Die deutschsprachigen Jugendlichen scheinen ihren sprachlichen Umgang mit der Geschichte vor allem an Ereignissen explizieren zu wollen, die sie für bedeutend und konstitutiv für die Genese des gegenwärtigen Südtirols erachten und rollen dabei sozusagen die einzelnen Stationen des „Südtiroler Lei-

densweges“ auf. Berücksichtigt man alle Antworten der deutschsprachigen Jugendlichen, so ist ein gewisser Hang zur Inszenierung der erlittenen Traumatisierung nicht von der Hand zu weisen. Es fällt offensichtlich leichter, von dem zu sprechen, was einem zugefügt wurde („durchgemacht haben“) als von dem, an dem die eigenen Vorfahren beteiligt waren, z.B. vom Nationalsozialismus in Südtirol.

Bei den italienischsprachigen Jugendlichen scheint der assoziative Kontext zunächst eher auf den zeitgenössischen Gebrauch des Wortes selbst zu verweisen und nicht auf konkrete Inhalte desselben. Was aber eigentlich zur Sprache gebracht wird, ist als ein umgekehrter Ta del zu verstehen. Denn bei einigen italienischsprachigen Jugendlichen wird das Vorhandensein einer Geschichte des Landes als latente Bedrohung für das eigene Selbstverständnis (sich mit der Geschichte

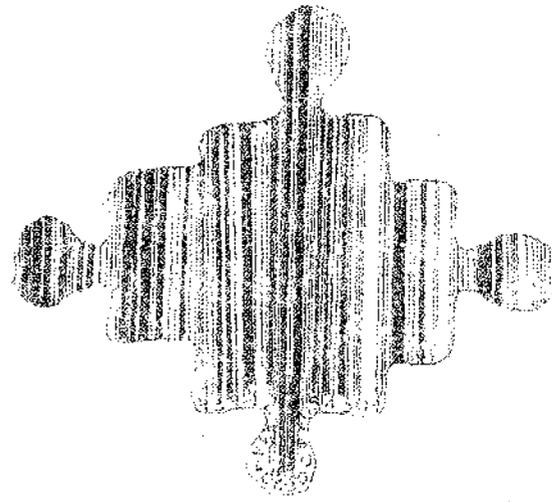
des Landes auseinandersetzen müssen) empfunden und in der Folge negiert, indem man etwa der Geschichte Südtirols von vorneherein eine geringe Bedeutung zuschreibt, oder anderen indirekt zum Vorwurf macht, z.B. durch Aussagen aus denen hervorgeht, dass *man* endlich die Geschichte bewältigen sollte. Auch hier gilt ähnliches wie bei den deutschsprachigen Jugendlichen: Das Feld der Geschichte dient in vielen Fällen nicht zur Aufarbeitung von Traumatisierungen, sondern stellt eine Möglichkeit der Verdrängung dar.

Neben diesen eindeutigen Unterschieden gibt es aber eine Schnittstelle, und zwar jene, welche durch das Merkmal „jüngere Generation“ gegeben ist. Dies könnte bedeuten, dass es trotz der starken Abweichungen im assoziativen Fahrwasser des Ausdrucks „Geschichte Südtirols“ zumindest ein Moment gibt, zu dem sich beide Gruppen bekennen: zur Möglichkeit, ihren Umgang miteinander und mit der Geschichte des Landes zu thematisieren.

Verschlossensein, Offenheit, Trennung der Sprachgruppen sowie Zweisprachigkeit als dominante Themen bei deutschsprachigen und italienischsprachigen Jugendlichen. Eine erste Spur.

Damit wären wir bei der Frage angelangt, was denn die eigentlichen Themen sind, die von den deutschsprachigen und italienischsprachigen Jugendlichen in den Interviews eingebracht werden und wie diese Themen strukturell vernetzt sind. Um die Fülle der

Einzelaussagen sinnvoll strukturieren zu können, wurden die Texte nach dem Verfahren GABEK aufbereitet. Dieses sieht vor, dass die Originaltexte, d.h. die Sätze aus den Interviews, zunächst nach Art eines Puzzles vom Bearbeiter zu kohärenten Bildern zusammengestellt, d.h. zusammengefasst werden. Diese Bilder, welche sinnvoll zusammenhängende Satzgruppen sind und bei Erfül-



C. Iacopino

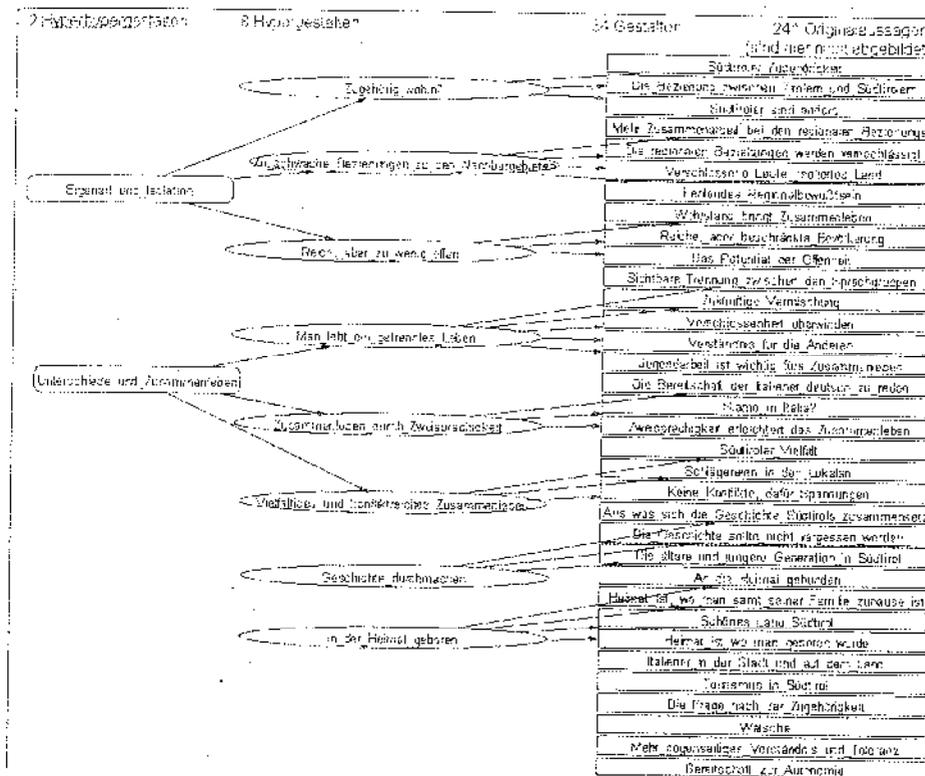
lung bestimmter Regeln sprachliche Gestalten genannt werden⁶, dienen ihrerseits wieder als Puzzleteile zur Bildung eines grösseren Bildes. Die sich ergebenden grossen Bilder, sog. sprachliche Hypergestalten, werden schliesslich zu einem Gesamtbild in Form eines Gestaltenbaums zusammengefügt, der die Meinungslandschaft aller Befragten einer Gruppe in hierarchischer Form wiedergibt.

Das Verfahren wird auf jeder Ebene so lange fortgesetzt, bis keine neuen Textgruppen mehr gebildet werden können, die sich von allen schon gebildeten Textgruppen hinreichend unterscheiden. Dies sichert die Vollständigkeit der Analyse und verhindert eine willkürliche Auswahl von Inhalten. Jedoch werden in solch einem Gestaltenbaum nicht alle Antworten der Befragten eingebunden. Dies deswegen, weil zu redundante oder nicht ausreichend zusammenhängende Aussagen nicht verwendet werden können. Es handelt sich um ein Puzzle, bei dem manche Teile übrig bleiben, etwa weil es mehrere derselben Form und Farbe gibt (Redundanz der Sätze) oder weil Teile aus einem anderen Puzzle daruntergemischt wurden (mangelnde thematische Vernetzung der Sätze).

Um die hierarchische Strukturierung und Vernetzung der Einzelaussagen zu veranschaulichen, sei der Gestaltenbaum der deutschsprachigen Jugendlichen angeführt. Um eine sinnvolle Auswahl der einzelnen Themenbereiche für diesen ersten Projektbericht zu treffen, wurden nur die Hyperhypergestalten inkl. der sie begründenden Hypergestalten wiedergegeben.

kaum jemand hingezogen. Man betont statt dessen seine Andersartigkeit und bleibt unter sich.

Schwache Beziehungen zu den Nachbargebieten: Die Beziehungen zu den Nachbargebieten wären eigentlich sehr wichtig, doch die Einwohner Südtirols fühlen sich nirgendwo richtig hingezogen. Sie betrach-



ten Südtirol als ein besonderes Land, das sich von den umliegenden Gebieten abgekapselt hat.

Zu wenig Offenheit: Südtirol ist ein Land, das in kurzer Zeit sehr wohlhabend geworden ist. Für einen Teil der Bevölkerung ist Offenheit aber immer noch ein Fremdwort. Mit mehr Offenheit könnte man auch ein besseres Zusammenleben erreichen.

In der Regel sind auf Gestaltenebene die Aussagen zwar konkret und noch kaum verallgemeinert, zugleich aber zu diffus, um zunächst ein allgemeines Bild der Situation zu erhalten.

Bei der Gruppe deutschsprachiger Jugendlicher in Südtirol konnten auf dieser dritten Ebene der Zusammenfassung zwei Hyperhypergestalten (HHG) gebildet werden, welche die dominanten, explizit geäußerten Thematiken dieser Gruppe darstellen:

1. HHG: Eigenart und Isolation:
 Man betrachtet Südtirol als ein Land, das für sich steht und die regionalen Beziehungen vernachlässigt. Auch die Bevölkerung kapselt sich ab.

Begründende Hypergestalten:
 Zugehörig wohin? Die meisten Südtiroler haben sich damit abgefunden, dass sie nicht mehr zu Österreich gehören. Andererseits fühlt man sich aber auch nicht als ein Teil Italiens. Zu Nordtirol fühlt sich auch

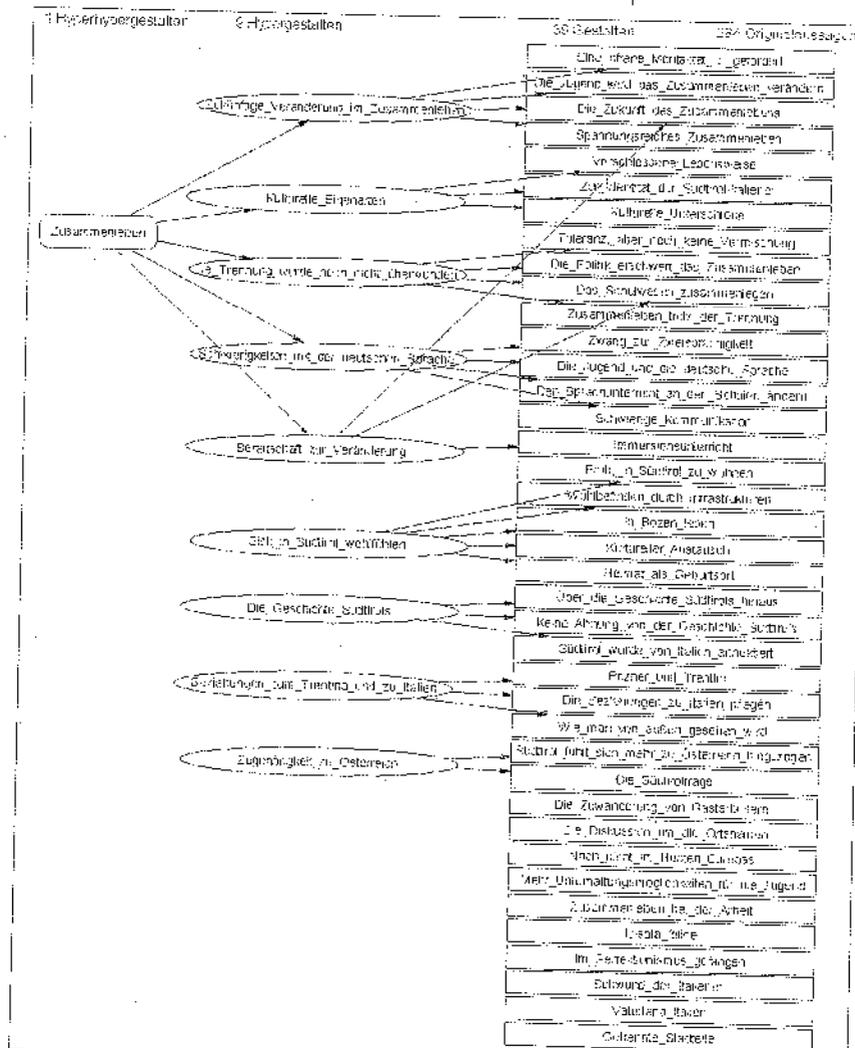
2. HHG: Unterschiede und Zusammenleben
 Das Zusammenleben der Sprachgruppen könnte verbessert werden. Die Unterschiede zwischen den Sprachgruppen sollten dem nicht entgegenstehen.

Begründende Hypergestalten:
 Man lebt ein getrenntes Leben: Es wird mitunter die Meinung vertreten, dass das Zusammenleben einwandfrei funktioniert. Dennoch gibt es eine sichtbare Trennung zwischen den Sprachgruppen. Man ist meistens unter sich und hat zu wenig Kontakte zu den anderen. In Zukunft wird es hoffentlich eine stärkere Mischung zwischen den Sprachgruppen geben.

Zusammenleben durch Zweisprachigkeit: Es gibt noch immer italienischsprachige Südtiroler, die zu wenig Kenntnisse der zweiten Sprache haben. Daher werden die Gespräche meist in ihrer Sprache geführt. Würde man die zweite Sprache besser beherrschen, würde auch das Zusammenleben besser klappen.

Vielfältiges und konfliktreiches Zusammenleben:
Südtirol ist ein Land, in dem aufgrund der drei Sprachgruppen eine kulturelle Vielfalt herrscht. In manchen Fällen kommt es noch zu Auseinandersetzungen, doch meistens wird die Vielfalt anerkannt.

Der Gestaltenbaum, der aus dem Datenmaterial der befragten italienischsprachigen Jugendlichen gebildet wurde, sieht hingegen folgendermassen aus, und bei ihnen hat sich auf der dritten Ebene der Zusammenfassung nur eine wesentliche Hyperhypergestalt (HHG) herauskristallisiert:



1. HHG: Zusammenleben

Den bestehenden Schwierigkeiten des Zusammenlebens könnte mit mehr Offenheit abgeholfen werden und dadurch, dass die Unterschiede zwischen den Sprachgruppen weniger ins Gewicht fallen. Für andersgestaltetes Erlernen der zweiten Sprache kann ebenfalls das Zusammenleben verbessern.

Begründende Hypergestalten:

Zukünftige Veränderung im Zusammenleben: *Demit es in Zukunft zu positiven Veränderungen im Zusammenleben kommt, braucht es eine offenere Mentalität. Die jüngere Generation scheint schon jetzt zu mehr Offenheit bereit zu sein und hat auch weniger Schwierigkeiten mit dem Zusammenleben.*

Kulturelle Eigenarten: *Italienisch- und deutschsprachige Südtiroler unterscheiden sich in ihrer Lebensweise und in ihrer Kultur. Darüber hinaus ist Südtirol aber auch noch ein besonderes Land, das sich vom restlichen Italien unterscheidet.*

Die Trennung wurde noch nicht überwunden: *Es gibt in Südtirol mittlerweile mehr Offenheit, was das Zusammenleben anbelangt. Die Trennung der beiden Sprachgruppen wurde aber noch nicht überwunden. Vor allem die Politiker scheinen an dieser Gefallen gefunden zu haben. Man sollte nicht getrennt voneinander leben, sondern es sollte möglich sein, schon von klein auf zusammenzuleben.*

Schwierigkeiten mit der deutschen Sprache: *Zwar gibt es heutzutage immer noch welche, die nicht beide Sprachen beherrschen, doch die Situation scheint sich im Allgemeinen gebessert zu haben. Die Schwierigkeiten, die es in Bezug auf die zweite Sprache noch gibt, hängen zum einen mit der Zweisprachigkeitsprüfung zusammen, zum anderen ergeben sie sich aus dem derzeitigen*

rigen Sprachunterricht. Ausserhalb der Schule wird Dialekt gesprochen, im Unterricht wird aber Hochdeutsch gelehrt. Es könnte versucht werden, etwas zu verändern, damit es leichter fällt, die deutsche Sprache zu erlernen. Dadurch würde auch das Zusammenleben leichter fallen.

Bereitschaft zur Veränderung: Eine Verbesserung im Zusammenleben könnte erzielt werden, indem man sich bereit erklärt, das Schulwesen zu reformieren und alternative Formen zu finden, um das Erlernen der zweiten Sprache zu vereinfachen.

Sieht man zunächst davon ab, daß der rationale Gehalt von Aussagen mitunter dazu dienen kann, unbewusste Gruppenphantasien zu verdecken⁹, so lassen sich Gemeinsamkeiten und Unterschiede in der kognitiven Wahrnehmung der sozialen Wirklichkeit näher bestimmen.

Obwohl sich deutsch- und italienischsprachige Jugendliche beiderseits zum Zusammenleben bekennen und dies überhaupt einen unbestrittenen Grundwert aller Beitragten darstellt, bemerken beide Gruppen für die gegenwärtige Situation ein eindeutiges Defizit an konkreter Gemeinschaft. Sowohl in der Rede über die eigene Gruppe, als auch in jener von der Beziehung mit der anderen Sprachgruppe¹⁰ und in jener vom Verhältnis zwischen Südtirol und den Nachbargebieten wurde häufig Verslossenheit, Trennung und Isolation erwähnt. Dies verweist möglicherweise darauf, daß „Zusammenleben“ zwar einen gemeinsamen idealen Topos bezeichnet, die massgebliche Lebenspraxis aber von diesem Ideal abweicht. So wurde auf die Frage hin, was man denn an der derzeitigen Situation ändern könnte / sollte, nicht selten mit dem Verweis geantwortet, daß es bei den Südtirolern mehr der Offenheit bedürfe. Nun stellt dies aber lediglich die Verkehrung eines Tatbestandes, und zwar der Nicht-Offenheit, d. i. der Verslossenheit, der Trennung, der Isolation, in sein idealisiertes alter ego dar. Besonders bei den deutschsprachigen Jugendlichen scheint sich die Tendenz, „beweisen zu müssen“, daß man Südtiroler (und nicht etwa Tiroler oder Italiener) ist, gewissermassen verselbständigt zu haben und einen entscheidenden Beitrag zum Gefühl der Verslossenheit und der Isolation zu leisten. Für viele italienischsprachige Jugendlichen stellt sich hingegen dasselbe Problem im Kontext der

Ungewissheit, ob man in Südtirol überhaupt noch als Italiener angesehen werde und welche Beziehungen man noch zu den anderen Provinzen und Regionen Italiens unterhalte.

In bezug auf die Bedeutung von Zweisprachigkeit bei den Jugendlichen der deutschen und der italienischen Sprachgruppe läßt sich sagen, daß diesem Thema von letzteren eindeutig mehr Gewicht gegeben wird. Seitens der italienischsprachigen Jugendlichen werden vor allem strukturelle Mängel benannt. Man möchte aufzeigen, daß es nicht allein an der „mangelnden Bereitschaft“, sondern auch an den derzeitigen Formen des Unterrichts, an der getrennten Schulpolitik und an der Handhabung der Zweisprachigkeitsprüfung scheitert. Aus diesem strukturellen Defizit speist sich auch ihr Anliegen, effizientere Formen des Spracherwerbs zu bedenken.

Im Gegenzug wird von den deutschsprachigen Jugendlichen zwar eingeräumt, daß Zweisprachigkeit eine wichtige Voraussetzung ist, um ein ehrliches Zusammenleben zu erreichen. Darüber hinaus ist es für sie aber vornehmlich eine Sache des guten Willens. Die Möglichkeit, daß der Erwerb der zweiten Sprache auch an bestimmte strukturelle Voraussetzungen gebunden ist, wird dabei selten in Erwägung gezogen.

Die Arbeit am Südtirol-Projekt ist noch voll im Gange. Sobald die eigentliche Erhebung abgeschlossen ist, darf sowohl mit umfangreicheren als auch mit eingehenderen Publikationen gerechnet werden. Es sei schon hier darauf hingewiesen, daß sich die Ergebnisse über die anderen Altersgruppen zum Teil erheblich von den Ergebnissen der Jugendlichen unterscheiden. Das Projekt soll insgesamt dazu beitragen, Grundwerte, Ziele und mögliche Massnahmen zu identifizieren, die von möglichst vielen Südtirolern akzeptiert werden können.

1 Es sei bemerkt, daß die Möglichkeit der Fruierung der Identität und Zukunftsperspektiven der heterogenen Bevölkerungsstruktur Südtirols gemäß einer Erhebung nach Sprach- und Altersgruppen zunächst eine Hypothese ist. Im Rahmen des Projektes geht es auch darum, gruppenübergreifende Identitätsmuster und Zukunftsperspektiven herauszuarbeiten.

2 Der Begriff sprachliche Gestalt leitet sich von der Wahrnehmungspsychologie (Karl Stumpf) her und baut auf der Annahme auf, daß unsere Sprache analog zur unserer Wahrnehmung der Wirklichkeit gestalthaft ist. Zu den theoretischen Grundlagen des Verfahrens GABEK und dessen Anwendungen siehe: Zelger, Josef & Martin Maier (Hrsg.): GABEK. Verarbeitung und Darstellung von Wissen, Innsbruck (Studienverlag) 1999.

3 Laut Wittgenstein ist die Bedeutung eines Begriffs durch dessen Verwendung in einem Sprachspiel gegeben, das in einer konkreten Lebenswelt eingebettet ist. Wir rekonstruieren daher die Bedeutung der relevanten Begriffe in Form von Quasideinitionen auf der Grundlage aller Interviewtexte einer Gruppe, in denen der Begriff verwendet wurde. Die definierenden Merkmale können später ihrerseits präzisiert werden. Es sind genau jene Begriffe, die quasi gesetzmäßig oder logisch immer mit dem Definiendum assoziiert werden. Fast jeder, der die Sprache versteht und das Definiendum korrekt verwendet, verknüpft auch die entsprechenden Begriffe des Definiens mit dem Definiendum. D.h., daß die definierenden Merkmale von allen Personen, die die Sprache beherrschen, mit dem Definiendum in Zusammenhang gesehen werden, auch wenn dies nicht immer bewusst geschieht.

4 Die jeweilige Anzahl der Verknüpfungen zwischen dem Begriff und seinen Hauptmerkmalen, bzw. zwischen Definiens und Definiendum geht aus der Anmerkung neben der Grafik hervor.

Im Rahmen des PC-Programmes WinRelan können die Originalantworten durch Anklicken der Verbindungslinien aufgerufen werden.

5 Vor die Schwierigkeit gestellt, dass es keine direkte Übersetzung von „Heimat“ ins Italienische gibt, wurde in

den Interviews teilweise mit dem Wort „terra“ operiert teilweise wurde der deutsche Ausdruck verwendet.

6 Im Rahmen des Projektes werden neben den Listen all jener für das Projekt relevanten Begriffe auch solche angelegt, aus denen hervorgeht, welche Merkmale faktisch zutreffen oder nicht zutreffen und wie eben diese Merkmale bewertet werden. Aus diesen Bewertungslisten geht z.B. hervor, ob man Südtirol als seine Heimat erachtet oder nicht und ob diese faktische Zuschreibung positiv, negativ oder neutral bewertet wird.

7 Da es sich hier um einen ersten Projektbericht handelt, muss zugunsten einer überblicksmässigen Darstellung auf die nähere Begründung einzelner Aussagen wie dieser verzichtet werden. Spezifischere Untersuchungen die besonders Detailfragen behandeln sollen, sind geplant.

8 Die genauen semantischen und syntaktischen Regeln nach denen Interviews portioniert und dann zu sprachlichen Gestalten zusammengefasst werden, können in Zelger Josef: „Wissensorganisation durch sprachliche Gestaltbildung im qualitativen Verfahren GABEK“ in J. Zelger u. M. Martin: GABEK. Verarbeitung und Darstellung von Wissen, Innsbruck (Studienverlag) 1999, S. 41-87, nachgelesen werden.

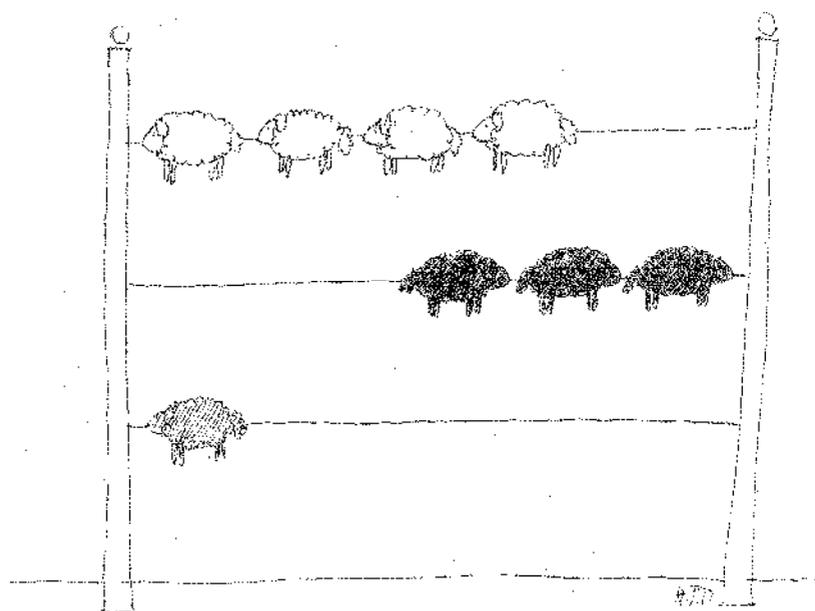
9 Im Rahmen des Südtirol-Projektes soll die Verlässlichkeit solcher expliziter Aussagen kritisch hinterfragt werden. Es soll untersucht werden, ob es sich mitunter nicht um scheinlogische Begründungen, um ideologische Rechtfertigungsversuche oder um nachträgliche Rationalisierungen von politischem Verhalten handeln könnte. Dabei wird die Methode von de Mause zur Analyse von Gruppenphantasien angewandt werden.

Siehe: Lloyd de Mause: „Historical Group-Fantasies“ in: The Journal of Psychohistory, Vol. 7 (1979), S. 1 - 70.

Alois Taferishofer & Josef Zelger: „Die Analyse von Gruppenphantasien als Instrument der Ideologiekritik“ in: Conceptus Nr. 39, Jg. XVI (1982), S. 86 - 108.

10 Von einigen Ausnahmen abgesehen scheint es sowohl für die deutschsprachigen als auch für die italienischsprachigen Jugendlichen in Südtirol nur zwei Sprachgruppen zu geben: eben diese beiden.

VOLKSRÄHLUNG IN SÜDTIROL 2001 I



DAS ZÄHLEN DER LÄMMER

Konstruktion einer neuen Identität: Die fleissigen und anständigen Österreicher

Sebastian Reinfeldt



Seit Februar 2000 gibt es, wie Sie sicher wissen, eine neue österreichische Regierung. Sie wird von den Parteien FPÖ und ÖVP gebildet, nachdem zuvor lange Zeit eine grosse Koalition aus ÖVP und SPÖ dominiert hat. In einer Demokratie ist so ein Machtwechsel eigentlich ein normaler Vorgang – Parteien und Politiker kommen und gehen; bestimmt wird dies durch die souveräne Entscheidung der Wahlbürger und Wahlbürgerinnen. Solange sich alle Beteiligten an die formale Mehrheitsregel halten und die unterlegenen Parteien brav das Feld räumen, ist die Übergabe der Machtbefugnisse an eine andere politische Konstellation keine

Staatsaffäre. In Österreich ist jedoch etwas Besonderes passiert, und deshalb wurde die Angelobung der Regierung Schlüssel zur Staatsaffäre in Europa. Bislang, so auch im Bericht der drei Weisen, wurde lediglich die Regierungsbeteiligung der rechts-populistischen FPÖ und nicht das Setting der Regierung als Ganzes betrachtet.

In meinem heutigen Beitrag widme ich mich der Frage, erstens, auf welchen ideologischen Grundlagen die aktuelle österreichische Regierung ruht, und zweitens, auf welche Weise sie regiert. In ihrem eigenen Verständnis, und auch im Verständnis ihrer politischen Gegner, ist sie eine Regierung des Bruchs oder zumindest eine Regierung der tiefen Einschnitte. Sie setzt nicht nur diese oder jene politischen Initiativen, um die Interessen ihrer Klienten zu befriedigen, sondern proklamiert in

Zunächst einen herzlichen Dank an die Veranstalter und Veranstalterinnen des Symposiums für die Einladung. Ich bin, glaube ich, das erste Mal in Südtirol und habe nur dunkle Kindheitserinnerungen an meine Grosseltern auf irgendeinem Bauernhof, der vielleicht aber auch in Österreich war.

Eine Korrektur gleich zu Beginn: Der von mir gemeinte Titel ist „fleissige und anständige Österreicher“ (das Programm des Symposiums hatte „Die fleissigen und anständigen ÖsterreicherInnen angekündigt, Anm. der Red.), also nur die männliche Form. Und die neue Identität, die konstruiert wird, ist eine *nationale* Identität.

Dabei interessiert mich besonders, welche Effekte die Regierungsbeteiligung der FPÖ in Österreich tatsächlich hat – jenseits von Weissenberichten.

grossen Worten eine neue Art des Regierens, inhaltlich und vom Stil her. Sie grenzt sich dabei ausdrücklich vom vorherigen festgefügtten Regierungsarrangement ab. Das ist insofern bemerkenswert, als der führende Teil der aktuellen Regierung, die ÖVP, Teil des Arrangements war, von dem sie sich jetzt so lautstark abgrenzt. Im folgenden werde ich ihnen meine These darlegen und begründen, inwiefern diese Regierung tatsächlich nicht nur einige Dinge anders macht als ihre Vorgänger.

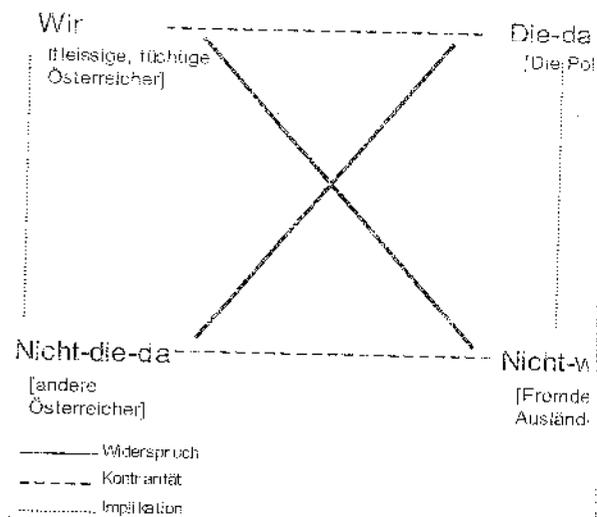
Die neue österreichische Regierung versucht nicht mehr und nicht weniger, als ein neues Regierungsarrangement durchzusetzen. Deshalb greifen meiner Meinung nach auch Analysen zu kurz, die nur eine besonders geschickte oder, wenn sie kritisch sind, demagogische Gestalt der politischen Kommunikation am Werk sehen.

Es handelt sich vielmehr um eine eigentümliche Gouvernamentalität, d.h. eine Art und Weise, die Menschen zu lenken. Den von Michel Foucault übernommenen Terminus Gouvernamentalität könnte man im Deutschen etwa mit „Regierungsmentalität“ umschreiben. Die neue österreichische Regierungsmentalität wird sichtbar in einer bestimmten politischen Rhetorik und Inszenierung, die eine eigene politische Subjektivierung erfordern: Die Art und Weise, wie sich die Österreicher als Subjekte des politischen Lebens verstehen und wie sie sich zu den öffentlichen Dingen verhalten, verändert sich. In der Masse, wie sie die bestehende Regierung direkt oder indirekt unterstützen, sind die Österreicher auf dem Weg, anständige, fleissige und sparsame Bürger zu werden. Sie tun dies auf genau die Weise, wie es die rechtspopulistische Partei FPÖ wieder und wieder proklamiert hat.

Zunächst zur ideologischen Grundstruktur der FPÖ: Nach der parteiinternen Machtübernahme durch Jörg Haider im Jahr 1986 hat die FPÖ mit einem relativ stabilen semiotischen Szenario operiert. Politiker der ehemals grossen Koalition wurden als „Die Politiker da oben“ verortet und in einem antipolitischen Diskurs von einer appellativen „Wir-Kategorie“ abgetrennt. Das heisst, dass die Politiker der alten grossen Koalition als „Die-da“ (oben) gedeutet worden sind.

Aus der Froschperspektive, von unten nach oben, beklagte sich die FPÖ darüber, dass „Die-da-oben“ falsch regieren und sich bereichern würden, dass sie in irgendeiner Art und Weise nicht das täten, was

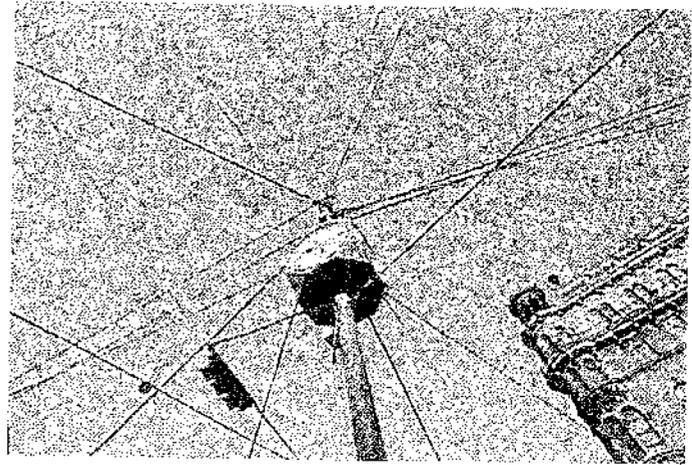
man von ihnen erwarten sollte. Im Zentrum dieser Argumentation oder populistischen Rede steht eine kollektive „Wir-Kategorie“. Dass diese „Wir-Kategorie“ die anständigen, fleissigen Österreicher sind, ist nicht etwa mir persönlich eingefallen, sondern dieser Ausdruck ist einmal experimentell auf einem FPÖ-Parteitag von Jörg Haider und dann immer und immer wieder verwendet worden.



Die „Wir-Kategorie“ bekommt ihren Sinn und ihre Bedeutung in der Abgrenzung von „Denen-da“ und in der scharfen Zurückweisung derjenigen, die nicht so sind wie wir („Nicht-Wir“). Die „die nicht so sind wie wir“, das waren und sind in Österreich die Ausländer und die sogenannten „Sozialschmarotzer“.

Gleichzeitig wird an die „Nicht-die-da“, also an die „normalen Bürger“ appelliert, sich mit dem „Wir-Kollektiv“ zu identifizieren. Ein solches Schema nennt man in der Semiotik „semiotisches Viereck“. Es hat für die politische Agitation, für politische Manöver einen unschätzbaren Vorteil: Es erscheint auf den ersten Blick starr, ist in Wirklichkeit aber sehr flexibel. Die Positionen „Die-da“, „Nicht-wir“ und „Wir“ bezeichnen konstante leere Stellen („Slots“), in die verschiedenste Personen, Kollektive oder Völker hineingebuchstabiert werden können. Gleichzeitig bekommen die einzelnen Positionen automatisch eine bestimmte Logik in diesem semiotischen Schema. So stehen sich „Wir“ und „Die-da“ als entgegengesetzte Stellen gegenüber, während „Wir“ und „Nicht-Wir“ einander ausschliessen: Die Bejahung des Slots „Wir“ führt automatisch zur Negation des Slots „Nicht-Wir“.

Eine Wahlentscheidung für die FPÖ war jedenfalls mehr als nur eine Option für eine Oppositionspartei im Rahmen einer Demokratie. Die FPÖ wählen hiess, sich auf die eine oder andere Art und Weise mit der „Wir-Kategorie“ zu identifizieren. Durch das Kreuz in der Wahlkabine wurde man zu einem neuen Menschen, und dieser Subjekt-Effekt, diese Identifikation mit einer „Wir-Position“, wird durch eine völkische, ideologische Infrastruktur stabilisiert. Ausländer, „Sozialschmarotzer“, etc. sind als organisch fremd aus der „Wir-Gruppe“ der Anständigen und Fleissigen ausgeschlossen. Auf diese Weise setzt sich die deutsch-nationale Tradition in der FPÖ fort. Dabei spielt es keine grosse Rolle, ob die Österreicher im Kern deutsch sind oder ob sie über eine eigene Art von Nationalität verfügen. Die FPÖ wiederholt ja auch immer wieder, dass die kritisierten Ausländer nicht die Volksgruppen der Slowenen und Kroaten sind, sondern die sogenannten Gastarbeiter, eben jene, die keine organische Volkstumsqualität hätten.



Dieser Ausschluss unterstützt den antipolitischen Diskurs der FPÖ: Es wird andauernd behauptet, dass „die Politiker da oben“ dem Kollektiv der Anständigen und Fleissigen etwas Wesentliches wegnehmen wollten. Aber woraus dieses seltsame Wesentliche, diese seltsame Essenz Österreichs wirklich bestehen soll, das kann nur mit Bezug auf eine negative Kategorie gedeutet werden, nur im Verhältnis zu den Leuten, die in der Kategorie „Nicht-Wir“ zusammengefasst werden: Ausländer und „Sozialschmarotzer“ stützen das „Wir-Kollektiv“. In dieser umgreifenden diskursiven Formation wurde aus der FPÖ-Parteitags-Phrase „anständige und fleissige Österreicher“ nicht nur eine starke und ausschliessende Bezeichnung, nicht nur Rhetorik auf einer Oberfläche, sondern ein soziales Faktum.

Ein semiotisches Schema wie das obenstehende muss sich politisch erst durchsetzen, es muss decodiert, verstanden, übersetzt und appliziert werden. Hinter den semiotischen Begriffen verbergen sich im realen politischen Leben scharfe politische Kämpfe, die mit Siegen und Niederlagen enden. Die FPÖ hat eine Deutungsmacht über die relevanten politischen Objekte und Themen gewonnen, und sie konnte im Zuge der Auseinandersetzung in Österreich eine eigene politische Identität formulieren. Der besondere Fall Österreichs besteht nicht im rechtlichen, ökonomi-

schon und diskursiven Ausschluss von Ausländern, wie es das populistische Schema impliziert. Der besonde-

re Fall Österreichs besteht auch nicht in der Diskriminierung alles Fremden und Ungenormten, da dieses Phänomen im westlichen Europa mehr oder weniger verbreitet ist. Das Besondere an Österreich ist die politische Hegemonie des rechten Populismus' und seine besondere Art, Macht auszuüben. Rechter Populismus an der Macht erschafft einen Typ nationaler Identität, der politisch überdeterminiert ist. Jörg Haider wurde und wird nicht müde zu betonen, dass es in der Politik um Konflikte und Kämpfe geht. Wer seine Ist-Beschreibung des Zustandes Österreichs als richtig akzeptiert, der vollführt zugleich einen politischen Akt gegen etwas – gegen die Zwänge des Alltagslebens und gegen die erzwungene Politisierung durch das ehemals vorherrschende korporatistische Regierungsarrangement. Dadurch kann die ehemalige politische Struktur an der Macht direkt für die Entbehrungen des Alltags verantwortlich gemacht werden.

In diesem Sinn wird aus einem einfachen Wahlakt für die FPÖ ein imaginärer Befreiungsakt vom herrschenden System. Ausserdem funktioniert die Verbindung der populistischen Frontstellung mit dem rassistischen Ausschluss gerade aufgrund der Aktivitäten der früheren Regierung und des sie tragenden Milieus. Gleich, welchen legalen Status sie auch hatten, Ausländer wurden als von der Regierung geschickte oder zumindest geduldete Eindringlinge wahrgenommen und behandelt. Ironischerweise entstand diese Implikation, weil die ehemalige SPÖ-ÖVP-Koalition mit ihren populistischen Kritikern übereinstimmte, dass Immigration nach Österreich fundamentale Probleme verursachen würde. Besonders der latente Rassismus der österreichischen Sozialdemokratie und ihres Arbeiterklassenmilieus verfring sich in

der diskursiven Falle 'des rechten Populismus'. So wurden die Emigranten beschuldigt, das andernfalls angeblich stabile österreichische Modell, den österreichischen Sozialstaat, zu attackieren – und die Regierung wurde schuldig, weil sie ihnen erlaubt hatte, nach Österreich zu kommen.

Ein weiterer Grund dafür, warum die Österreicher so anständig und fleissig geworden sind, ist die Bourgeoisie, politisch repräsentiert durch die ÖVP, die sich aktiv dem rechten Populismus verschrieben hat. Für diesen Umstand gibt es interne und externe Gründe. Die internen Gründe beziehen sich auf die strategische Situation der konservativen Partei innerhalb der alten grossen Koalition. Aus dieser Koalition auszusteigen und keine politische Macht zu verlieren, war nur dann möglich, wenn die FPÖ als eine normale politische Partei im liberal-demokratischen Spektrum akzeptiert wurde. Diese Akzeptanz war nicht nur taktischer Art: Ihr ging eine ideologische Wende der Partei unter Wolfgang Schüssel voraus. Die ÖVP hatte sich nämlich schon vor der Regierungswende im Februar von einer stark sozial-katholisch orientierten Partei zu DER prominenten österreichischen Pressure-Group neoliberaler Regierungsmentalität entwickelt.



Von 1995 an, zu Zeiten der grossen Koalition mit der SPÖ, halte die ÖVP die allgemeine Freude am Sparen gefordert, und den Gedanken eines schlanken Staates. Dieser interveniert zwar andauernd in der Gesellschaft, hält sich aber gleichzeitig beim Regieren zurück, damit die Rationalität des Marktes ihre volle Wirkung entfalten kann. Die ÖVP will die Markt-rationalität auf alle Sphären des sozialen Lebens ausweiten, auch auf die, die nicht in erster Linie ökonomisch bestimmt sind – so z.B. die Familien, die Geburts- und Sterberate, das Strafsystem und die Strafpolitik.

Um entsprechende politische Praktiken vorzubrin-

gen, hat die ÖVP das populistische Schema ohne den völkischen Untergrund, die scharfen Grenzen zum Kollektiv, kopiert. Auf diese Weise hat sie sich noch vor dem Regierungswechsel als eine Art Oppositionskraft innerhalb des alten Regierungsarrangements situiert und entsprechend agiert.

Ich komme zum Heute: Eine neue Art des Regierens. Nun sind der völkische rechte Populismus und die neoliberale Regierungsmentalität an der Macht. Als solche codieren sie die neue politische und soziale Situation entlang des jetzt dominierenden populistischen Schemas. Ihre Erklärungen klangen bis vor zwei Tagen etwa so: Hier ist der Block der Koalition, die die anständigen und fleissigen Österreicher repräsentiert. Und dort gibt es einen anderen Block, nämlich einige Politiker der EU und die innere Opposition, die sich beide radikal vom Regierungsblock der Anständigen und Fleissigen unterscheiden.

Diese Addition „demokratische Opposition“ und „EU-Repräsentanten“ produziert einen nationalistischen Diskurs, wonach die innere politische Opposition als nicht zum Korpus der Anständigen und Fleissigen in Österreich zugehörig verortet wird. Während der Debatten über den sogenannten nationalen Schulterschluss gegen die Massnahmen der EU wurde die Demarkationslinie zu den nicht anständigen Österreichern genau auf diese Weise gezogen. So prangten etwa im März 2000 in Wien FPÖ-Plakate, in denen gefordert wurde, die Bevölkerung solle Schluss machen mit sozialistischen Österreichbeschmutzern. Der Ausschluss wurde also in guter alter FPÖ-Manier zusätzlich noch organisch begründet: Es wird etwas beschmutzt, was rein ist.

In ihrer Propaganda für den Schulterschluss aller gesellschaftlicher Parteien argumentiert die Regierung so, dass es keine wesentliche Differenz zwischen dem authentischen Willen des Volkes und ihr selber gebe. Für den Fall der Nichtaufhebung der Sanktionen hat sie konsequenterweise gedroht, eine Volksbefragung von oben zu initiieren, die jetzt hinfällig ist. Die Österreicher hätten darin unter anderem ihre Unterstützung der Regierung gegenüber der EU begründen sollen. Das Ziel war es also, die Identität von Volks- und Regierungswillen zu demonstrieren. Bereits an der Zielrichtung dieses Planes kann man

erkennen, dass ein nationalistischer Diskurs von einem organischen diskursiven Strang gestützt wird.

Sie könnten gegen meine bisherige Überlegung einwenden, dass sie sich fast ausschliesslich auf die ideologische Ebene konzentriert. Die Regierung aber, und das sagt der Bericht der Weissen, arbeitet im europäischen Rahmen völlig normal. Dieses Argument war übrigens auch der Kern der Verteidigung gegen die EU-Sanktionen: in der Alpenrepublik verlaufe alles vergleichsweise normal. Alle anderen Einschätzungen seien überzogen und machtpolitisch motiviert.

Der Haken an diesem Argument ist nicht nur, dass Ideologie als eine oberflächliche Erscheinung eingestuft wird, die man getrost übersehen kann, wenn man die wirkliche Wirklichkeit analysieren möchte. Denn Ideologie ist natürlich Teil der Wirklichkeit, und sie arbeitet in erster Linie damit, politische Subjekte zu konstruieren und Identifikation mit Bildern des Kollektiven zu schaffen.

Meine weitergehende Analyse richtet ihr Augenmerk darauf, in welchem Verhältnis die bizarre Identität der Fleissigen, Anständigen und Sparsamen zu den konkreten Führungs- und Regierungstechniken steht, die sich seit Februar 2000 in Österreich abzeichnen. Die bisher allgemein geteilte Vorstellung, wie die Institutionen und Politiker das Land zu regieren hätten, ist zerbrochen. Das alte Arrangement hat die gesellschaftlichen Interessen in einem fein abgestimmten Institutionsgeflecht austariert und den Bürger, auch hier verwende ich die männliche Form mit Absicht, darin in seiner Funktion und Identität als Arbeiter, Angestellten oder Beamten integriert. Diese Integration vollzog sich darüberhinaus auch parteipolitisch. Die sozialen Milieus waren den Regierungsparteien personell und ideologisch zugeordnet.

Analog verweist die populistische „Wir-Identität“ der Fleissigen, Anständigen und Sparsamen auf die aktuelle Regierungsweise in Österreich. Mit der Regierungsbeteiligung der FPÖ ist sie zur nationalen Identität geworden, auf ein Staatswesen und dessen Funktion bezogen. Im Zentrum der Regierungsaktivitäten in Österreich steht das Sparen. Es wird zum gesamtgesellschaftlichen Ziel, das Null-Defizit des Bundeshaushaltes zu erreichen. Dieses Ziel ist selbst

von der parlamentarischen Opposition aus SPÖ und Grünen anerkannt - Streit gibt es lediglich um den Weg dorthin.

Die Fleissigen und Anständigen sind sparsame Leute. Diese Atributierung „sind sparsam“ bleibt in der breiten öffentlichen Diskussion ohne Widerspruch und ist Teil des neuen nationalen Selbstverständnisses. Wenn jemand dieses Atribut bestreitet, setzt er sich damit ausserhalb dessen, was in Österreich als normal gilt.

Die Formel „anständig, fleissig und sparsam“ liefert die Begründung für politische Initiativen, wie z.B. für die Attacken gegen die Arbeiterkammer und die Gewerkschaften. Diese beiden grossen Institutionen der Sozialdemokratie sind derzeit in Verteidigungskämpfe verstrickt, die ihre politischen und sozialen Initiativen blockieren. Die konkreten Massnahmen gegen diese Institutionen werden mit Spar-Erfordernissen begründet, und in der Vergangenheit gewährte finanzielle Beiträge werden im Nachhinein als reine Verschwendung dargestellt.

Massiv gekürzt wird auch im sogenannten regierungskritischen dritten Sektor, bei den NGOs und bei jenen Infrastrukturen der Zivilgesellschaft, die Alltagsrechte, Menschenrechte und Solidarität verteidigen.

Und schliesslich wird der Roßlift auch im Bereich der Kunst angesetzt. Experimenteller und ungewohnter Kunst wird ihr staatlicher Schutzraum entzogen, mit dem Argument, auch sie müsse marktkonform sein!

Es ist gut zu erkennen, wie hier neue Ausschlusslinien begründet werden und wie sie politisch überdeterminiert sind: Die nicht mehr marktkonformen Subjekte sind zugleich politisch nicht mehr korrekt, weil sie dem alten Arrangement und dessen gesellschaftlichem Konsens anhängen. Diesen Zusammenhang meine ich, wenn ich auf die politische Überdetermination der gerade entstehenden nationalen Identität verweise.

Im oben abgebildeten semiotischen Viereck hat sich mit der neuen politischen Situation in Österreich einiges verändert. Das „Wir-Kollektiv“ ist jetzt fleissig, anständig und sparsam; in der „Die da“-Kategorie stehen nicht mehr die Politiker der alten grossen Koalition, sondern die Sozialisten und einige EU-Politiker (z.B. Jacques Chirac, Joschka Fischer).

Auf der Seite „Nicht-Wir“ ist etwas sehr Interessantes geschehen. Dort steht nun die Opposition, die jeden Donnerstag um 15.00 Uhr vom Ballhausplatz aus losmarschiert, völlig ausserhalb des neuen nationalen Konsens in Österreich. Ein Berater der ÖVP hat jüngst in einem Kommentar geschrieben, dass dies Menschen seien, die ohne Ziel durch die Stadt wandern würden. Das trifft genau das, was ich versuche, mit dem oben beschriebenen Schema auszudrücken.

Auf der Ebene „Die-da“ ist das Wahlvolk gemeint, und zwar alle jene, die der Meinung sind: Nun ja, es ist eine demokratische Regierung, nun muss ich sie auch arbeiten lassen. Das ist die Kategorie, die in den nächsten drei Jahren ideologisch soweit bearbeitet werden soll, dass sie auch dem Kollektiv der anständigen, fleissigen und sparsamen Österreicher angehören will.

Ich hatte eigentlich erwartet, dass die neue Regierung unmittelbar nach ihrem Antritt eine Art Margaret-Thatcher-Linie durchsetzen würde, einfach alles brutal zerschlagen und eine Umverteilungspolitik von unten nach oben bestreiten. Das ist allerdings nicht erkennbar. Vielmehr hat sich, soweit ich sehe, der nationalistische populistische Flügel der Regierung durchgesetzt, und auch die Wohlhabenden werden dazu gezwungen, dem Kollektiv der Sparsamen anzugehören. So ist beispielsweise geplant, auf dem Weg zum Null-Defizit auch Stiftungen zu besteuern. Die Wirtschaftsverbände, die die aktuelle Koalition ganz offen wollten, haben dagegen sofort Einspruch angemeldet. Wenn dieser Plan tatsächlich umgesetzt wird, dann liegt das nicht daran, dass der Finanzminister die Vorschläge der Chicago-Boys oder anderer neoliberaler Denkfabriken falsch gelesen hätte. Der Grund dafür wäre vielmehr der, dass das Kollektiv der Anständigen, Fleissigen und Sparsamen wirklich total ist.

Der Widerstand gegen die Regierung sollte sich daher auf diese totale, politisch überdeterminierte Subjektivierung konzentrieren. Er sollte sich auf das Wir-Kollektiv konzentrieren, mit dem Ziel, es zu zersetzen.

Im Rahmen des Widerstandes sollten regierungs- und parteiunabhängige Kooperationen und Netzwerke ausgebaut und soziale Initiativen gefördert werden, z.B. solche, die das garantierte Mindesteinkommen fordern und dieses Thema auf einer breiten Ebene diskutieren. Nicht genormte Lebens- und Familienmuster müssten in der Öffentlichkeit sicht-

bar gemacht werden, und alternative Experten könnten z.B. aufzeigen, dass das Null-Defizit ein rein politischer Kampfbegriff der Verwaltungstechnokraten ist.

Der Zersetzungsprozess des Wir-Kollektivs könnte fortschreiten, indem wir alle Zuschreibungen bekämpfen, die kollektive Identitäten wollen. Wir könnten uns jederzeit in unserem Leben das Recht nehmen, ganz anders zu sein als schlank, fit und rational. Schliesslich könnte der Zersetzungsprozess fortschreiten, indem wir die Formel der Anständigen, Fleissigen und Sparsamen so lange und in immer neuen Formeln wiederholen, bis sie allen Österreichern ganz fremd und irrsinnig erscheint. Die Sanktionen sind beendet, aber die wissenschaftliche und politische Auseinandersetzung mit der neuen österreichischen Regierung hat gerade erst begonnen.





Michael Meraner

Identitäten

Was ich bin oder nicht bin
hängt von dem ab
was ich sehe
wie ich denke und fühle

Identitäten sind Eigenvorstellungen
zusammengesetzt wie Mosaik
aus tausend Steinchen
jedes einzelne eine Geschichte
Wünsche und Träume in sich bergend

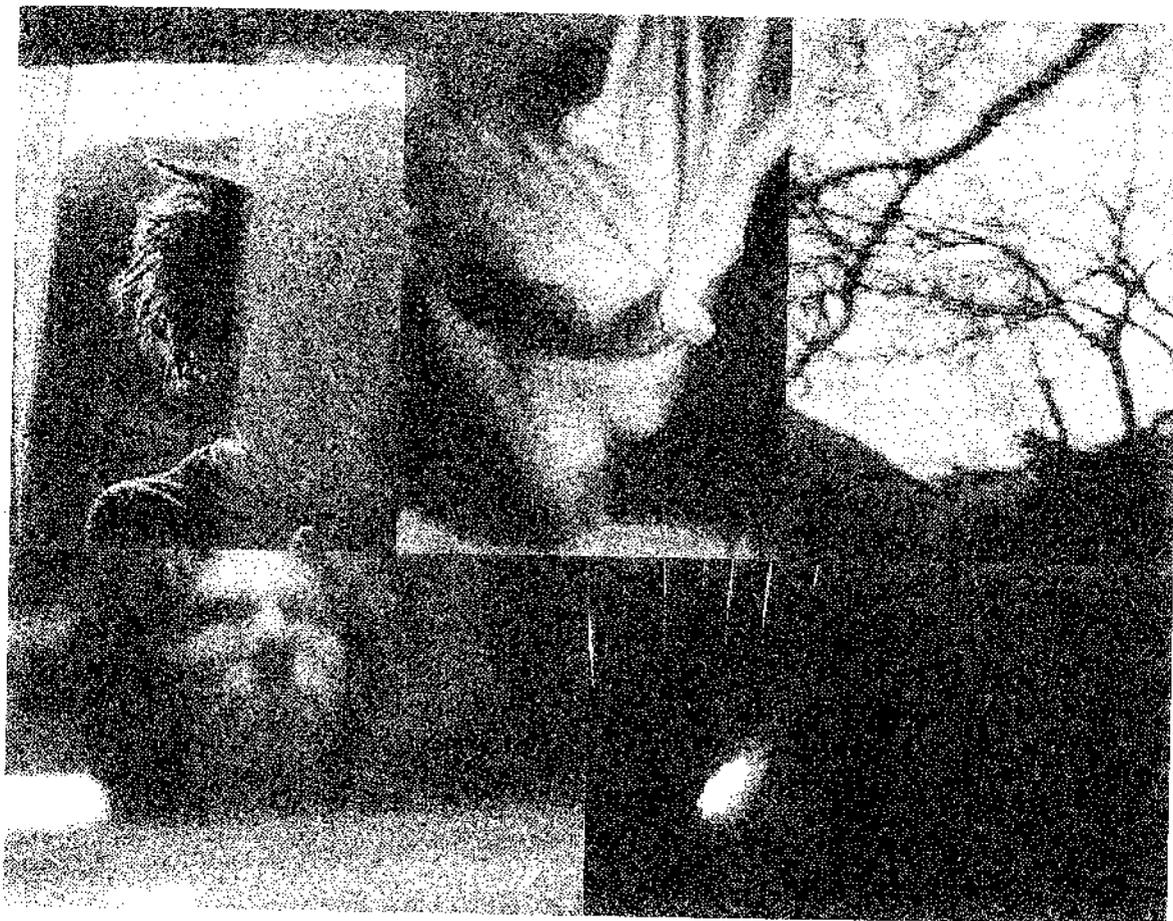
Sie sind bunt und vielfältig
nicht real, das Wesen der Dinge
das Unveränderliche
nicht tangierend

Jeder Tag ist ein neues Leben

An jedem Tag kann ein Steinchen hinzukommen

Oder seinen Wert verlieren
in der Sonne verblässend
langsam abgedeckt
vom Sande eines warmen Windes

John-D. Martin
geschrieben
am 14.02.01



Benjamin Tomasi

Identitätsbildung in gemischtsprachigen Familien



Das Jahr 2001 gibt in zweifacher Hinsicht Anlass, über Zwei- und Mehrsprachigkeit nachzudenken. Einerseits wurde in Europa das Jahr der Sprachen ausgerufen, andererseits sind alle SüdtirolerInnen im Rahmen der Volkszählung aufgefordert, sich erneut auf eine der drei offiziell vorgesehenen Sprachgruppen festzulegen (deutsch, italienisch oder ladinisch, mit Konsequenzen bei der Vergabe öffentlicher Arbeitsstellen und im Bereich der Wohnbauförderung).

Nach einigen Ausführungen zur Entwicklung der Psychologie im Verlauf des 20. Jahrhunderts möchte ich mich einer Problematik zuwenden, die gewissermaßen im Spannungsfeld zwischen obigen Anliegen, zwischen Sprache(n) und Kultur(en) - in der eigentümlichen Wunschkombination des Plurals der erstgenannten und des Singulars letzterer - an-

gesiedelt ist: der Identitätsbildung im Rahmen gemischtsprachiger Familien.¹

Im Unterschied zu anderen Wissenschaften haben wir in der Psychologie ein Problem: Wir sprechen die Sprache unseres Gegenstandes. Erst in den letzten Jahrzehnten ist es gelungen, in diesem Problem das zu erkennen, was die eigentliche Stärke der Psychologie und ihre eigentümliche Überzeugungskraft ausmacht. Dies ist nach dem herkömmlichen Fachverständnis alles andere als selbstverständlich.

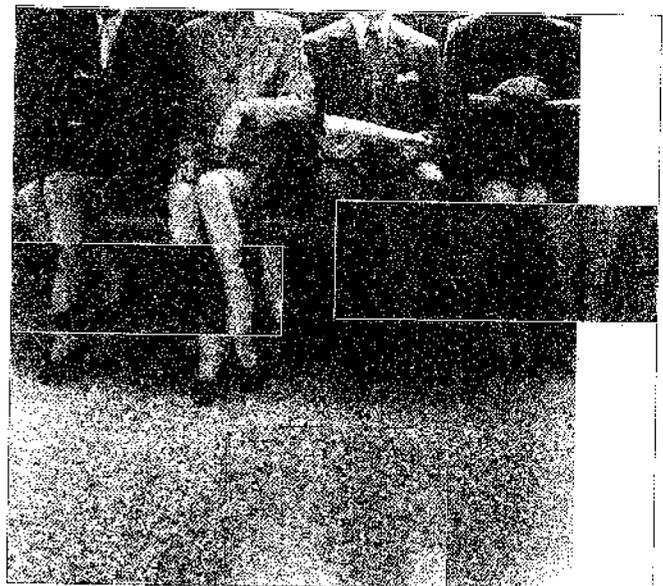
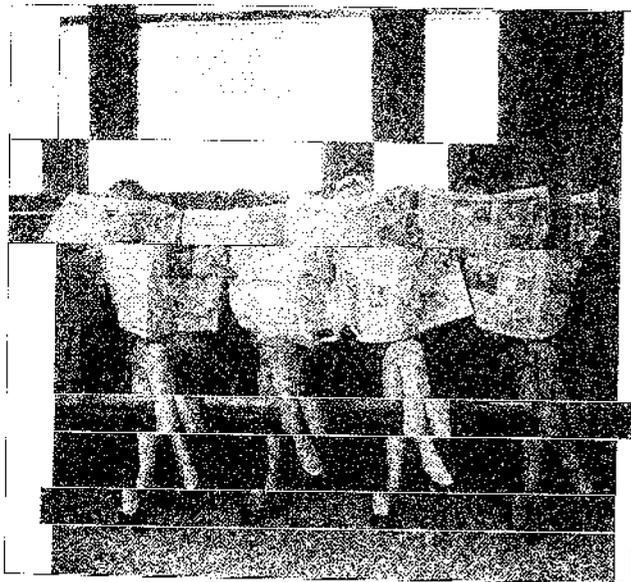
Die Psychologie hat seit ihrer Begründung als Wissenschaft immer wieder fachliche Entwicklungen in anderen Disziplinen aufgegriffen und für die Erforschung menschlichen Erlebens und Verhaltens fruchtbar gemacht. In der Nachkriegszeit folgte dem Behaviorismus, der mit seinem rigiden Objektivitätsideal lange Zeit als Vorbild wissenschaftlicher Auseinandersetzungen in der Psychologie galt, als rahmen-

bildendes Paradigma ein Kognitivismus, der im Gegensatz dazu gerade an Prozessen der inneren Informationsverarbeitung interessiert war. War es bis zur Mitte der 50er Jahre unter Androhung des Vonyurfs mangelnder Wissenschaftlichkeit untersagt, psychologische Aussagen auf eine Domäne zu beziehen, die jenseits beobachtbarer Verhaltens angesiedelt war, so wurde durch die kognitive Wende der Rekurs auf „innere Kategorien“ zur Erklärung bestimmter Erlebnis- oder Verhaltensmuster zulässig. Der Erfindung *kognitiver Phänomene* war nun das Tor geöffnet.

Am zugrundeliegenden individualistischen Zuschnitt der Betrachtung menschlicher Verhaltensweisen hatte sich dabei wenig geändert. Statt von *Reizen* (stimuli) sprach man nun von „input“, um zu

in ihrem natürlichen Umfeld und in ihren realen Lebensumständen aufzusuchen (a). In diesem Kontext erfolgte eine verstärkte Zuwendung zur Sprache (b), die zunehmend als Werkzeug des alltäglichen Gebrauchs und des zwischenmenschlichen Austausches und immer weniger als transparentes Medium angesehen wurde, durch das Aussenweit und/oder Gedanken und Gefühle unverzerrt zugänglich sind.

Als theoretischer Gegenentwurf zu einem unreflektierten Verständnis von Sprache als Spiegel des Denkens – als ein Fenster, durch welches das Denken durchschaubar wird – verstehen sich sozialkonstruktivistische Sichtweisen. Diese beziehen sich auf fachliche Entwicklungen, die sich beispielsweise in der Philosophie (ausgehend von Wittgenstein) und



bezeichnen, was dem eingegrenzten Individuum an „Information“ zugeführt wurde; die auf diese Ausgangsbedingung erfolgende *Réaction* (response) der Versuchsperson wurde zum „output“. Auffällig ist, dass dies inhaltlich auf dasselbe hinausläuft – nur eben in der Sprache des Computers, der künftig auch das Vorbild für menschliche „Verarbeitungsprozesse“ abgab.

Im Rahmen der immer noch vorherrschenden kognitivistischen Orientierung wurden in den letzten Jahrzehnten kritische Stimmen laut, die sich vor allem in zwei – dem dargelegten Forschungszugang gegenläufigen – Tendenzen manifestieren (vgl. Edwards/Potter 1992, 13): Die vielfach konstatierten Mängel an ökologischer Validität zogen einen Auszug aus dem Labor nach sich, in dem die überwiegende Mehrzahl psychologischer Untersuchungen beheimatet war. Es erschien notwendig, Menschen

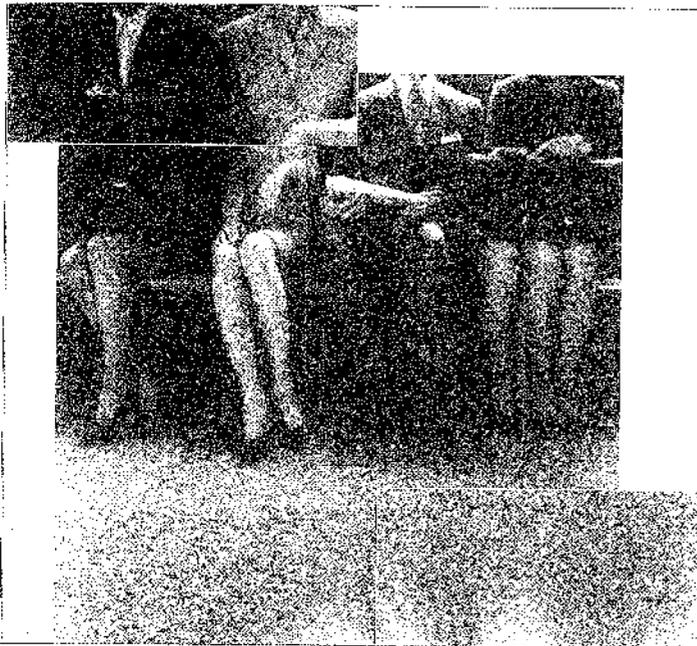
in der Soziologie (von Mead über Berger/Luckmann bis zu den poststrukturalistischen Ansätzen der Gegenwart) längst vollzogen haben und auch in der Psychologie mit Wygotski auf einen klassischen Vorläufer zurückblicken, dessen unorthodox marxistischer Ansatz unter dem stalinistischen Regime unterdrückt und erst in den allerletzten Jahrzehnten verstärkt aufgegriffen wurde.

Die angeführten Ansätze teilen eine durchgängig soziale Sichtweise menschlicher Aktivitäten: Wir werden in eine Welt geboren, in der wir nahezu alles bereits vorfinden, und sind – um uns in der neuen Umgebung zurechtzufinden – zunächst darauf angewiesen, uns eine Sprache anzueignen. Die alltäglichen Belange werden unter den Betroffenen gemeinsam in koordinierter, oftmals auch in konflikthafter Weise ausgehandelt, so dass unsere kollektiv geteilte Vorstellung von Wirklichkeit einen unaufhörlichen

Prozess des Wandels durchläuft. Als der Kommunikation dienendes Medium nimmt gerade die Sprache bei diesen Vorgängen einen zentralen Stellenwert ein.

Dies soll exemplarisch anhand einiger Thesen zur Identität von Mitgliedern gemischtsprachiger Familien veranschaulicht werden:

I. Voraussetzung für die Herausbildung von Identität ist die Aneignung einer Sprache bzw. eines Zeichensystems. Erst die Sprache versetzt das Kind in die Lage, sich selbst zum Gegenstand der Betrachtung zu machen. In bezug auf die blind geborene Helen Keller formuliert Mead (1973, 191): „Wie sie richtig erkannte, gelang es ihr erst, als sie mit anderen Personen durch Symbole in Verbindung treten



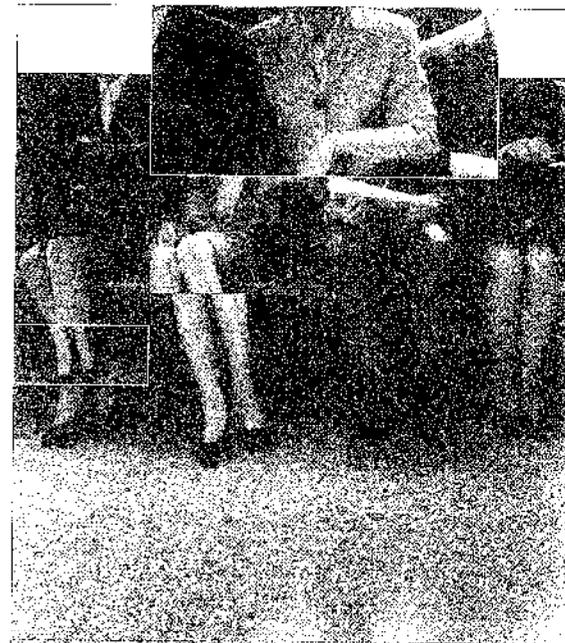
konnte, die in ihr selbst die gleichen Reaktionen wie in den anderen auslösten, einen geistigen Inhalt oder eine Identität zu entwickeln.“

II. Die Identität einer Person ist abhängig von einer sozialen Welt, in die sie eingebettet ist. Berger und Luckmann (1980, 169) führen im Zuge ihrer Ausführungen zur „Verwandlung subjektiver Wirklichkeit“ das Beispiel einer prominenten Konversion an: „Saulus mag in der Einsamkeit seiner religiösen Ekstase Paulus geworden sein. Paulus bleiben aber konnte er nur im Kreise der christlichen Gemeinde, die ihn als Paulus anerkannte und sein (neues Sein), von dem er nun seine Identität herleitete, bestätigte.“

III. Diese Welt wird vorrangig sprachlich konstruiert.² Jede Kultur hält für ihre Sprösslinge Werkzeuge

bereit, „die zu der spezifischen Form von Entwicklung einladen, auffordern oder motivieren, die sie brauchen, um in einer solchen Welt“ (Shotter 1989, 192, zitiert nach Miller 1993, 357) zurechtzukommen. Diese Werkzeuge sind als „Träger der Kultur“ (vgl. Mahstedt 1996, 156) anzusehen. Als wichtigstes Werkzeug erscheint nach Wygotski die Sprache: Sie versetzt uns in die Lage, auf die Aussenwelt einzuwirken und zugleich unsere Erfahrungen zu strukturieren.

IV. Sprachen verweisen auf Sprachgemeinschaften bzw. Sprachkulturen, die – jede auf ihre Art – verschiedene soziale Welten darstellen. Wenn Wittgenstein (1984, 67) meint: „Die Gren-



zen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt“, so führt uns diese Betrachtung zur Annahme von zwei unterschiedlich umgrenzten Sprachwelten für das Italienische und das Deutsche, wobei die Grenze jeder Sprache nach aussen sowie zur jeweils anderen Sprache durchlässig bleibt. Metalinguistisches Bewusstsein entsteht nicht zuletzt dadurch, dass diese Grenze im Schnittfeld zwischen den zwei Sprachen und den dazugehörigen Kulturen für die SprecherInnen der beiden Sprachen sichtbar wird.³

Die angeführten Thesen werfen einige Fragen auf, die im folgenden am Leitfaden der Generationenfolge von interkulturellen Paarbeziehungen bis zum zweisprachigen Kind auf dem Weg zum Erwachsenenalter angeschnitten werden:

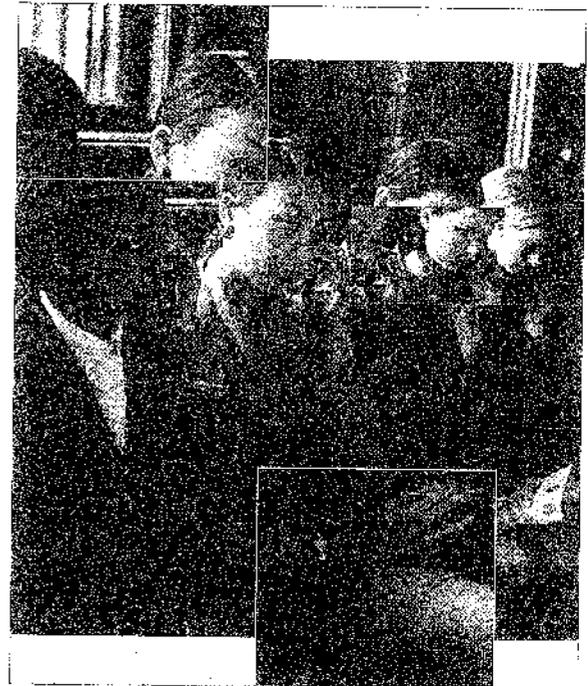
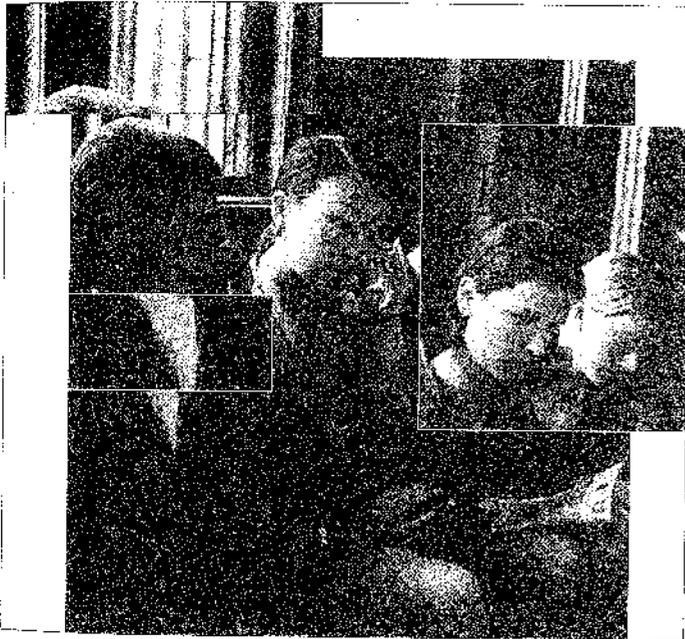
Was geschieht

- a) wenn zwei Personen mit einem unterschiedlichen sprachlich-kulturellen Hintergrund eine Partnerschaft eingehen?
- b) wenn sie eine Familie gründen?
- c) wenn zwei Kulturen in einer Person zusammenkommen?

Dietmar Larcher zeichnet in seinem Buch „Die Liebe in den Zeiten der Globalisierung“ ein Bild von interkulturellen Paarbeziehungen zwischen einer/einem österreichischen und einem/einer nicht-österreichischen PartnerIn nach. Auf der Basis einer alltäglichen Auseinandersetzung mit kulturbedingten Un-

Korselt zu lösen, um eigene Beziehungsregeln und Rollenkonzepte zu erfinden, die gemeinsam ausgehandelt, für beide akzeptabel und längerfristig gültig sind“ (Larcher 2000, 70).

Kritisch anzumerken ist, dass die Sichtweise von österreichischen Männern, die mit einer ausländischen Gattin vereint sind, deutlich zu kurz kommt. Würde auch deren Standpunkt einbezogen, so würde dies möglicherweise den Befund des Aufweichens der Geschlechterrollen im Rahmen interkultureller Partnerschaften relativieren. Die zugrundeliegende Forschungsperspektive auch im Südtiroler Kontext aufzugreifen, scheint mir jedoch äußerst vielversprechend. Immerhin bleiben die Grenzen der beteiligten Sprachen durch eine dauerhafte interkulturelle



terschieden erfolgt im Idealfall von seiten beider PartnerInnen eine Revision und (Re-)Konstruktion von Kultur- und von Geschlechtsrollenstereotypen:

„Jede Kultur enthält Regeln und Vorstellungen darüber, wie man Liebesbeziehungen ‘richtig’ anbahnt und gestaltet. Die Entscheidung, ob sich ein Paar nach der Logik der Globalisierung instrumentalisiert - zur gegenseitigen sexuellen, emotionalen und/oder materiellen Ausbeutung - oder sich auf die Entwicklung universalistischer Beziehungskultur einlässt, ist die Kernfrage interkultureller Beziehungen. Das Wahrnehmen, Bewusstmachen und Bearbeiten kultureller Unterschiede ist der erste Schritt. Dazu gehört die Erkenntnis, dass Männer- und Frauenrollen kulturspezifisch sind und bearbeitet werden müssen, damit eine partnerschaftliche und belastbare Beziehung entstehen kann. Es geht darum, sich vom unsichtbaren

Verbindung nicht unangetastet. Diese Grenzen werden dabei zwar kaum gesprengt, sie erfahren aber doch eine bedeutende Erweiterung.

Um zu verdeutlichen, was geschieht, wenn ein interkulturelles Paar beschließt, eine Familie zu gründen, möchte ich an dieser Stelle auf zwei Bücher verweisen, die auf die Situation in Südtirol Bezug nehmen: Kurt Egger (1985) untersucht „zweisprachige Familien“ im Brixner und Bozner Raum. Diese beiden Städte weisen jeweils ein entgegengesetztes Verhältnis der italienischen und der deutschen Sprachgruppe auf: Wohnen in Brixen zwei Drittel deutsch- und nur ein Drittel italienischsprachige Personen (was in etwa, nimmt man die ladinische Sprachgruppe und die Kategorie sogenannter „Anderer“ aus, der Situation im gesamten Südtiroler Gebiet ent-

spricht), so verhält es sich in Bozen gerade umgekehrt. In Meran, das neben Bozen in eine Untersuchung von Daniela Weher Egli (1992) einbezogen wird, halten sich diese beiden Sprachgruppen die Waage. Bemerkenswert ist darüber hinaus, dass drei von vier der sogenannten „Mischehen“ zwischen italienischsprachigen Männern und deutschsprachigen Frauen geschlossen werden.

Damit wenden wir uns der Frage zu, inwieweit zwei Kulturen in einer zweisprachigen Biographie zusammenspielen. Ist die Entscheidung für oder gegen eine dieser Kulturen die notwendige Konsequenz einer zweisprachigen Laufbahn, die bereits in der frühesten Kindheit einsetzt?



Zweisprachigkeit resultiert im Verlauf der kindlichen Entwicklung aus der Notwendigkeit, mit den Menschen in der unmittelbaren Umgebung zu kommunizieren (Grosjean 1982, 179). Im zartesten Alter sind wir *signifikanten Anderen* (Mead 1973) anvertraut und bleiben zunächst auch in jeglicher Hinsicht auf sie angewiesen. Diese Bezugspersonen des frühen Kindesalters übernehmen die Aufgabe, uns im Zuge der primären Sozialisation in die Gesellschaft einzuführen: *„Human learning presupposes a specific social nature and a process by which children grow into the intellectual life of those around them“* (Vygotsky 1978, 88). *„The path from object to child and from child to object passes through another person“* (ebd., 30)⁶ – wobei auch hier der Plural unserem Gegenstand in besonderer Weise angemessen ist: *„Die signifikanten Anderen sind im Leben des Einzelnen die Starbesetzung im Spiel*

um seine Identität“ (Berger/Luckmann 1980, 161).⁶

Genen wir nun mit Wittgenstein davon aus, dass die Sprache unserer Weltanschauung spezifische Grenzen auferlegt, so ergibt sich für Zweisprachige folgende Charakteristik: Sie sind von Geburt an durch ihre Eltern mit zwei verschiedenen Sprachen konfrontiert. Diese Sprachen, Italienisch und Deutsch, lassen sich auf verschiedene Sprachwurzeln zurückführen und sind darüber hinaus in ihrem Sprachprestige durchaus vergleichbar. Zugleich verweist die eine auf die Person des Vaters, die andere auf die Person der Mutter. Aus diesen Tatsachen ergibt sich für uns die Annahme, dass für diese Kinder bereits im Verlauf der primären Sozialisation eine doppelte Einführung in die



Welt bzw. eine Einführung in zwei Parallelwelten erfolgt, die sich in der Folge – im Verlauf der sekundären Sozialisation – weiter ausdifferenzieren. Gestützt wird diese Annahme unter den in Südtirol vorgefundenen Rahmenbedingungen weiterhin durch das Bestreben, deutsch- und italienischsprachige Kontexte räumlich und institutionell getrennt zu halten.

In einer Studie, welche die Situation von gemischt-sprachigen deutsch-italienischen Familien in Südtirol hinsichtlich der Identitätsentwicklung ihrer Kinder beleuchtet, versuche ich den aufgeworfenen Fragen empirisch nachzugehen. Diese Studie stützt sich auf narrative Interviews mit zweisprachig sozialisierten Erwachsenen, die den täglichen Umgang mit den zwei Sprachen beibehalten. Eine Diskussion der Videoaufnahmen der Interviews mit den InterviewpartnerInnen soll im Sinne einer interaktiven Validierung an die Auswertung der Interviews anschließen.

Das Interviewmaterial wird im Hinblick auf identitätsstiftende Faktoren analysiert. Dabei findet insbesondere der Aspekt der Geschlechtsidentität Berücksichtigung, zumal die Eltern in Abhängigkeit vom Geschlecht und den Kulturen, die sie repräsentieren, einen spezifischen Stellenwert im Lebensentwurf ihrer Kinder einnehmen.

Die angeführten Hypothesen geben einen Einblick in die Attributionslinien, die von den InterviewpartnerInnen aufgegriffen werden, um zu begründen, warum in bestimmten Lebensbereichen die eine Sprache und/oder Kultur gegenüber der anderen in den Vordergrund getreten ist.



Peter Holzmecht

Im Falle zweisprachiger Erziehung durch verschiedensprachige Elternteile orientiert sich der/die Erwachsene:

- I. an der *Sprache/Kultur der Mutter*
- II. an der *Sprache/Kultur des gleichgeschlechtlichen Elternteils*
- III. an der *familiär vorherrschenden Sprache/Kultur*
- IV. an der *Sprache, in der seine/ihre Schulbildung erfolgt ist*
- V. an der *Mehrheitssprache des Wohnortes bzw. des unmittelbaren Umfeldes*
- VI. an der *Sprache/Kultur, die aktuell im Vordergrund steht* in dem Sinne, dass sie mit den konkreten Dingen des gegenwärtigen

Umfeldes in Beziehung gesetzt werden kann und die „Zone der nächsten Entwicklung“ (Wygotski 1985) absteckt?

- VII. an der *Sprache/Kultur, die im gegenwärtigen Umfeld fehlt**
- VIII. an der *Sprachgemeinschaft, die ihm/ihr die grössere Akzeptanz entgegenbringt*
- IX. an jener *Kultur, in der er/sie sich die Zugehörigkeit erst erkämpfen muss/te*
- X. geschlechtsspezifisch mit Rücksicht auf die Tatsache, dass *jede Kultur Männern und Frauen einen ungleich erstrebenswerten Platz zuweist*
- XI. an *bestimmten Situationen bzw. Lebensberei*

chen; auf die der Kontakt mit den beiden Sprachen/Kulturen üblicherweise beschränkt bleibt

Neuere Zugänge zur Identitätsthematik lassen erwarten, dass im Falle zweisprachiger Sozialisation in einem zweisprachigen sozialen Umfeld (was auf die Kinder aus der zahlenmässig grössten Gruppe gemischtsprachiger Familien in Südtirol, in denen jeweils ein Elternteil Italienisch und einer Deutsch mit den Kindern spricht, zutrifft) keine eindeutige Identifikation mit einer Sprachgruppe auszumachen ist: Die betroffene Person nimmt Anteile beider Kulturen in sich auf und verknüpft sie zu einer kreativen Synthese; oder sie entwickelt eine eigenständige Form von „postmoderner Identität“

(Gergen 1990; 1991), welche selbst die Widersprüche beider Kulturen nebeneinander bestehen lässt, ohne einer von ihnen Priorität einzuräumen.

Dies zu realisieren, ist – selbst für Personen, bei denen Zweisprachigkeit bereits im Verlauf der primären Sozialisation angelegt ist – schwierig, solange die Sprachgruppen in Südtirol nur wenige gemeinsame Räume teilen und ihre Berührungspunkte dünn gestreut bleiben (etwa beschränkt auf den ökonomischen und zum Teil auch auf den sportlichen Bereich). In der Literatur finden sich zu dieser Situation sprachlicher Diskriminierung vielfache Anklänge: *„Wherever languages are in contact, one is likely to find certain prevalent attitudes of favor or disfavor towards the languages involved“* (Haugen 1956, 95f.).⁶ Die vorbehaltlose Integration in eine der Sprachgruppen und Kulturen, die zur Wahl stehen, schliesst hierbei immer – zumindest implizit – den Ausschluss der anderen bzw. eine Entscheidung gegen sie ein.

Gegen die Annahme, dass unter den gegebenen Bedingungen eine klare Entscheidung für die Zugehörigkeit zu einer der zur Wahl stehenden Sprachgruppen erfolgt, lassen sich jedoch ebenso stichhaltige Punkte anführen: Eine zweisprachige Identität zu verweigern, erscheint ebenso schwierig, weil dies einen Loyalitätsbruch gegenüber einem Elternteil (der Kultur, welcher dieser zumeist verbunden bleibt) impliziert und eine solche Identität darüber hinaus gesellschaftlich mit spezifischen Erwartungen besetzt ist (vgl. Goffman 1963, Krappmann 1969).

Beide Lösungen scheinen demnach problematisch zu sein. Für zweisprachige Personen besteht jedoch die Möglichkeit, Kompetenzbereiche für jede der Sprachen herauszubilden und dann – je nach Kontext – entweder in der einen oder in der anderen Sprache zum Einsatz bzw. zum Ausdruck zu bringen. Es erfolgt demnach eine Aussonderung von Bereichen, in denen man der einen Mentalität mehr abgewinnen kann oder auch mehr verdankt, und von Bereichen, in denen man mehr zur anderen tendiert: Diese Zuschreibungen zielen einerseits darauf ab, aus dem Umfeld und der eigenen Lebenssituation Sinn zu machen (a), werden aber andererseits durchaus auch zur Erfüllung pragmatischer Zwecke (b) konzipiert, also mit der Absicht, eine bestimmte Wirkung zu erzielen und ein Anliegen durchzusetzen. Ein Beispiel hierfür stellt der grössere

Freiheitsspielraum dar, den die weibliche Geschlechtsrolle in Mitteleuropa gegenüber jener im mediterranen Raum impliziert. Hieraus leitet sich bereits eine Hypothese ab, der empirisch nachzugehen mir besonders interessant erscheint: Ist es denkbar, dass die Linien der Trennung dieser Lebensbereiche in den jeweiligen Sprachen geschlechtsspezifischen Bahnen folgen? Die Beschäftigung mit einer Fragestellung, die sich gewissermassen an den Schnittpunkten und Überschneidungsflächen zwischen zwei Sprachgemeinschaften bewegt, öffnet nicht zuletzt den Blick für eine Tatsache, die für die Psychologie keineswegs belanglos ist. Diese sieht sich angesichts der angestellten Überlegungen mit der Kehrseite der eingangs erwähnten Problematik konfrontiert: mit der grundlegenden Sprachgebundenheit, die in ihrem Gegenstand ebenso wie in ihren Fachvertretern und Fachvertreterinnen angelegt ist.

1 Im vorliegenden Zusammenhang handelt es sich um Familien mit einem italienischsprachigen und einem deutschsprachigen Elternteil, die in Südtirol ansässig sind und im Umgang mit ihren Kindern nach dem Prinzip *une personne/une langue* (vgl. Ronjat 1913) auf dem Gebrauch ihrer jeweiligen Primärsprache beharren. Die Bezeichnung „gemischtsprachige Familie“ lehnt sich an einen terminologischen Vorschlag von de Jong (1986) an, der den Begriff des „mixed-language-marriage“ einem „single-language-marriage“ gegenüberstellt, in dem Zweisprachigkeit beispielsweise dadurch erlangt und/oder aufrechterhalten werden kann, dass sich die Familiensprache von der Umgebungssprache unterscheidet.

2 Unsere Sichtweise von den Ereignissen, die uns umgeben, nimmt – ebenso wie die Wahrnehmung des Platzes, den wir in unserem Umfeld einnehmen (vgl. Harré 1997) – im allgemeinen die Form von Erzählungen an (Bruner 1990, 115).

3 Zweisprachige werden aus dieser Sicht oft zu GrenzgängerInnen. Allerdings bewegen sie sich dabei nicht an ihren eigenen Grenzen. Vielmehr sind es zumeist die Grenzen derer, die einer einzigen ihrer Referenzkulturen angehören.

4 Die sekundäre Sozialisation führt uns anschliessend in bestimmte Segmente bzw. institutionalisierte Teilbereiche der Gesellschaft ein (vgl. Berger/Iuckmann 1980, 141).

5 *„Menschliches Lernen setzt eine speziell soziale Natur sowie einen Prozess voraus, über den Kinder in das geistige Leben der Menschen in ihrer Umgebung hineinwachsen“ – „Der Weg vom Objekt zum Kind und vom Kind zum Objekt erfolgt über eine andere Person.“*

6 Allerdings werden die eigenen Eltern oftmals nicht als typische VertreterInnen ihrer jeweiligen Kultur angesehen. In vielerlei Hinsicht wird ihnen ein Ausnahmestatus bescheinigt.

7 Die Bewältigung einer neuen Aufgabe durch die Wiederaneignung oder Vertiefung früherer Kenntnisse geht dabei mit einem Erfolgserlebnis einher.

8 Dies scheint insbesondere bei jenen Zweisprachigen der Fall zu sein, die sich aus Studiengründen oder aufgrund von Arbeitsverpflichtungen in einem monolingualen Umfeld ausserhalb von Südtirol aufhalten.

9 „Wo immer Sprachen miteinander in Kontakt treten, findet man üblicherweise bestimmte wohlwollende oder missbilligende Einstellungen, die diesen Sprachen gegenüber vorherrschen.“ Um die zugrundeliegende soziale Dynamik zu beleuchten, muss an dieser Stelle ein Verweis auf die Wirkmechanismen des Habitus bei Pierre Bourdieu (1993; 1997) sowie des kollektiven Gedächtnisses (Halbwachs 1985) genügen. Eine psychologische Erklärung im Rahmen der *social identity theory* liefert insbesondere der Begriff der Ingroup-Norm (vgl. Hogg 1996, 557).



Literatur:

- Berger, P.L./Luckmann, Th. (1980): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt am Main
- Bourdieu, P. (1997): Zur Genese der Begriffe Habitus und Feld. In: ders.: Der Tote packt den Lebenden. Schriften zu Politik & Kultur 2. Hamburg, 59-78
- Bruner, J. (1990): Acts of Meaning. Cambridge, Massachusetts
- De Jong, E. (1986): The Bilingual Experience. A Book for Parents. New York
- Edwards, D./Porter, J. (1992): Discursive Psychology. London
- Egger, K. (1985): Zweisprachige Familien in Südtirol. Sprachgebrauch und Spracherziehung. Innsbruck
- Gergen, K.J. (1990): Die Konstruktion des Selbst im Zeitalter der Postmoderne. In: Psychologische Rundschau 41, 191-199
- Gergen, K.J. (1991): The Saturated Self. Dilemmas of Identity in Contemporary Life. New York
- Goffman, E. (1975): Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt am Main
- Grosjean, F. (1982): Life with Two Languages. An Introduction to Bilingualism. Cambridge, Massachusetts
- Halbwachs, M. (1985): Das kollektive Gedächtnis. Frankfurt am Main
- Harré, R. (1997): The Singular Self. An Introduction to the Psychology of Personhood. London
- Haugen, E. (1956): Bilingualism in the Americas. A Bibliography and Research Guide. Alabama
- Hogg, M.A. (1996): Social Identity Theory. In: Manstead, A./Hewstone, M. (eds): The Blackwell Encyclopedia of Social Psychology. Oxford, 355-360
- Krappmann, L. (1969): Soziologische Dimensionen der Identität. Strukturelle Bedingungen für die Teilnahme an Interaktionsprozessen. Stuttgart
- Mahlstedt, S. (1996): Zweisprachigkeitserziehung in gemischtsprachigen Familien. Eine Analyse der erfolgsbedingenden Merkmale. Frankfurt am Main
- Mead, G.H. (1973): Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus. Frankfurt am Main
- Miller, P. (1993): Theorien der Entwicklungspsychologie. Heidelberg
- Ronjat, J. (1913): Le développement du langage observé chez un enfant bilingue. Paris
- Shotter, J. (1989): Vygotskys Psychology: Joint Activity in a Developmental Zone. In: New Ideas in Psychology 7, 185-204
- Vygotsky, L.S. (1978): Mind in Society. The Development of Higher Psychological Processes. Cambridge, Massachusetts
- Weber Egli, D. (1992): Gemischtsprachige Familien in Südtirol/Alto Adige. Zweisprachigkeit und soziale Kontakte. Meran
- Wittgenstein, L. (1984): Tractatus logico-philosophicus. Werkausgabe Band 1. Frankfurt am Main
- Wygotski, L.S. (1986): Denken und Sprechen. Frankfurt am Main

L'ambivalenza delle tradizioni

Marina Manganaro

Ho portato con me in occasione della tavola rotonda "Wie wichtig sind Brauchtum und Tradition für die heutige Südtiroler Identität?" promossa recentemente dall'asas di Bolzano, un geranio rosso. Mi era stato chiesto di scegliere un simbolo rappresentativo, dal mio punto di vista, di questa terra. Ho scelto un fiore molto diffuso, con cui da queste parti si usa ornare finestre e balconi. Un geranio, quale simbolo del senso estetico di una comunità abituata al bello grazie ad un paesaggio generoso. Il fiore quale simbolo di una cura femminile per il proprio habitat domestico. Le

tradizioni di una comunità morirebbero se non ci fossero le donne a tramandarle. Dalla lingua ai gerani, è il loro operare negli spazi del privato che radica nel tessuto familiare e sociale, tradizioni e cultura.

Anche se quelle tradizioni e quella cultura sono, come in ogni parte del mondo, di natura profondamente patriarcale.

In Sudtirolo, per ragioni storiche comprensibili e condivisibili, le tradizioni sono ancora molto vive, gli usi della vita contadina si celebrano ad ogni occasione. I costumi tradizionali vengono indossati nelle festività, il corpo degli Schützen (al di là delle strumentalizzazioni politiche) ha adepti in ogni valle.

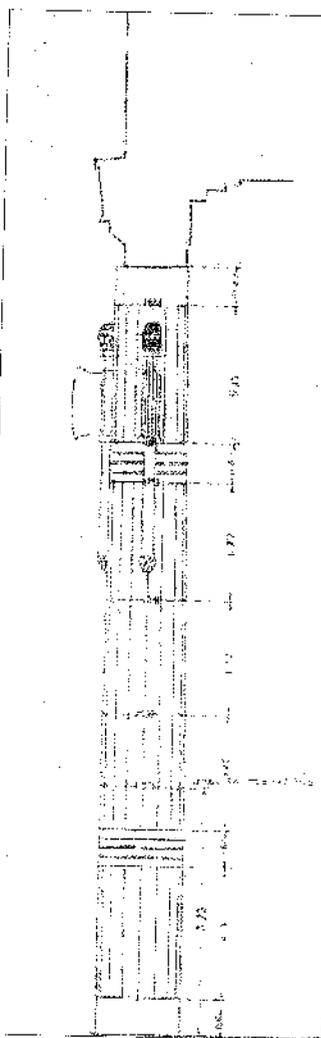
E le donne con i loro bellissimi costumi chiamati *Dirndl* sfilano accanto ai loro uomini, spesso in qualità di vivandiere.

La tradizione quindi non pone la donna al centro, ma accanto all'uomo, in un ruolo di supporto, di servizio, di cura. *Dirndl*, parola dall'etimologia complessa porta comunque alla sua radice il verbo *dienen*, che significa servire ed il termine vivandiera non ha bisogno di indagini filologiche. Anche una legge come quella sul maso chiuso, che impediva alle donne di ereditare, non è figlia della giurisprudenza ma della logica patrilineare.

Ecco quindi l'effetto ambivalente delle tradizioni e della loro eccessiva esaltazione. Se la cultura di origine ci serve per capire da dove veniamo e quindi va salvaguardata come retroterra comune, lo sguardo verso il futuro deve partire da basi nuove. Discorsi superflui per le donne sudtirolesi che sono ormai assai distanti per stile di vita dalle loro tradizioni, ma che conoscono tutta la fatica dell'emancipazione. La tradizione scoraggia il ruolo pubblico femminile, la tradizione suggerisce di affidarsi ad un padre buono e giusto ma pur sempre un padre. Ed in fondo anche una leader come l'irredentista Eva Klotz, a cui vanno riconosciute tutta l'onestà e la coerenza del suo impegno politico, non può distaccarsi dal vessillo ingombrante del padre. Padre e patria, categorie e valori che non sono universali, ma solo profondamente e radicalmente maschili.

Ma se la comunità di lingua tedesca esprime il bisogno di un padre quella italiana non è da meno. Nel percorso complesso di definizione di una sua identità la comunità linguistica italiana cerca nella sua storia recente luoghi e immagini a cui fare riferimento.

Chi anela ad una patria rivendica il Monumento alla Vittoria, come simbolo dell'italianità di questo territorio, chi è più attento alla società civile ritrova parte delle radici nell'immigrazione italiana a Bolzano,



in seguito all'industrializzazione (il tempo delle semirurali).

Ma ambedue i simboli, la Vittoria (sul fronte bellico) e la produzione industriale (sul fronte civile) nulla hanno a che fare con la storia delle donne italiane di questa terra, una storia in quanto soggetti o non soltanto come mogli, madri o vedove di.

Quale identità quindi per le italiane di Bolzano e del Sudtirolo così prive di riferimenti storici e simbolici?

Quale identità per tutte le donne private di un loro universo simbolico, e prigioniere molto spesso degli stereotipi culturali di stampo etnico e nazionalistico?

Afferma Rada Ivekovich, filosofa croata, che le donne meno degli uomini si arroccano su posizioni nazionalistiche, perchè storicamente abituate alla relazione con l'altro, perchè abituate all'accoglienza dell'altro nella sessualità e nella gravidanza. Afferma Luce Irigaray, filosofa francese e teorica del pensiero della differenza, che le donne appartengono ad ogni luogo perchè in ogni luogo sono straniere. In ogni patria conoscono il peso della discriminazione, che le rende invisibili, per esempio, nella lingua e nella storia.

È possibile configurarsi, anche ricorrendo ad una buone dose di ottimismo, un'identità femminile trasversale per lo meno alle culture tra loro più simili?

Se le lingue parlate sono diverse, comune è il sesso che le caratterizza e comune l'impegno per rendere la lingua rispettosa dei due generi.

Se la storiografia ufficiale ancora ignora le donne, si creino luoghi della memoria, differenziati sulla base degli eventi, ma comuni in un progetto di visibilità e di protagonismo. Gli esempi potrebbero continuare.

Sull'identità femminile (in epoca di neofemminismo) si sono versati fiumi di inchiostro e si sono accesi mille dibattiti.

Sarebbe interessante che in quanto donne del Sudtirolo provassimo a tracciare, nonostante i richiami nazionalistici della politica locale, un percorso autonomo, una ricerca di senso nello stare in una terra di confine.

Senza timore delle reciproche contraddizioni, perchè ben sappiamo come la legge del padre crei oppressione ma semplifichi anche la vita offrendo tutela e protezione. Ma è proprio da quell'abbraccio che ci dobbiamo liberare.



“Überreiche andurch die Totalien des Männlich- Weiblich- und Jüdischen Geschlechts”

Anton Tantner

Am 28. Mai 1772 schickte der Brüner Kreishauptmann die Ergebnisse der Seelenkonskription¹ des Brüner Kreises an das mährische Gubernium; er verwendete dabei unter anderem folgende Worte: “überreiche andurch die Totalien des Männlich- Weiblich- und Jüdischen Geschlechts”.² – In dieser Aussage überlagern sich die drei Bedeutungsebenen des Begriffs Geschlecht, die Ute Frevert anhand von Lexika für das 18. Jahrhundert herausgearbeitet hat: Geschlecht als genealogischer Begriff, der die gemeinsame Abstammung von Menschen bezeichnet, Geschlecht als klassifikatorischer Begriff, der zuweilen synonym mit Klasse, Gattung oder Ordnung verwendet wurde und schliesslich Geschlecht als biologisch-naturhistorischer Begriff zur Bezeichnung der Geschlechterdifferenz.³

Die Möglichkeit dieser Begriffsüberlagerung zeigt, dass – im Gegensatz zum 19. Jahrhundert – die letztere Bedeutung noch nicht die dominierende war, dass Zweigeschlechtlichkeit als durchgängiges von Behörden verwendetes “Spezifikationsraster”⁴ keine Selbstverständlichkeit war.

Maschinerie im Dienste von Militär und Fiskus

Es waren vor allem militärische Erfordernisse, die zur wiederholten Vornahme von Volkszählungen in der Habsburgermonarchie nach dem Ende des Österreichischen Erbfolgekriegs führten: Für die in Zukunft insbesondere gegen Preussen zu führenden Kriege wurden Soldaten benötigt. Die traditionellen Methoden der Heeresaufbringung,

gewaltsame Aushobung und Werbung, stiessen auf zuviel Widerstand und brachten nicht die gewünschten Ergebnisse; erst auf Grundlage eines Wissens über die Kräfte des “Staats” und einer Adressierbarkeit jedes einzelnen Untertans wäre ein effizienteres Rekrutierungssystem möglich, so die Annahme der habsburgischen Militärs.⁵

Eng verbunden mit dem militärischen Zweck der Volkszählung waren fiskalische Begehrlichkeiten: Die Einhebung von Steuern sollte erleichtert werden, wofür von Seiten der Räte und Beamten der Hofkammer wie der Hofrechnungskammer eine genaue Erfassung der Untertanen als notwendig erachtet wurde.⁶ In diesem Zusammenhang wurde seit Mitte der 1760er Jahre auch die Einführung einer nicht zu unterschätzenden Innovation diskutiert: Um den staatlichen Behörden den Zugriff auf die Untertanen einfacher zu machen und um zu verhindern, dass sich Untertanen ihrer Pflicht, Steuern zu zahlen, entzogen, sollten die Häuser der Monarchie nummeriert werden. Und tatsächlich wurde dann beschlossen, in jenen Ländern der Monarchie, die ab 1770 dem neu eingeführten Konskriptions- und Werbbezirkssystem unterlagen, die Hausnumerierung durchzuführen.⁷

Dass Volkszählungen oft höhere Abgaben und neue Rekrutenaushobungen mit sich brachten, blieb auch den registrierten Subjekten nicht verborgen. Sie reagierten zuweilen mit Widerstand. So konnte es in italienischen Kleinstaaten im 16. Jahrhundert vorkommen, dass Beamte, die mit der Zählung von Vieh beauftragt waren, von wütenden Bauern umgebracht wurden⁸. Im Bereich der Habsburgermonarchie stiess die Volkszählung,

abgesehen von Ungarn, vor allem in Tirol auf grössere Widerstände. Hier waren zwar – früher als in den anderen Ländern der Monarchie – die Häuser bereits 1767 numeriert worden,⁸ doch war damit keine Änderung der Wehrverfassung verbunden gewesen. Das unter eindeutig militärischen Vorzeichen stehende Konskriptionssystem von 1770 wurde hier zunächst gar nicht eingeführt, und als unter der Alleinregentschaft von Joseph II. in den 1780er Jahren dann doch ein Versuch gestartet wurde, scheiterte dieser; es kam zu Tumulten, kaiserliche Symbole wurden zerstört, die Konskriptionssäulen, die die Grenzen der einzelnen Militärbezirke anzeigten, wurden ausgerissen. Bauern riefen Versammlungen ein, löschten die Nummern von ihren Häusern und waren damit erfolgreich: Joseph II. lenkte in seinem letzten Regierungsjahr ein, sein Nachfolger Leopold II. schaffte schliesslich das Konskriptionssystem in Tirol ab.¹⁰

Abgesehen von militärischen und fiskalischen Interessen, dienten Volkszählungen auch allgemeineren, bevölkerungspolitischen Interessen. Das statistische Begehren nach "vollständiger Populations-Kantnuss"¹¹, der Kaiserin "einziges trachten, mich [sich] von der Länder Situation und Force zu unterrichten"¹² setzten eine Maschinerie in Gang, die ein als gefährlich wahrgenommenes "Volck" in eine kalkulierbare, "anwendbare" Bevölkerung transformieren sollte. Diese "Regierbarmachung" erfolgte unter anderem mit der Hilfe von Tabellen, in die die Angaben zu den Subjekten einzutragen waren.¹³

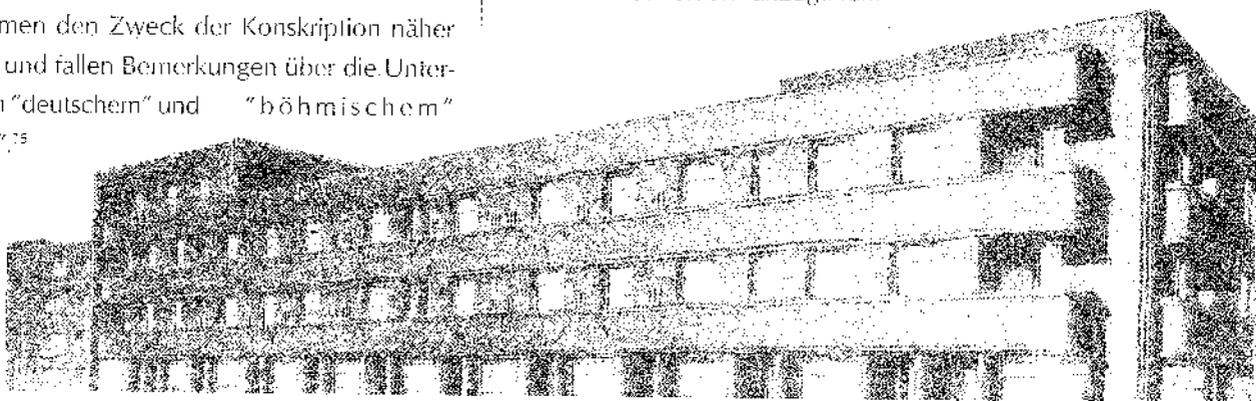
Zu betonen ist, dass Erhebungsmomente, die seit dem 19. Jahrhundert bei Volkszählungen eine so grosse Rolle spielen sollten, wie Sprache, Nationalität oder "Rasse"¹⁴ in der Habsburgermonarchie im 18. Jahrhundert noch ohne Bedeutung blieben; nur in den sogenannten "politischen Anmerkungen", die von den die Konskription durchführenden militärischen Offizieren verfasst wurden, werden vergleichbare Differenzen sichtbar, ist die Rede von Dolmetschern, die nötig waren, um den BewohnerInnen des Czeslauer Kreises in Böhmen den Zweck der Konskription näher zu bringen und fallen Bemerkungen über die Unterschiede von "deutschem" und "böhmischem" "Landvolk".¹⁵

Wichtiger waren andere Angaben; so war die fundamentalste Unterscheidung die nach der Religion: christliche und jüdische "Seelen" waren am striktesten voneinander getrennt und wurden auf eigenen Formularen eingetragen. Erhoben wurden weitere Kategorien wie Alter, Wehrfähigkeit, Stand, Profession, Familienstand und Geschlecht. Im folgenden wird den Wandlungen der zuletzt genannten Kategorie nachgegangen.

Von der Tabellierung des Geschlechts

Die administrativen Praktiken des "absolutistischen" Staatsapparates zählten zu jenen Techniken, die dafür sorgen sollten, dass den Individuen ein "wahres Geschlecht"¹⁶ zugewiesen wurde. Die Seelenbeschreibungen teilten das "Volck" in Männer und Frauen und schufen unvermittelte Dichotomien.¹⁷ "Geschlecht" galt aber nicht zwangsläufig als grundlegende Kategorie der ihresianischen Bevölkerungsstatistik, und die Beschreibung von Männern und Frauen war in den seit 1754 einsetzenden Seelenzählungen starken Veränderungen unterworfen:

1754 waren die männlichen und weiblichen "Seelen" strikt gleich zu beschreiben: Nach den von grundherrschaftlichen Beamten auszufüllenden Formularen wurden zunächst die christlichen von den jüdischen Seelen unterschieden. Diese Seelen, christliche wie jüdische, wurden zunächst nach fünf Alterskategorien aufgegliedert; die über 20-jährigen wurden weiters nach Familienstand unterschieden; alle diese Einteilungen waren nach Geschlechtern ("Männl.;" "Weibl.;" getrennt.¹⁸ Weiters wurden die Pfarrer damit beauftragt, unabhängig von den weltlichen Beamten eine Beschreibung durchzuführen; auch in dem für sie vorgesehenen Formular wurden Männer und Frauen nach denselben Kategorien aufgenommen: Die BewohnerInnen der jeweiligen Pfarre waren zunächst einzuteilen in "Communicanten", "christenlehrfähige Jugend", sowie "unmündige Kinder"; von jeder Person waren Geschlecht, Alter und "Condition" anzugeben.¹⁹



Zwei Argumente wurden von der Hofkanzlei angeführt, die für eine Einteilung "in die zwey Geschlechter, nemlich des Männ- und Weiblichen" sprechen würden: Zum einen allgemeine bevölkerungstatistische, diese "zweyfache Tabella" wäre "dem Publico alzeit dienlich"; andererseits geschähe diese Einteilung "damit, wann selbe nur über das Männliche Geschlecht begehrt würde, dadurch kein Eindruck einer bevorstehenden enröllung entstehen möge."²⁰

Die Seelenbeschreibung von 1754 sollte auch militärischen Zwecken dienen, und dies, so hofften die Beamten der Hofkanzlei, würde durch eine Aufnahme auch der Frauen verschleiert werden.

Die drei Jahre darauf geplante Seelenbeschreibung wurde wegen des Siebenjährigen Kriegs nur in wenigen Ausnahmefällen durchgeführt; erst 1761 wurde wieder eine Beschreibung vorgenommen. Auch diesmal wurde zur besseren Überprüfbarkeit der Ergebnisse doppelt gezählt, zum einen von weltlicher, zum anderen von geistlicher Seite. Dabei fanden unterschiedliche Formulare Verwendung, und bemerkenswerterweise kannte das für die weltliche Zählung vorgesehene Formular keine Geschlechter, unterschieden wurden die einzutragenden Subjekte ab 1762 nach Stand sowie nach Alter und Familienstand.²¹ Nur bei der Kategorie Stand tauchten mit einem Geschlecht versehene Subjekte auf, dann nämlich, wenn es sich um "weltliche Priester" oder "Closterfrauen" handelte. Erst im September 1763 wurde die Trennung nach Geschlechtern wieder beschlossen; "nach dem Unterschied des Alters" sollte nun "auch das männlich- und weibliche Geschlecht in denen fünf Abtheilungen von einander unterschieden werden". Die Debatten, die es anlässlich der Wiedereinführung der Kategorie Geschlecht gab, sind leider kaum erhalten geblieben; ein überliefertes Argument unterstrich die militärische Relevanz: Wenn Männer extra ausgewiesen wären, könnten die Rekruten herausgeschrieben werden.²²

Die Unterteilung nach der Kategorie Geschlecht wurde in den folgenden Jahren allerdings nicht immer beachtet: So musste 1767 die Hofrechnungskammer der Hofkanzlei mitteilen, dass im oberösterreichischen Endergebnis "das männliche und weibliche Geschlecht nicht unterschieden, sondern die Anzahl beeder Geschlechter zusammengesetzt" worden war.²³

In der ab 1770 einsetzenden, von Offizieren und

kreisamtlichen Kommissaren gemeinsam durchgeführten Konskription – ihr Hauptzweck war die Feststellung der männlichen wehrfähigen Bevölkerung – wurden Männer und Frauen radikal unterschiedlich aufgenommen. Nicht einmal auf denselben Bögen sollten sie eingetragen werden: Für christliche Männer gab es ein Erhebungsblatt, das "Particular Hausbeschreibung des männlichen Geschlechts" betitelt war und in dem in einer von elf Rubriken der Name des Mannes, sein Geburts- und eventueller Aufenthaltsort, seine Qualifikation und, sofern er wehrfähig war oder es werden konnte, sein Alter zu vermerken waren. Frauen dagegen wurden in den "zusammengezogenen weiblichen Geschlechts Tabellen" nur summarisch nach zwei Alterskategorien ("Mägdelein von 1. bis 15. Jahre" und "Weibspersonen über 15. Jahre") und drei Standeskategorien ("Ledige", "Verheyathete und verwitibte", "Geistliche") unterschieden. Im Gegensatz zu den Männern blieben sie ohne Namen und Datenkörper, fanden in den Tabellen Eingang nur als Addenden in die summierten Zahlen neben der ihnen zugeordneten Hausnummer.²⁴

Auch jüdische Männer und Frauen wurden nach einem viel größeren Kategoriensystem klassifiziert; bei ihnen sollten – zumindest in Mähren – nur verheiratete und verwitwete Männer mit Namen eingetragen werden.²⁵ Die Gemeinsamkeit von Juden und Frauen lag darin, dass ihre Verwendung zum Militärdienst nicht vorgesehen war; in der Debatte um Emanzipation, um die bürgerliche Verbesserung der Juden wie der Frauen, sollte das Argument der Wehrfähigkeit noch eine wichtige Rolle spielen.²⁶

Dieses überwiegend militärische Begehren nach Daten über christliche Männer implizierte, dass für die Beschreibung der Männer ein Vielfaches mehr an gedruckten Formularen verbraucht würde als für die der Frauen. Demonstrieren lässt sich dies ganz getreu der "mathematischen Staatsansicht" (F. Schlegel)²⁷ dieses von Ordnung und Klassifikation besessenen Jahrhunderts: In der Stadt Znaim – ohne Vorstädte – wurden von der politischen Seite für die Frauen 13 ½ Bögen Formulare ausgefüllt; für die Männer wurden 334 Bögen benötigt;²⁸ das Verhältnis des benötigten Papiers betrug demnach 1:25. Werden die von militärischer Seite ausgefüllten Bögen auch noch einbezogen, betrug das Verhältnis 1:49,5; anders formuliert: Der Anteil der sogenann-

ten weiblichen Geschlechtstabellen an den für Männer und Frauen benötigten Formularen betrug in Znaim 2,02%.

Allerdings wusste die habsburgische Armeeführung sehr wohl um die Wichtigkeit einer wenigstens summarischen Aufnahme der Frauen Bescheid und anerkannte neben dem militärischen auch den bevölkerungspolitischen Nutzen der Konskription: 1775 schrieb der frühere Präsident des Hofkriegsrats Franz Moritz Graf von Lacy an den Mitregenten Joseph II., dass der Staat immer Kenntnis des männlichen und weiblichen Geschlechts haben müsste, "weil bey dergleichen grossen Einrichtungen, wie die vorliegende ist, auch die Arme des Weiblichen Geschlechts mitzurechnen" wären.²¹ Die von Lacy verwendete Formulierung "Arme des Weiblichen Geschlechts" ist ökonomisch zu verstehen; als drei Jahre zuvor im Hofkriegsrat über eine geheime Vornahme der Konskription in Tirol debattiert wurde, wurde auch erwogen, "unter der Hand" die Frauen aufzuzeichnen, weil doch deren "Arme" für die "Haupt-Arbeit", den "Haupt-Nahrungs-Quell" in Tirol – gemeint war damit die Viehzucht – benötigt würden.²² Frauenarbeit war demnach in den Debatten um die Konskription ein Thema, wie überhaupt manche der rund um die Konskription vorgeschlagenen Konzepte weit über eine Reform des Rekrutierungswesens hinausgehen und einen "militärischen Wohlfahrtsstaat" als angestrebtes Ziel erscheinen lassen. Statistisch repräsentiert wurde weibliche Erwerbstätigkeit in den Klassifikationen der Volkszählungen freilich nicht.²³

Daran änderte sich auch 1777, bei der Reorganisation des Konskriptionswesens, nichts. Nun wurden Männer und Frauen wieder gemeinsam auf einem "Individuellen Haus und Familienbogen" eingetragen, und auch Frauen bekamen jetzt ebenso wie Juden und Jüdinnen einen Namen. Die Instruktion schrieb aber dezidiert vor, dass Frauen weder nach ihrem Alter zu fragen wären, noch dass es notwendig wäre, ihre "besondere Qualifikation" einzutragen. Auch der Familienstand wurde nicht extra ausgewiesen, vorgesehen war nur, dass beim Namen der Frau Angaben zu ihrer Stellung in der Familie vermerkt werden sollten; diese Angaben gingen, sofern sie überhaupt gemacht wurden, bei der Verfertigung der summarischen Tabellen verloren. Die sowieso schon sehr groben Kategorien für Frauen von 1770 wurden

nicht mehr weiterverwendet, Frauen wurden zwar zu Subjekten, bekamen jedoch keine Eigenschaften zugeschrieben. Und die Rubrik, in der sie nun zu finden waren, hatte den bezeichnenden Namen: "Hiezu das weibliche Geschlecht".²⁴

Zusammenfassend lässt sich demnach feststellen, dass in den theresianischen Seelenkonskriptionen von 1754 bis 1777 das Wissen über Männer stärker ausdifferenziert, das über Frauen verringert wurde. Diesen Befund gilt es, mit der von Claudia Honegger dargestellten Verallgemeinerung des Mannes der Moderne zum Menschen der Humanwissenschaften und der Entstehung einer weiblichen Sonderanthropologie in Beziehung zu setzen;²⁵ ein Unterfangen, das sich konkret auf die Humanwissenschaften in der Habsburgermonarchie beziehen müsste.

Zum Abschluss: Die Hausnummer des Hermaphroditen

Kein König, keine Kaiserin hat jemals offiziell verkündet, dass Anton H. eine Frau ist; keine Biographie ist über ihn erschienen, weder zu Lebzeiten noch danach. Voltaire und Benjamin Franklin hat er nie besucht, und er führte auch keine diplomatischen Verhandlungen mit der Zarin Elisabeth I. Sein Vater war kein Adliger, auch kein Rechtsanwalt; im vom Göttinger Statistiker Schlözer herausgegebenen "Briefwechsel meist historischen und politischen Inhalts" wird kein Wort über ihn verloren. Nie schlossen englische Buchhalter Wetten auf sein Geschlecht ab, und es ist unbekannt, ob er jemals als Amazone an Fechtturnieren teilgenommen hat.

Es gibt kein Verzeichnis der in seinem Besitz befindlich gewesenen Bücher; Bibliothekskataloge weisen keine Veröffentlichungen von ihm nach. Anton H. scheint auch keine Manuskripte hinterlassen zu haben, und ich weiss nicht, ob er überhaupt lesen und schreiben konnte.

Anton H. ist Zeitgenosse des berühmten Hermaphroditen Chevalier d'Eon de Beaumont; als er in den Quellen des habsburgischen Verwaltungsapparates auftritt, war es gerade ein Jahr her, dass dem französischen König Ludwig XV. die ersten Gerüchte über das Geschlecht des Chevalier d'Eons zu Ohren gekommen waren.²⁶

Aktenkundig wurde der Fall des Anton H.,²⁵ weil

er bei einer versuchten Grenzüberschreitung aufgegriffen worden war: Nach Ungarn hatte er auswandern wollen, aus "Schmach" über sein Schicksal und weil er dort "unentdeckt und in Ruhe seine Nahrung suchen" wollte, allein, er hatte sich von seiner Herrschaft keinen Pass ausstellen lassen und stand somit in Verdacht, ein Konskriptionsflüchtling zu sein. Festgehalten worden war H. in Landshut in Mähren, von wo aus er zum Lundenburger Wirtschaftsamt überstellt wurde.

Am 8. Oktober 1771 wird Anton H. in Lundenburg verhört: Er gibt an, aus dem zu den Olmützer Stadtgütern gehörigen Dorf Chilein³⁶, Olmützer Kreis, gebürtig und 23 Jahre alt zu sein. Im Frühjahr sei er einige Monate mit Marianna, Tochter des Franz Kulaty verheiratet gewesen, danach aber als anerkannter Hermaphrodit durch die Geistlichkeit von derselben geschieden worden. Dieser Vorfall habe ihm die "Schmach" eingebracht und obendrein "seiner Nahrung Abbruch zugezogen", sodass er sich entschlossen habe, nach Ungarn zu gehen.³⁷

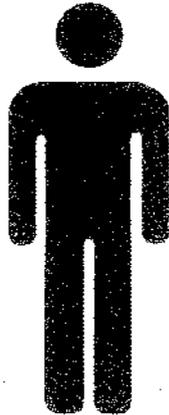
Nach dem Verhör wird Anton H. vom Lundenburger Chirurgen untersucht; dieser bestätigt nach Angabe des Lundenburger Oberamtmanns Carl Joseph Bittner, dass es sich bei Anton H., "würcklich" um einen Hermaphroditen handelt.³⁸ Bittner fragt darauf beim Brünner Kreisamt nach, wie nun weiter vorzugehen sei, doch Michael Johann Althann, der Substitut des Brünner Kreishauptmanns, weiss auch nicht weiter, denn dieser "casus specificus" ist im Werbbezirkspatent vom 5.4.1771 nicht vorgesehen.³⁹ Also wird die Angelegenheit dem mährischen Gubernium unterbreitet und Anton H. nach Brünn verschickt. Dori wird er am 22. Oktober 1771 wieder einer Untersuchung unterzogen, diesmal visitieren Stabschirurg Martis und Landschaftschirurg Mut[z]er in Beisein des Kreiskommissars; ihr Ergebnis: Anton H. ist "kein Hermaphrodit (...) sondern an seinen Geburtstheilen mit einem Naturfehler behaftet (...), welcher ihme sowohl zum Ehestandt als zu allerhöchsten k.k. Kriegsdiensten vor undauglich an erkennenet wird".⁴⁰

Im mährischen Gubernium wird darauf beschlossen, ihm den Pass zu erteilen, doch zuvor müsse er-

hoben werden, aus welcher Hausnummer er gebürtig sei.⁴¹ Ende Oktober kann der Brünner Kreishauptmann folgendes melden:

"In nachverhalt dieser hohen Verordnung habe dem Anton H(...) vorgerufen, und befraget, aus welchem Haus Nr^o derselbe gebürtig, darauf aber zur Antworth erhalten, dass, nachdeme derselbe ein SoldatenKind, foigsamb aus dem Dorff Chilein Olmützer Creyses nicht gebürtig seye, Er auch keinen HausNro aldorten habe, hingegen das Haus, wo selber vor Trennung der Ehe mit seinem Weib gewohnet habe, seye Nr^o 22".⁴²

Das mährische Gubernium sieht nun keinen Anstand mehr, H. einen Pass zu erteilen,⁴³ der Akt des Hermaphroditen wird geschlossen.



1 Die Begriffe (Seelen-) Beschreibung, Consignation, Conscriptio werden bis 1770 zumeist synonym verwendet, während die unter militärischen Vorzeichen stattfindenden Aktionen ab 1770 zumeist als Conscriptionen, seltener als Konskriptionen oder Konskriptionen bezeichnet werden; "Volkszählung" ist eine in der Literatur seit dem 19. Jahrhundert üblich gewordene "Übersetzung". Dank an Ulrike Krampfl.

Zur Geschichte der Volkszählung in der Habsburgermonarchie siehe u. a.: GÜRTLER, Alfred: Die Volkszählungen Maria Theresias und Josefs II. 1753-1790. Innsbruck 1909; GROSSMANN, Henryk: Die Anfänge und die geschichtliche Entwicklung der amtlichen Statistik in Österreich. In: Statistische Monatsschrift. N. F. 21, 1916. S. 331-423; DÚRDIK, Christel: Bevölkerungs- und Sozialstatistik in Österreich im 18. und 19. Jahrhundert. In: HELCZMANOVŠZKY, Heimold (Hrsg.): Beiträge zur Bevölkerungs- und Sozialgeschichte Österreichs. Wien 1973. S. 225-266; TANTNER, Anton: Die "Hemmungen" der "Machine". Störfälle der Benennung, Adressierung und Tabellierung während der Seelenkonskription in der Habsburgermonarchie, 1770-1772. In: Technikgeschichte. 67, 2000. Im Druck.

2 Moravský Zemský Archiv (MZA), Brünn: Bestand B1 (Gubernium), Signatur R93/2, Kt. 1671: Nr. 605 ex August 1772: Brünner Kreishauptmann an das mährische Gubernium, 28.5.1772.

3 FREVERT, Ute: Geschlecht - männlich/weiblich. Zur Geschichte der Begriffe (1730- 1990). In: Dies.: "Mann und Weib, und Weib und Mann". München 1995. S. 13-60, 223-227.

4 FOUCAULT, Michel: Archäologie des Wissens. Frankfurt am Main (3.A.) 1988. S. 64.

5 Zur Geschichte des habsburgischen Rekrutierungswesens im behandelten Zeitraum siehe jetzt: HOCHEDLINGER, Michael: Rekrutierung - Militarisierung - Modernisierung. Militär und ländliche Gesellschaft in der Habsburgermonarchie im Zeitalter des aufgeklärten Absolutismus. In: KROLL, Stefan/KRÜGER, Kerstin (Hg.): Militär und ländliche Gesellschaft in der frühen Neuzeit. Hamburg 2000. S. 327-375.

6 DICKSON, Peter G.M.: Finance and Government under Maria Theresia 1740-1780. Oxford 1987. Bd. 1, S. 25 f.

7 Zur Debatte um die Häusernummerierung siehe Österreichisches Staatsarchiv (ÖStA), Allgemeines Verwaltungsarchiv (AVA), Hofkanzlei IV A 8 BOE, Kt. 497, Februar 1767, Mai 1769 sowie IV A 8 NO, Kt. 501, 93 ex Februar 1767.

8 BURKE, Peter: Städtische Kultur in Italien zwischen Hochrenaissance und Barock. Berlin (BRD) 1986. S. 33-44. 201 f., hier 37.

9 Vgl. LANZINGER, Margarell: Heirat in lokalen und familialen Kontexten. In: In: 1790-1900. Dissertation an der Universität Wien 1999. S. 167.

10 MITROFANOV, Paul von: Joseph II. Seine politische und kulturelle Tätigkeit. Wien/Leipzig 1910. Bd. 1, S. 376-382; AMMERER, Gerhard: Aufgeklärtes Recht, Rechtspraxis und Rechtsbrecher - Spurensuche nach einer historischen Kriminologie in Österreich. In: Ders./HAAS, Hanns (Hrsg.): Ambivalenzen der Aufklärung. Festschrift für Ernst Wangermann. Wien 1997. S. 101-138, hier 106; REINALTER, Helmut: Die Folgen des theozentrischen Konstriktionssystems: Ein Aufruf im Zillertal 1794. In: Tiroler Heimatblätter. 49.1974. S. 89-93.

11 ÖStA, Kriegsarchiv (KA), Hofkriegsrat (HKR) Akten 1770/74/339: Instruktion für die Seelenbeschreibung in Kärnten, 25.5.1770.

12 So Maria Theresia in einer undatierten Denkschrift, zitiert nach: ARNEFH, Alfred Ritter von (Hrsg.): Zwei Denkschriften der Kaiserin Maria Theresia. In: Archiv für österreichische Geschichte. 47.1871. S. 267-354, hier 306.

13 Zum "Regierungsdenken" siehe u. a. FOUCAULT, Michel: La "gouvernementalité". In: Ders.: Dits et écrits. Paris 1994. t. III 1976-1979, S. 635-657; Ders.: Was ist Kritik? Berlin 1992; vgl. LEMKE, Thomas, Eine Kritik der politischen Vernunft. Foucaults Analyse der modernen Gouvernementalität. Berlin/Hamburg 1997; Zum Tableau: FOUCAULT, Michel: Die Ordnung der Dinge. Frankfurt am Main (T.A.) 1994; VISMANN, Cornelia, Akten, Medientechnik und Recht. Frankfurt am Main 2000. S. 204-217.

14 Dazu u. a. BRIX, Emil: Die Umgangssprachen in Altösterreich zwischen Agitation und Assimilation. Die Sprachenstatistik in den zisleithanischen Volkszählungen 1880 bis 1910. Wien/Köln/Graz 1982; CLARK, A. Kim: Race, "Culture", and Mestizaje: The Statistical Construction of the Ecuadorian Nation, 1930-1950. In: Journal of Historical Sociology. 11.1998. S. 185-211.

15 ÖStA, KA, HKR 1771/98/528: Vortrag des Hofkriegsrats, 8.7.1773; Michael Hochedlinger und ich bereiten derzeit eine Edition dieser für die konskribierten Länder vorliegenden "politischen Anmerkungen" vor.

16 FOUCAULT, Michel: Über Hermaphroditismus. Der Fall Barbin. Frankfurt am Main 1998. S. 8.

17 BECKER-SCHMIDT, Regina: Zum feministischen Umgang mit Dichotomien. In: KNAPP, Gudrun-Axeli (Hrsg.): Kurskorrekturen. Feminismus zwischen Kritischer Theorie und Postmoderne. Frankfurt am Main/New York 1998. S. 84-125.

18 Das Schema befindet sich abgedruckt bei GÜRTLER, Volkszählungen, S. 6. Die Alterskategorien lauteten: 20-40 Jahre; 40-50 Jahre; über 50 Jahre; 15-20 sowie 1-15 Jahre; die beiden Kategorien des Familienstands waren ledig und verheiratet, d. h. keine Ausweisung der Verwitweten.

19 ah Reskript 13.10.1753, abgedruckt bei GROSSMANN, Anfänge, 352, Anm. 1.

20 ÖStA, AVA, Hofkanzlei, IV A 8 Niederösterreich, Kt. 501, Nr. 116 ex Jan 1754, Vortrag der Hofkanzlei vom 7.1.1754.

21 Die Alterskategorien lauteten: 1-15, 15-20, 20-40, 40-50 sowie über 50 Jahre, die über 20 Jährigen wurden nach ledig/verheiratet unterschieden; ÖStA, AVA, Hofkanzlei, IV A 8 Niederösterreich, 1763: "Summarische Haupt-Tabella über die in nächstehender Kayl. Königl. Ländern befindliche (...) Seelen, wie solche Anno 1762 beschrieben worden; Dann was respectu der in Anno 1761 beschienenen Seelen-Conscription und der Geislichen und Weltlichen Beschreibung pro A° 1762: Mehr, oder Weniger ausfällt." 4.11.1763.

22 ÖStA, AVA, Hofkanzlei, IV A 8 Böhmen, Kt. 497, September 1763: Vortrag der Hofkanzlei vom 30.7.1763, resoliert am 1.9.1763; vgl. GROSSMANN, Anfänge, S. 383.

23 ÖStA, AVA, Hofkanzlei, IV A 8 Oberösterreich,

Kt. 501, 42 ex mai 1769: Schreiben der Rechenkammer an die Hofkanzlei, 20.3.1769.

24 Ausgefüllte Formulare befinden sich u. a. in den Beständen der Hofkanzlei: ÖStA, AVA, Hofkanzlei, IV A 8 Innerösterreich, Kt. 499, 1770.

25 MZA, B1, R93/1a, Kt. 1669, Nr. 162 ex Oktober 1770: Mährisches Gubernium an die mährischen Kreisämter, 9.10.1770.

26 Dazu u. a. LIBERLES, Robert: From Toleration to Verbesserung: German and English Debates on the Jews in the Eighteenth Century. In: Central European History. 22.1989. S. 3-32; HAGEMANN, Karen: Nation, Krieg und Geschlechterordnung. Zum kulturellen und politischen Diskurs in der Zeit der antinapoleonischen Erhebung Preussens 1806-1815. In: Geschichte und Gesellschaft. 22.1996. S. 562-591.

27 SCHLEGEL, Friedrich: Signatur des Zeitalters. In: Ders.: Studien zur Geschichte und Politik. (= Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe. Bd. 7. Hrsg. von Ernst BEILER). München u.a. 1966. S. 483-596, hier u. a. 495, 513.

28 MZA, B1, R93/4A, Kt. 1671, Nr. 892 ex September 1772: Hauptberechnung über die zu Vollendung des Znaymer Seelen und Zugviehsbeschreibungsgeschäfts 1770 und 1771 aus Brünn und Znaymb empfangene, verbraucht-verdorben, und durch mitterweilige Cassirungen verloren gegangene gedruckte TabellensGattungen, 7.1.1772.

29 ÖStA, KA, Militärhofkommission Nositz, Kt. 6, Filz/13: Note von Lacy an Joseph II., 20.2.1775.

30 ÖStA, KA, HKR, 1772/98/406: Vortrag des Hofkriegsrats, 16.9.1772.

31 SAUER, Edith: Strasse, Schnuggel, Lottospiel. Matenelle Kultur und Staat in Niederösterreich, Böhmen und Lombardo-Venetien im frühen 19. Jahrhundert. (= Veröffentlichungen des Max-Planck Instituts für Geschichte; 90). Göttingen 1989. S. 223-227.

32 GÜRTLER, Volkszählungen, S. 52-93.

33 JÖNEGGER, Claudia: Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib 1750-1850. München 1996.

34 KATFS, Gary: Monsieur d'Eon ist eine Frau. Hamburg 1996; SCHLÖZER, August Ludwig (Hrsg.): Briefwechsel meist historischen und politischen Inhalts. Göttingen 1776-1782. 1. Teil, III. und IV. Heft August 1776, S. 156 f.

35 MZA, B1, R93/1b, Kt. 1670, Nr. 166 ex Nov 1771; hieraus alle folgenden Quellenzitate. Die Abkürzung des Familiennamens ist der "Schmach" geschuldet, die Anton H. flüchten liess; wer den Namen für weitergehende Nachforschungen benötigt, kann ihn selbstverständlich von mir erhalten.

36 Der "wahre Name" des Orts lautet nach SCHWOY, Franz Joseph: Topographie vom Markgrathum Mähren. Wien 1793. Bd. 1, S. 307 "Kölein, Mähr. Kolina, ehemals Cholin", "ein zu denen olmützer Stadtgemeingütern gehöriges, eine Stunde westsüdwärts von Littau gelegenes Dorf, mit einer Pfarre, wozu das Patronatsrecht dem nun aufgehobenen Kloster Hradisch zustand, welches sie auch allezeit mit Ordenspriestern besetzte; zählt 89 Häuser, 117 Familien, 620 Seelen; und besitzt bey 600 Joche gutes Ackerland." Slieters Handatlas von 1925 gibt für diesen Ort den Namen "Kölein" an, aktuelle Autoatlanten "Cholina".

37 MZA, B1, R93/1b, Kt. 1670, Nr. 166 ex Nov 1771: Summarisches Verhör, corroliert Lundenburg 9.10.1771.

38 Ebenda: Schreiben des Lundenburger Wirtschafts-amts an das Brünnner Kreisamt, 9.10.1771.

39 Ebenda: Schreiben des Brünnner Kreisamts an das mährische Gubernium, 11.10.1771.

40 Ebenda: Visum Repertum, 22.10.1771; es ist von den beiden Ärzten unterzeichnet. II. wird in den Quellen auch nach dieser Erkenntnis als Hermaphrodit bezeichnet.

41 Ebenda: Schreiben des mährischen Guberniums an das Brünnner Kreisamt, 25.10.1771.

42 Ebenda: Schreiben des Brünnner Kreisamts an das mährische Gubernium, 31.10.1771; zu den Soldatenkindern; siehe G.ÖSMANN, Claudia: Das pädagogische Jahrhundert - Konzepte der Erziehung und Bildung im allgemeinen am Beispiel der Soldatenkinder zur Zeit Maria Theresias. Diplomarbeit an der Universität Wien, 1997.

43 Ebenda: Schreiben des mährischen Gubernium an das Brünnner Kreisamt, 8.11.1771.

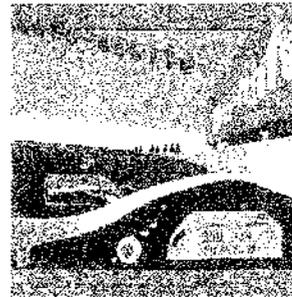
Sinn-haft

Kundtun

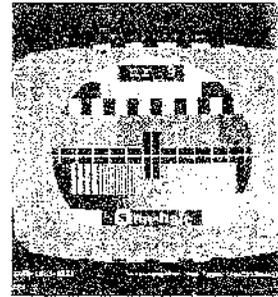
von der aufgeklärten Haltung
zur medialen Unterhaltung



dinner for cyborgs



auto-mobilie
Bewegungsstudien



störfälle

von der Kunst gleichzeitig zu
gehen und zu fallen

sinn-haft nr_11

Wahrnehmung
Objektive Evidenzen und deren Fiktion

AUS DEM INHALT

Statistik: Utopien vom Volkskörper und dem sozialistischen Menschen

Socoty beam me up if you can - Einige Episoden des Dauerbrenners "Derealisierung"

Identität - Biometrik - Körperlichkeit

Radiologie: Körpergrenzen

Sinn-haft Blitzumfrage: Verabschiedung des Konstruktivismus?

& mehr

+Pix-Art-Entertainment+

sinn-haft nr_11 ab Ende Juni

bei Buchhandlungen winter, prachner (im MAK),
kupitsch (am campus), kolisch, amadeus (mariabilfer 99) & per mail / e-mail bei der redaktion



Sinn-haft c/o Michael Dossler, Zollergasse 16/16, 1070 WIEN

Sinn-haft

zeitschrift zwischen kulturwissenschaften

1 x sinn-haft = 50,-

4 x sinn-haft = 170,-

Jetzt Probeheft sichern!!



<http://sinn-haft.action.at>

sinn-haft@action.at



Hochprozentiges aus dem Wissenschaftsentertainment!

herausgegeben vom hyper[realitäten]büro

Identità e didattica interculturale

Agostino Portera

1. Introduzione

Erik H. Erikson (1968, p. 96) considera l'acquisizione dell'identità al pari dell'atto di bilanciamento che deve compiere un equilibrista che, cercando di superare la paura di cadere, cerca di raggiungere l'obiettivo prefissato, indispensabile per il suo sviluppo e la sua crescita: "Come un trapezista, ogni giovane, nel bel mezzo del suo slancio vigoroso, deve abbandonare la salda presa dell'infanzia e cercare di afferrare un solido appiglio nell'età adulta, e tutto dipende, in un intervallo che mozza il fiato, dalla possibilità di instaurare un legame tra passato e futuro, nonché dall'attendibilità di coloro da cui si sgancia e di coloro che sono destinati a riceverlo". L'adolescenza, considerata da Erikson come un periodo di "sradicamento naturale", ossia presente nella vita di ogni essere umano, assume connotati differenti quando il giovane vive esperienze di emigrazione, o cresce in contesti culturalmente diversificati.

Lo scopo di questo mio breve contributo sarà di mettere a fuoco opportunità e rischi dell'assunzione dell'identità in contesto multiculturale e di illustrare successivamente le modalità d'intervento pedagogico più opportune.

2. Ricerca empirica sullo sviluppo della personalità in contesto multi-etnico e multiculturale

Dopo un primo studio sulle condizioni psicosociali vissute dei giovani italiani in Germania (i cui risultati sono stati pubblicati nel testo: *Europei senza*

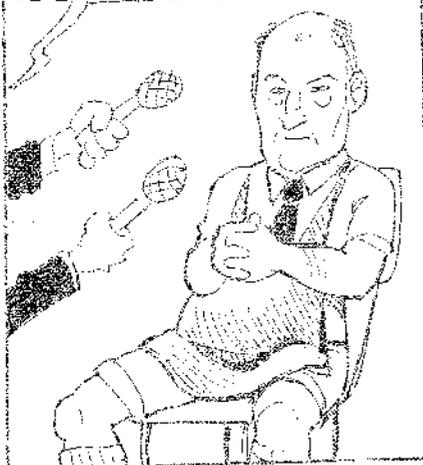
Europa, Catania, 1991), al fine di poter individuare meglio sia le ripercussioni positive e le chance della vita in contesto multiculturale, che le reali conseguenze negative collegate all'emigrazione, è stata realizzata un'ulteriore - più approfondita - ricerca empirica sui fattori positivi o negativi collegati allo sviluppo della personalità in contesto migratorio e multiculturale, nonché sulle strategie di comportamento più adeguate. (Cfr. Portera, 1995, 1997). La domanda principale è stata: come mai tanti giovani di origine italiana, in Germania e dopo il rientro in Italia, non solo sembrano trarre poco profitto dalla vita in un contesto multiculturale, ma tale situazione per loro molto spesso si trasforma in fonte di disagio, se non addirittura di disturbo o di malattia?

Effettuare uno studio sulle possibili correlazioni con i disagi e i disturbi dello sviluppo psicosociale dei bambini e dei giovani emigrati, significa operare in un settore estremamente difficile ed in parte sconosciuto. Come causa scatenante del disagio possono subentrare problemi complessi e multifattoriali, che difficilmente si lasciano scindere in singole variabili chiaramente definite. Pertanto, alla ricerca occorre conferire un carattere esplorativo, in modo da poter rilevare la realtà soggettiva di ogni singolo individuo senza eccessive categorizzazioni aprioristiche. In base al livello di ricerca attuale i criteri simili si lasciavano soddisfare meglio mediante studi approfonditi di singoli casi.

Per conoscere da vicino sia i singoli fattori negativi e di rischio, come pure i fattori favorevoli e le strategie di soluzione dei problemi (*coping*), nell'ambito delle analisi qualitative, dopo un'attenta riflessione metodologica, ho adottato le interviste semistrutturate. Come modello teorico di base ho

CONVIVENZA

HERR BURNWALDER, WIE WÜRDEN SIE DIE PROBLEMATIK DES ETWAS WECHSELZUSAMMENLEBENS DER BEIDEN SPRACHGRUPPEN IN SICH TRÄGE KOMMENTIEREN?

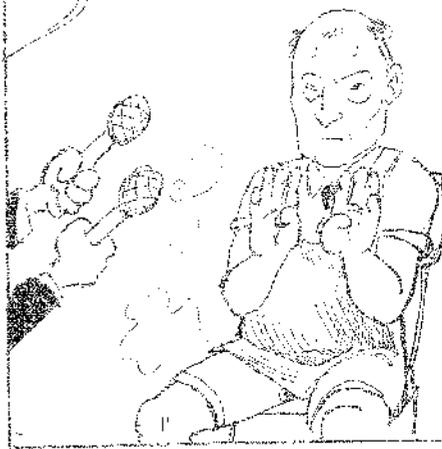


ALSO, DARUM TAT I ANGEHÖRIGEN DER SOGN...

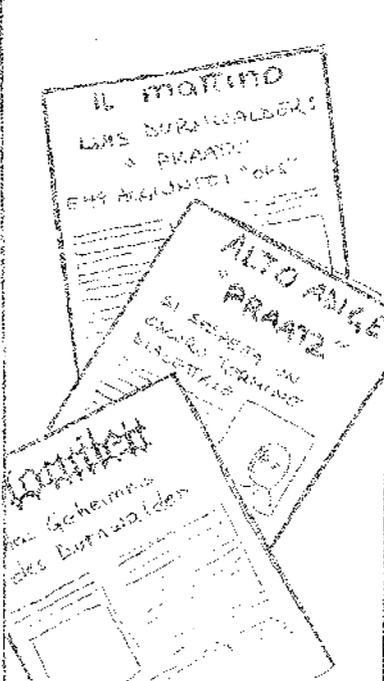


KÖNNTEN SIE DIESE AUSSAGE NÄHER ERLÄUTERN?

EHM, NA, EIGENTLICH NEIN



EDIZIONE SPECIALE. IL PRESIDENTE LOUIS BURNWALDER DEFENDE COSÌ LA "CONVIVENZA" "PRAATZ". NUMEROSE LE POLEMICHE RIGUARDANTI IL TERMINE USATO.



PER NOI DI AN NON È POSSIBILE CHE IL PRESIDENTE BURNWALDER UTILIZZI ESPRESSIONI NON TRADUCIBILI PER LA POPOLAZIONE DI LINGUA ITALIANA / IO DEFINISCO "PRAATZ" ANTICOSTITUZIONALE!



ESPERTI DI TRADIZIONE LINGUISTICA SUDTIROLESE Affermano CHE "PRAATZ" È UN TERMINE USATO IN VAL SABBENTINO...



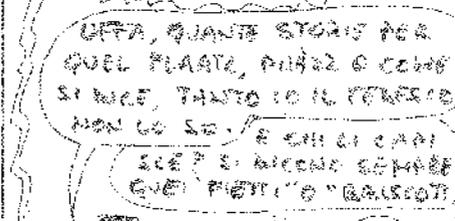
HERR BURNWALDER, WAS BEWEGTE SIE ZU DIESE AUSSAGE?



QUI SI FA RIFERIRE ALLA TRADIZIONE CULINARIA TIROLIENSE. PROPONGO UNA MANIFESTAZIONE CHE CONTRASTA IL "PRAATZ" E L' "SAUERKRAUT".



GLI SCHUTZEN ORGANIZZERANNO UNA CONTROMANIFESTAZIONE E HANNO PROPOSTO DI INSERIRE "PRAATZ" NELLA TOPONOMASTICA.



MA CHI È STATO?

GIGETTO, È STATO LUI! CHE BRANO! UNA PRODUZIONE PERPETUA, SCURRILEVA BURNWALDER DIVENTERA UN PERPETUO BURNWALDER, UN VERO ABITANTE AUTOATONICO



scelto il metodo delle *interviste centrate sul problema*, sviluppato in Germania da Witzel (1982) e già più volte sperimentato con successo in settori di difficile rilevamento. Complessivamente ho selezionato un campione di ventitré giovani che presentavano elementi più differenziati possibili (considerando il numero complessivo delle interviste non è corretto parlare in termini di rappresentatività) in rapporto al sesso, stato sociale, scolarizzazione, durata del soggiorno all'estero, situazione psicosociale, ritorno ed emigrazione pendolare, ed i cui disagi o disturbi erano più spesso riscontrati negli studi e nella letteratura pertinente. Lo studio è stato di tipo longitudinale, alcuni casi sono stati seguiti per una durata di sette anni. Le interviste sono state realizzate con l'aiuto di una griglia interpretativa (*Gesprächseitfaden*), che è servita preminentemente per delimitare le aree tematiche da esplorare, nonché per conferire alla ricerca quella strutturazione, omogeneità e comparabilità dei dati raccolti, di basilare importanza per una valutazione finale dei risultati secondo i canoni della validità e dell'affidabilità. La maggior parte delle interviste è stata eseguita in un posto "neutro" e nel rispetto della segretezza delle informazioni raccolte. La durata delle interviste variava dai 45 ai 120 minuti, ed il numero degli incontri da 6 a 61. In quasi tutti i casi analizzati, sono state eseguite delle osservazioni partecipanti (*teilnehmende Beobachtungen*) a scuola, a casa e durante il tempo libero.

In base ai risultati della ricerca, l'esperienza di vita e lo sviluppo all'interno di due o più contesti culturali sembra rappresentare, a seconda di determinati fattori, positivi o negativi, sia una fonte di disorientamento sociale, di disagio cognitivo, emotivo e sociale, di malattia psichica, che un'occasione di arricchimento e di crescita.

Fra i *fattori negativi*, che in alcuni dei giovani intervistati hanno ostacolato un sano sviluppo della personalità, sono stati riscontrati principalmente: il cambiamento della struttura familiare ed il cambiamento dei ruoli all'interno della famiglia; le precarie e sfavorevoli condizioni abitative; la marginalità socio-economica nel paese di accogliimento; la mancata pianificazione sia dell'emigrazione che della vita futura (problema del *pendolarismo* e dell'illusione del ritorno); le differenze nelle modalità educative fra genitori e insegnanti; altre

esperienze legate all'emigrazione (tipo le esperienze di separazione forzata, stress derivante dal voler/dover guadagnare più soldi possibili nel minor tempo possibile).

D'altro canto nel corso della ricerca è stato possibile appurare che alcuni giovani, proprio grazie all'emigrazione o alla vita in contesto multiculturale, sono persino riusciti a soddisfare ulteriori bisogni (ad es. ricevere più riconoscimento, attenzione e stima mediante la possibilità di un'istruzione scolastica superiore). Tali soggetti hanno potuto approfittare delle infrastrutture esistenti nel paese di accogliimento; hanno vissuto il confronto con il nuovo ed il diverso non come minaccia per la propria identità, ma come possibilità di riflessione e di confronto. Sono quindi riusciti ad essere socialmente stimati e ad intraprendere dei mestieri più riconosciuti e meglio retribuiti. Fra i *fattori positivi*, che hanno permesso a questo gruppo di giovani di tradurre l'esperienza di convivenza multiculturale in un'occasione di elevato sviluppo positivo a livello psichico e sociale, sono stati enucleati soprattutto: la possibilità di assumere, durante i primi anni di vita, dei rapporti stabili e affidabili con la principale persona di riferimento; l'apertura dei genitori nei confronti del nuovo contesto sociale, e l'atteggiamento di stima e di fiducia nei confronti dei figli; la comprensione e stima da parte degli insegnanti e degli altri educatori; l'assenza o la scarsità di atteggiamenti che, sia all'interno che all'esterno della famiglia, mirano a costringere i giovani a mentire se stessi pur di essere accettati.

In concreto, alla luce dei risultati della ricerca, possono essere individuati i seguenti *fattori negativi* o di rischio, collegabili con esperienza di vita in contesto multiculturale: fattori negativi sopranazionali, separazione, pendolarismo, ambivalenza, marginalità, stigmatizzazione, isolamento, problemi linguistici, rigidità educativa, biculturalismo.

1. *Rischi evolutivi sopraculturali*. Nella vita di ogni soggetto si sommano una serie di compiti "normativi" e "non normativi" (cfr. Haan, 1977) che egli ha da risolvere per riuscire a mantenere una certa stabilità psichica. In concomitanza alle loro, diretto o



indirette, esperienze migratorie, i giovani intervistati sembrano essere investiti *in maniera più forte* da determinati fattori negativi, di fatto presenti nello sviluppo di ogni soggetto. In particolare, presso i giovani intervistati, sono stati riscontrati più intensamente i seguenti problemi evolutivi transculturali: a) *difficoltà pre- e perinatali*, scaturite soprattutto in seguito della scarsa conoscenza o accettazione del sistema di assistenza medica tedesco, da parte dei genitori stranieri; b) *difficoltà (Belastungen) croniche*, ad esempio, dovute a gravi disturbi psichici, di tipo cronico da parte di uno dei genitori; c) *condizioni socioeconomiche svantaggiate*: povertà, appartenenza alla classe sociale più bassa, mancanza di formazione professionale dei genitori; d) *particolari esperienze di vita critiche* (Kritische Lebensereignisse und Übergänge), ad esempio: morte del padre, trasloco, cambiamento di scuola o di città, separazione o divorzio dei genitori; e) *ulteriori carichi familiari*: conflitti all'interno della famiglia; famiglia numerosa in alloggi inadeguati o malsani; divorzi; separazioni e presenza di un solo genitore; disoccupazione del padre; attività lavorativa della madre e scarso tempo e possibilità di accudire ed educare i figli.

2. *Esperienze di separazione*. Soprattutto è merito della psicoanalisi, aver spostato l'attenzione sull'importanza per il bambino, di instaurare un rapporto con la madre caratterizzato da affidabilità e fiducia, specialmente durante i primi mesi di vita. Anche dai dati della ricerca effettuata nel settore multiculturale è stato appurato che i soggetti che hanno vissuto un'esperienza di separazione precoce ed improvvisa dalla madre per essere affidati a parenti (anche in Italia) o a vicini, non hanno potuto maturare il sentimento della protezione di base e dell'affidabilità della persona di riferimento in maniera adeguata, col risultato di un insufficiente sviluppo della fiducia di base (Erikson 1968).

3. *Pendolarismo*. Il continuo spostamento fra il paese di provenienza e quello d'arrivo sembra ormai essere, purtroppo, una caratteristica intrinseca della popolazione italiana in Germania. La mancata o l'irreale pianificazione del futuro da parte delle famiglie italiane, comporta un continuo spostamento fra la Germania e l'Italia, a volte soltanto in seguito a crisi momentanee o ad attese elevate in uno dei due paesi. Le conseguenze di tale

pendolarismo sono che né i genitori né i loro figli riescono a confrontarsi costruttivamente con la situazione reale in cui vivono (se vogliono acquistare in Italia o in Germania la tanto agognata casa, se i bambini devono continuare a studiare in Germania o in Italia, se è conveniente imparare bene la lingua tedesca, ecc.). Invece di affrontare realmente i problemi, la cui soluzione significherebbe crescita e stabilità personale, fuggono spesso in un mondo ideato da loro (illusione nostalgica, secondo Zwingmann), che assume le caratteristiche della fuga dai conflitti o rinozione. Il pendolarismo e la mancata pianificazione del futuro, potrebbero essere considerati fra i fattori più significativi, che spiegano il triste primato degli alunni italiani nelle "Sonderschulen", non solo in riferimento ai coetanei tedeschi, ma anche rispetto a tutti gli altri gruppi di stranieri (Vedi anche Portera, 1994).

4. *Comportamenti ambivalenti*. Un'ulteriore difficoltà nella vita dei giovani intervistati deriva dal fatto che essi in emigrazione sono confrontati con un alto numero di situazioni e comportamenti ambivalenti. Molti di loro sono sottoposti a differenti forme educative *tra la scuola e la famiglia*. I genitori cercano frequentemente di educare i loro figli alla coesione familiare, all'ubbidienza, al rispetto per gli educatori adulti (che spesso deve esternarsi in passività e sottomissione). D'altro canto gli insegnanti tedeschi si aspettano da loro iniziativa personale, autonomia, indipendenza ed emancipazione dalla famiglia.

In alcune biografie è stato altresì possibile constatare come molto spesso anche i genitori, fra di loro o un genitore (spesso la madre), mostrano sentimenti e comportamenti ambivalenti. Gli italiani in emigrazione vivono drastici cambiamenti nella struttura familiare e dei ruoli all'interno della famiglia: famiglia nucleare invece di famiglia estesa; famiglia incompleta (spesso emigra solo il padre, poi seguono la madre e qualche figlio); mancanza di aiuto da parte dei vicini; mancanza di contatti e isolamento; diffusione dei ruoli o ruoli conflittuali; aumento di divorzi e di sgretolamenti della famiglia. Altre ambivalenze scaturiscono dal ruolo sociale, e lo scioglimento di strutture familiari stabilizzanti comporta presso i genitori un irrigidimento delle norme e dei valori della società di provenienza. Il loro ruolo sociale viene anche reso ulteriormente insicuro dal modo

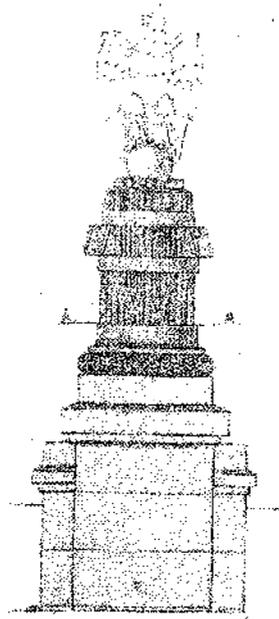
paradossale in cui sono trattati, socialmente e legislativamente, in Germania: contemporanea-mente da "Gäste" (ospiti) e da "Arbeiter" (lavoratori). Le conseguenze di questa situazione, che presenta elementi da "doppio legame" (Watzlawick et al 1971, p. 209), sono: aumento della diffidenza nei confronti della società tedesca, paura, depressività, aggressività e dogmatismo. Ulteriori comportamenti ambivalenti sono stati osservati anche presso gli insegnanti tedeschi. Molto spesso nel rapporto con gli scolari italiani oscillavano fra la tendenza ad ammirare i comportamenti diversi (ad esempio, la vivacità) e di lasciarli così com'erano o addirittura rinforzarli, e la tendenza opposta di rifiutarli e costringere tali soggetti all'assimilazione. Dalle storie di vita analizzate è stato possibile constatare come questo tipo di ambivalenza (entrambi gli atteggiamenti!) possa causare disorientamento o alcune volte disturbi di tipo cognitivo o emozionale.

5. *Carichi materiali (ulteriori) e marginalità sociale.* Tramite la presente ricerca è emersa in maniera inequivocabile come la scarsa opportunità di raggiungere traguardi economici di successo, l'alto indebitamento, l'elevata mobilità sociale discendente, la marginalità e l'insufficiente sicurezza legislativa, hanno causato delle intense esperienze di frustrazione, che possono essere individuate come fattori scatenanti delle diverse crisi o decompensazioni. A questi elevati carichi si sommano spesso anche esperienze di esclusione, oppure gli elevati o ulteriori compiti scolastici (difficoltà linguistiche, differenze nella metodologia d'insegnamento, lezioni di lingua e cultura italiana).

6. *Stigmatizzazione e discriminazione.* La maggior parte delle difficoltà rispetto alla stigmatizzazione (cfr. Goffmann 1980) nella letteratura viene attribuita a componenti di popoli che mostrano marcate differenze religiose o fisiche. Nonostante i cittadini di origine italiana non sempre presentino uno stigma manifesto, nell'ambito della ricerca è stato possibile constatare come molti soggetti sia in Germania che dopo il loro ritorno in Italia sono stati vittime di discriminazioni a causa soprattutto di differenze di tipo linguistico, comportamentale o di pensiero.

7. *Isolamento e solitudine.* Molti dei soggetti intervistati hanno vissuto l'esperienza dell'isolamento sia nei primi mesi dopo l'arrivo in Germania, che dopo il loro ritorno in Italia. Alcuni hanno riscontrato grandi difficoltà ad instaurare rapporti di amicizia durante tutto il periodo di soggiorno in Germania. Tante volte, più che di una solitudine realmente vissuta, si trattava del sentimento di sentirsi soli (Einsamkeit). Un'ulteriore forma di isolamento è stata caratterizzata dal vissuto dell'alterità dall' "essere diversi dagli altri" e dal dover assumere costantemente un ruolo sociale diverso. Anche il sentimento di isolamento dei genitori, in special modo delle madri, è emerso come un fattore altamente negativo per lo sviluppo dei figli.

8. *Problemi linguistici.* I problemi linguistici riscontrati fra i giovani intervistati, in base ai dati della ricerca, sono soprattutto da considerare come conseguenti a stimoli sociali inadeguati o insufficienti (isolamento, mancanza di sostegno, continui cambiamenti fra una lingua e l'altra con le stesse persone, miscuglio fra dialetto e lingua ufficiale). Dall'inadeguata competenza linguistica sono scaturiti dei fattori negativi che hanno contribuito ad un rinforzo dell'isolamento e del sentimento di diversità. Fra i soggetti intervistati è

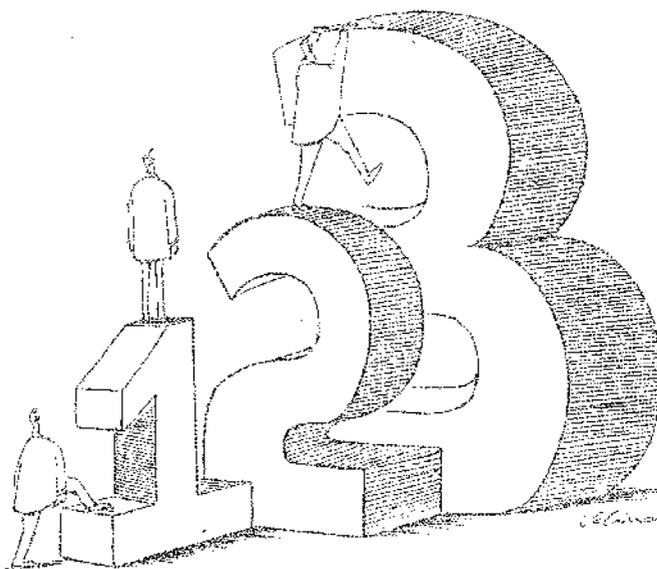


anche stato possibile constatare dei deficit linguistici, ingenerati da una prolungata deprivazione sociale e emotiva.

9. *Severità e rigidità educativa.* Molti genitori dei soggetti intervistati, tanto in Germania, quanto dopo il loro ritorno, tendono ad educare i loro figli in maniera più rigida sia rispetto alle regole del paese di accogliimento che rispetto a quello di provenienza, probabilmente a causa della prolungata assenza dal luogo di provenienza (che impedisce di coglierne il successivo sviluppo culturale) ed in seguito ad un sentimento - spesso inconscio - di tipo riparatorio nei confronti del loro paese d'origine. Alcuni degli atteggiamenti autoritari sono intensificati dalla situazione di vita delle famiglie italiane in Germania, caratterizzata da isolamento, elevata mole di lavoro e molteplici conflitti. I genitori spesso non si accorgono che le norme e le modalità comportamentali che cercano di trasmettere ai loro figli, col tempo hanno

perso la loro importanza e validità anche nel loro paese di origine. A causa dell'eccessiva rigidità e severità vigente in famiglia, sono insorte delle crisi a volte drammatiche o violente, specialmente presso quei soggetti che si rendono conto delle contraddizioni fra la rigidità educativa dei loro genitori e le forme liberali adottate e propugnate dall'ambiente esterno.

10. *Orientamento biculturale.* Il processo di assunzione dell'identità è paragonato da Erikson (1968, 96) all'arte del trapezista. Come quest'ultimo il giovane "nel bel mezzo del suo slancio vigoroso, deve abbandonare la salda presa dell'infanzia e cercare di afferrare un solido appiglio nell'età adulta". Dalla ricerca è emerso che per molti giovani di origine italiana tale atto spesso termina con una violenta caduta. Complessivamente è stata riscontrata un'accentuazione dei conflitti e delle situazioni gravose tipiche degli stadi evolutivi precedenti. Molti giovani



nell'adolescenza sono stati posti davanti alla scelta tra le diverse istanze: la famiglia da una parte e la scuola e il gruppo dei pari tedesco dall'altra. Questa scelta, impossibile per loro in quanto proprio per lo stadio evolutivo in cui si trovano hanno bisogno tanto dell'affetto e del sostegno dei genitori, quanto della stima e degli stimoli da parte della scuola e dei coetanei, ha generato in loro frequentemente dei gravi conflitti di lealtà. Le conseguenze sono state: crisi d'identità e difficoltà ad orientarsi, che molto spesso si manifestavano in devianze comportamentali e disturbi - anche gravi - di tipo psichico e psicosomatico (disturbi di concentrazione, memoria, apprendimento, depressioni, crisi isteriche, mal di testa e di stomaco) oppure in tentativi di suicidio.

Accanto ai suddetti fattori di vita negativi o di rischio, che hanno ingenerato delle profonde crisi con conseguente disagio o talvolta anche malattia, nell'ambito della ricerca sono stati individuati anche

alcuni *fattori positivi* e protettivi, che hanno avuto il potere non solo di diminuire il livello della crisi o di promuoverne il superamento, ma in alcuni casi hanno persino contribuito a connotare l'omnigrasione e l'assunzione d'identità in contesto multiculturale, come un'esperienza nettamente positiva ed arricchente. Cercando di riassumerli in maniera succinta, i più significativi sono stati i seguenti:

1. *Caratteristiche disposizionali o costituzionali.* Alcuni fattori, in parte anche di natura genetica (come la possibilità di assunzione di un contatto positivo, personalità aperta e allegra, elevata intelligenza, maggiore possibilità di resistenza e facilità di apprendi-

mento), hanno giocato un ruolo importante tanto per lo sviluppo positivo della personalità dei giovani intervistati quanto per reagire adeguatamente in caso di crisi.

2. *Instaurare un rapporto affidabile con almeno una persona di riferimento principale durante i primi anni di vita.* I soggetti che hanno trascorso i primi anni di vita assieme alla

madre o ad entrambi i genitori, sembravano - come dicono anche le teorie psicoanalitiche - trarre un gran guadagno per il loro successivo sviluppo. Inoltre, si è mostrato che la presenza di altre persone di riferimento (nonni, bambinaie, fratelli) per alcuni soggetti assumeva una funzione protettiva simile.

3. *Apertura dei genitori nei confronti dell'ambiente tedesco (Mitwelt).* Nei casi in cui i genitori mostravano un atteggiamento positivo nei confronti della "Mitwelt" tedesca, non cercavano di alimentare preconcetti presso i loro bambini e non cercavano di ostacolarli troppo nei confronti del loro sviluppo all'esterno della famiglia, ai loro figli è risultato più semplice aprirsi al nuovo ambiente, confrontarsi con i conflitti quotidiani e cercare di sviluppare appropriate strategie di soluzioni.

4. *Comprensione e fiducia da parte dei genitori.* Per i figli i cui genitori mostravano fiducia nei loro confronti e concedevano loro una certa autonomia

nella scelta, è stato più semplice sviluppare sufficiente autostima e risolvere le difficoltà familiari e extrafamiliari. In questi casi solo raramente sono sorte difficoltà di comportamento ed i vantaggi dello sviluppo in contesto multiculturale hanno prevalso sulla difficoltà.

5. *Preparazione alla separazione.* I genitori che hanno preparato i propri figli alle separazioni relative all'emigrazione o al rientro ed hanno cercato di mantenere un contatto (ad esempio, attraverso telefonate o lettere o frequenti visite) anche durante il periodo di separazione, hanno notevolmente contribuito a diminuire le conseguenze negative legate a tale esperienza ed hanno sostenuto ed accentuato il processo di maturità e responsabilizzazione dei loro figli, rafforzandone la stabilità psichica.

6. *Esperienza positiva di accettazione e di rispetto nel paese di accoglimento specialmente durante i primi contatti.* Nei casi in cui l'impatto con l'ambiente tedesco, anche grazie ad un'adeguata preparazione da parte dei genitori o di altri educatori, è stato caratterizzato prevalentemente da esperienze positive (non è stata avvertita discriminazione, né sono stati vissuti sentimenti d'inferiorità o di inadeguatezza) i soggetti intervistati hanno potuto a loro volta assumere un atteggiamento di apertura e di interesse rispetto al nuovo e all'alterità.

7. *Comprensione da parte degli insegnanti e degli educatori.* Nei casi in cui gli insegnanti hanno reagito con rispetto, accettazione oppure - ancora meglio - con curiosità nei confronti delle differenze culturali dei bambini di origine italiana, non cercando né di negarle, né di esasperarle, hanno permesso a quest'ultimi di realizzare la loro esperienza in termini di sicurezza di sé, apertura e fiducia. Un segno ulteriore di tali atteggiamenti è riscontrabile presso i soggetti che hanno vissuto una forte discrepanza tra le norme e i valori familiari e quelli scolastici e coloro i quali hanno dovuto frequentemente cambiare classe ed insegnanti. La conferma dell'elevata significatività di tale fattore può essere rilevata anche dal fatto che alcuni alunni hanno migliorato il loro profitto scolastico e il loro comportamento sociale, immediatamente dopo il cambiamento da un insegnante poco disponibile e comprensivo ad un insegnante empatico e

accettante. In alcuni casi l'atteggiamento positivo da parte degli insegnanti, che spesso si è trasmesso anche sulla maggior parte dei compagni tedeschi, è stato determinante per il superamento di alcune crisi.

8. *Nessuna pressione verso l'assimilazione a scuola e durante il tempo libero.* Nei casi in cui gli insegnanti, gli educatori e gli amici tedeschi non hanno cercato di far pervenire ai giovani intervistati accettazione, riconoscimento e stima solo a costo della negazione di componenti della propria identità, per questi ultimi è stato più facile superare le difficoltà o le tensioni esistenti. Tali soggetti sono riusciti a trovare dei compromessi originali in armonia sia con le richieste dell'ambiente esterno che con la loro identità, vivendo esperienze altamente stabilizzanti.

9. *Importante ruolo degli amici come "funzione ponte" tra le due culture.* Questa funzione è estremamente protettiva. Ha agevolato, o addirittura permesso, a molti soggetti l'assunzione di contatti non conflittuali sia con la nuova cultura, che con le norme ed i valori vigenti nel loro paese di origine dopo il rientro in Italia. In alcuni casi, dopo l'arrivo in Germania proprio gli amici italiani, o altri amici stranieri, hanno assunto il ruolo di mediatori culturali, fungendo da competentissimi intermediari tra le due culture. I giovani intervistati hanno potuto fruire della loro esperienza ed assumere strategie di soluzione dei problemi "già collaudate", talvolta valide in entrambe le culture.

10. *Importante appoggio tramite gruppi di doposcuola, consulenza o terapia.* In alcuni casi il sostegno e gli interventi sul piano cognitivo o emozionale si sono rivelati come particolarmente efficaci tanto per l'inserimento scolastico e sociale, quanto per la prevenzione o il superamento, almeno in parte, dei conflitti o dei disturbi presenti. Va, tuttavia, ribadito come tali provvedimenti possono essere proficui per lo sviluppo della personalità, solo quando non percorrono la strategia di costringere i soggetti stranieri verso mete o soluzioni stabilite aprioristicamente dagli operatori. Di particolare importanza risulta quando tali interventi mirano a permettere ai giovani di compiere esperienze compensatorie, quali l'essere compresi, accettati e stimati in maniera gratuita.

3. Riflessioni di carattere metodologico-didattico circa l'educazione e la pedagogia interculturale

In base ai risultati della ricerca (Portera, 1997), ed in riferimento anche agli studi di Maslow (1954), Rogers (1977, 1987) ed Erikson (1974), è stato peraltro possibile individuare una serie di fattori che sembrano assumere un ruolo basilare per un armonico sviluppo della personalità. Per sottolinearne l'importanza sono stati denominati *bisogni fondamentali dello sviluppo umano*.

Cercando di desumere una didattica veramente interculturale (e non multiculturale o transculturale), innanzitutto dobbiamo prendere atto che la multiculturalità, l'immigrazione dei cosiddetti extracomunitari, da minaccia per la nostra identità, per le nostre istituzioni democratiche e per le nostre forme di educazione, diventa una preziosa occasione di riflessione sul nostro *dasein*, sul modo di essere nel mondo, sia a livello individuale che sociale.

Nel settore metodologico non si tratterà quindi di "inventare" nuove strategie, tecniche diverse, da applicare in presenza di "culture estranee o differenti". Non si tratterà di sviluppare come ad esempio è avvenuto in Germania negli anni 70, nuovamente una pedagogia speciale per stranieri, *Ausländerpädagogik*, con relativi modelli di tipo metodologico-didattico. La metodologia da adottare non sarà diversa in base al



fatto se in classe sono presenti o meno bambini di nazionalità differente: la trasformazione delle nostre società in multiethniche e multiculturali, diventerà l'opportunità per superare tanto schemi e categorie rigide di tipo nazionalistico ed etnocentrico, quanto

altri errori commessi nel corso del nostro cammino. Si tratterà di elaborare delle strategie metodologico-didattiche, che tengano conto di tutte le riflessioni su ciò che rappresenta l'oggetto dell'educazione: l'uomo in quanto tale, a prescindere da ciò che pensa, dalla lingua che parla, la religione che professa o dal colore della pelle.

Movendo dai risultati della suddetta ricerca sulle conseguenze dell'emigrazione e della vita nel settore multiculturale, ci accorgiamo che, poiché l'appagamento di determinati bisogni è da ritenere come fondamentale per un sano sviluppo della personalità, qualsiasi approccio metodologico non potrà non tenerne conto. Qualsiasi tecnica è sussidiaria al benessere psicofisico del soggetto che ci sta di fronte. Nella stessa misura in cui una persona affamata, assetata o stanca non riesce a trarre giovamento dalla lettura di un testo di filosofia, anche un soggetto con carenze sociali, affettive o emozionali, avrà difficoltà a mettere in atto le proprie potenzialità se non avrà dapprima appagato in maniera sufficiente tali bisogni.

Indubbiamente, mentre nell'ambito familiare è più semplice scoprire e soddisfare eventuali bisogni non soddisfatti (e qui bisogna far tesoro delle indicazioni dei pedagogisti passati e presenti che sottolineano la centralità della famiglia in ambito educativo), all'interno dell'aula scolastica o in un contesto di "educazione professionale", se si cercasse di operare nello stesso modo, si rischierebbe di arrivare presto a quei limiti che renderebbero insoddisfacente o addirittura dannosa ogni ulteriore forma d'intervento.

Fra tutti i bisogni enunciali (Portera, 1997, pp. 173-184), in contesto scolastico o di educazione professionale, assumono, a mio avviso, particolare rilevanza i tre assunti di base della *empatia*, della *attenzione emozionale positiva* e della *congruenza*, individuati da Rogers (1974) come elementi indispensabili per la riuscita di ogni intervento psicoterapeutico e da me ampliati come indispensabili per il sano sviluppo di ogni soggetto.

1. Per quanto attiene la *comprensione profonda* (empatia), occorre ricordare che l'essere umano, pur venendo al mondo con la predisposizione della sociabilità, necessita della interazione con i propri simili per diventare anche essere sociale. Solo se riuscirà ad instaurare delle modalità comunicative con le principali

persone di riferimento, se riuscirà a farsi capire, verrà capito e riuscirà a capire gli altri (vedi le varie possibilità ed interferenze elaborate da Watzlawick e colli, 1979), avrà la possibilità di inserirsi utilmente, da protagonista, nel contesto sociale.

Nella nostra società, in tanti contesti educativi, manca proprio un'educazione al dialogo. La televisione ci propina modelli di comunicazione spinti da volontà di sopraffazione. Vince chi riesce ad interrompere gli altri, chi offende, chi attira l'attenzione della telecamera, chi usa un linguaggio più tecnico o più sofisticato. Si tratta, pertanto, di stimolare proprio quella cultura dell'ascolto e del dialogo, ritenuta indispensabile in contesto interculturale (Cfr. Secco, 1992). Si tratta di insegnare a pensare in modo originale, creativo, libero, autonomo; a riflettere prima di parlare, a chiarire le proprie idee senza lasciarsi influenzare dall'abilità oratoria o dalle suggestioni degli altri; ad esprimersi in maniera chiara, a parlare senza prevaricazioni sugli altri e senza l'ansia di venire interrotti alla prima breve pausa di riflessione; insegnare ad ascoltare, a calarsi nei segnali verbali e non verbali dell'interlocutore, per cercare di comprenderli nel modo più differenziato possibile, aiutare, se necessario, l'altro ad esprimere idee o sensazioni che ancora non percepiva chiaramente.

2. Per quanto attiene al bisogno di *attenzione emozionale positiva* (rispetto, accettazione e riconoscimento, affetto, amore), in un rapporto educativo è indispensabile riuscire ad accettare l'educando a prescindere dalle proprie modalità comportamentali, dalle idee o da aspetti esteriori (come colore della pelle, religione, lingua). Il soggetto che non percepisce di essere preso in considerazione in maniera positiva, di ricevere attenzione, stima, di essere accettato per come è realmente, difficilmente userà le proprie energie e le proprie potenzialità a vantaggio della collettività, né tantomeno riuscirà a trarre giovamento dai programmi svolti. Al contrario, investirà le proprie energie per costringere gli altri, e soprattutto l'educatore ad "occuparsi" di lui, anche a costo di ricevere solo rimproveri o ammonimenti, quindi solo attenzione negativa (che è pur sempre attenzione!).

Nella nostra cultura, molto spesso tendiamo a confondere il concetto di accettazione con quello dell'essere d'accordo: l'accettazione nel nostro caso

si riferisce solo alla persona. Ciò non significa anche condivisione del comportamento o del pensiero. È l'essere umano che va accettato e rispettato nella sua dignità. Particolarmente importante è che la persona di riferimento abbia la capacità di far pervenire all'educando attenzione, affetto, rispetto, accettazione e riconoscimento in modo gratuito, senza condizioni o ricatti.

3. Il *bisogno di congruenza* nel settore educativo può essere attuato cercando di superare la tentazione, che porta l'educatore a non voler rinunciare al ruolo di presunta superiorità. Talvolta la congruenza viene erroneamente scambiata con la sincerità assoluta. Mettersi in gioco come persona vera ed autentica, non significa dire e fare tutto ciò che si crede, ma inviare messaggi e adottare modalità comportamentali univoche e trasparenti, che rispecchiano i reali sentimenti e le reali sensazioni corporee. Significa anche non manipolare l'altra persona per i propri interessi. La qual cosa, anche se potrebbe apparire come una perdita di privilegi (alcuni educatori temono di mostrare le proprie insicurozze per paura di venire screditati; pensiamo ad esempio anche all'insegnante che fuma in presenza dei ragazzi, non dice il voto o il giudizio del compito o dell'interrogazione), come ricordava Rogers, in realtà è il modo migliore di mantenere la propria stabilità psichica e di promuovere quella di coloro che ci vivono accanto.

Anche da tutti gli altri bisogni si lasciano tuttavia dedurre una serie di compiti nel settore educativo

a) Per quanto attiene il *bisogno di benessere organico*, l'educatore dovrebbe appurare se l'educando riesce con successo a soddisfare i bisogni fisiologici, come metabolismo, stati di pace - stimolo, alimentazione, sonno, temperatura corporea. In caso contrario l'intervento più opportuno potrebbe consistere nell'aiutarlo a trovare un modo per soddisfarli, servendosi ad es. della collaborazione di altri.

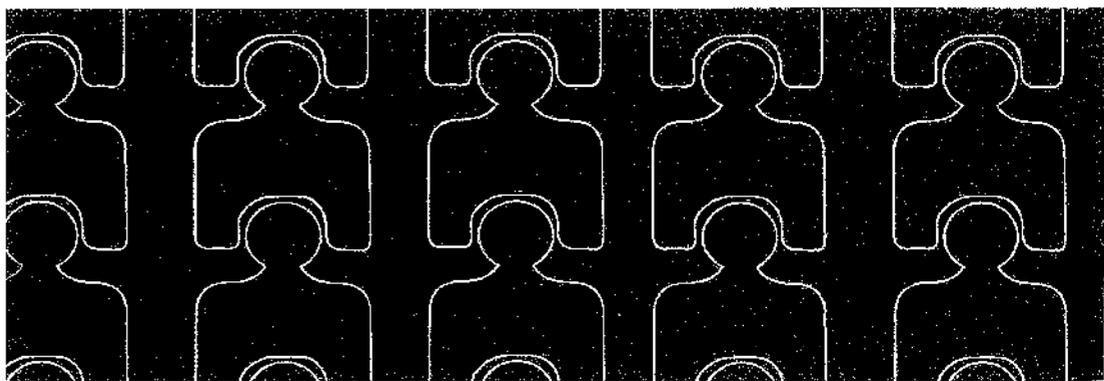
b) *Bisogno di rapporti sociali*: È molto importante tenere conto anche in classe che ogni bambino necessita di contatti con coetanei e insegnanti. L'intervento educativo non potrà quindi, come purtroppo spesso avviene, sostanzarsi nell'isolare un bambino in seguito ad un comportamento

indesiderato. Anzi, proprio i bambini più difficili necessitano dell'aiuto degli adulti in quanto ancora non hanno appreso delle modalità comportamentali adeguate ad essere inseriti in un gruppo. (es. bambini che disturbano o picchiano perché non conoscono altri modi di esprimersi e di collocarsi al centro dell'attenzione).

c) Il *bisogno di attaccamento*, che come abbiamo detto non si riferisce solo al rapporto madre bambino, ma ad ogni rapporto significativo, in contesto multiculturale assume una connotazione particolare. L'educatore cercherà di instaurare un rapporto privilegiato col bambino straniero, si offrirà come modello educativo, cercando comunque di non cadere in un rapporto di coalizione contro la famiglia o il gruppo culturale di riferimento.

d) *Bisogno di separazione*. Molto spesso l'educatore vive i tentativi di separazione da parte dell'educando come disconferma per la propria persona o per la propria modalità d'intervento, dimenticando che per ogni crescita è necessaria la separazione. Il bambino con esperienza migratoria, avrà bisogno del tempo per compensare eventuali vissuti di abbandono o di perdita. Occorrerà rassicurarlo che – forse a differenza della sua esperienza – non sempre separazione vuol dire perdita. Anzi potrebbe significare opportunità di costruire un rapporto migliore. A volte è auspicabile preparare eventuali separazioni (es.

cambio di classi o di gruppi), stimolare l'autonomia o mantenere dei contatti (es. tramite lettere,



telefonate o visite) dopo la separazione.

e) Per appagare il *bisogno di fiducia*, nel rapporto educativo, può rivelarsi particolarmente utile, come già constatava la Montessori, considerare l'errore non come sconfitta, ma come stimolo alla crescita. In situazione multiculturale sarà fondamentale costruire un rapporto di fiducia di base. Non si può apprendere qualcosa che ci viene insegnata da persone di cui diffidiamo. In modo particolare i cittadini di nazionalità straniera, in base a

loro esperienze prima o dopo l'emigrazione, hanno appreso a diffidare dalle istituzioni o dalle autorità, necessitano pertanto di ricostruire cautamente dei modelli interattivi differenti. Rapporti paritetici e dialogici, imperniati non più sul mero esercizio del potere in cui vengono trattati da inferiori o incapaci (condizione di seminfantismo), ma da cittadini a pieno titolo.

f) Il *bisogno di partecipazione attiva*, si concretizza nel non escludere dei soggetti solo per caratteristiche esteriori di tipo etnico, linguistico o culturale. Nessuno deve sentirsi escluso o inferiore solamente perché diverso. A scuola occorrerà ricordare che in fondo le diversità rappresentano una forza, una vera opportunità che ci permette di considerare più aspetti e di trovare soluzioni originali e creative

g) Il *bisogno di continuità*, che si riferisce alla necessità di essere confrontati con criteri di valutazione il più possibile chiari ed univoci in modo da poter interiorizzare dei parametri di misura stabili, si lascia soddisfare al meglio evitando di assumere degli atteggiamenti contrastanti con quelli vigenti in famiglia o interiorizzati del bambino. In contesto multiculturale, non si tratta solo – come purtroppo molti suppongono – di documentarsi sul significato di certi comportamenti per il bambino e per la sua famiglia, mediante la letteratura esistente (il rischio sarebbe

quello di considerare la cultura come statica e di non lasciare possibilità di evoluzione). Non si tratta neanche di non contraddire il soggetto di nazionalità straniera per paura di causare in lui delle crisi d'identità.

Per quanto possa apparire contraddittorio, proprio applicando pienamente i principi del dialogo e del confronto interculturale, mediante l'ascolto, potrà avvenire una vera – e continuata – crescita. Tuttavia occorre rispettare un principio basilare: l'educando di cultura diversa potrà confrontare ciò che ha già

interiorizzato con elementi culturali nuovi, solo se effettivamente sarà lasciato libero di scegliere. Se il rapporto educativo che si è riusciti ad instaurare non sarà caratterizzato né da coalizione, né da rifiuto, né da ricatti affettivi, né da atteggiamenti pietosi-permissivi. Se spiccheranno le caratteristiche di accettazione, rispetto e stima, le divergenze che verranno alla luce goveranno allo sviluppo non solo dell'educando, ma anche dell'educatore. Sarà possibile iniziare a sviluppare modalità educative e percorsi istruttivi in un clima di serenità, quegli elementi di obiettività e di criticità. Forse sarà possibile raggiungere la libertà di pensiero e l'autonomia, che permetterebbero realmente la "Menschwerdung des Menschen", l'umanizzazione dell'uomo, a cui aspirava Kant, caratteristica fondamentale per una autentica cultura di pace.

Riflessioni conclusive

In una mia precedente analisi (Portera, 1993., pp 431-442) mi sono cimentato nel difficile compito di enucleare la situazione dei giovani che assolvono al compito dell'assunzione dell'identità culturale in Alto Adige, una società intrinsecamente multiculturale per storia e tradizione e tutt'altro che esente di conflitti. Fra tutti gli aspetti che sono riuscito a considerare, emergeva chiaramente che il "Pacchetto" - a mio avviso un esempio particolarmente positivo di presupposto giuridico per la convivenza multi-etnica, purtroppo piuttosto raro in altri posti della terra con situazioni simili - ha consentito la realizzazione di una base dalla quale avviare un confronto veramente a carattere interculturale. D'altro canto, è emerso come in Alto Adige - di fatto - l'integrazione, in senso meramente interazionistico, fra i tre gruppi etnici e linguistici sia molto più avanzata di come tanti dei politici (e altri "burocrati" o studiosi) locali e "stranieri" riescano ad accorgersi o a considerare nelle loro scelte concrete.

Pertanto mi piace concludere ribadendo l'idea che, al di là di buone teorie sull'acquisizione dell'identità in contesto multiculturale e a prescindere dai buoni "propositi" sulle strategie didattiche più efficaci alla trasmissione di contenuti interculturali, è indispensabile che ci sia la volontà da parte dei politici e degli amministratori locali e nazionali.

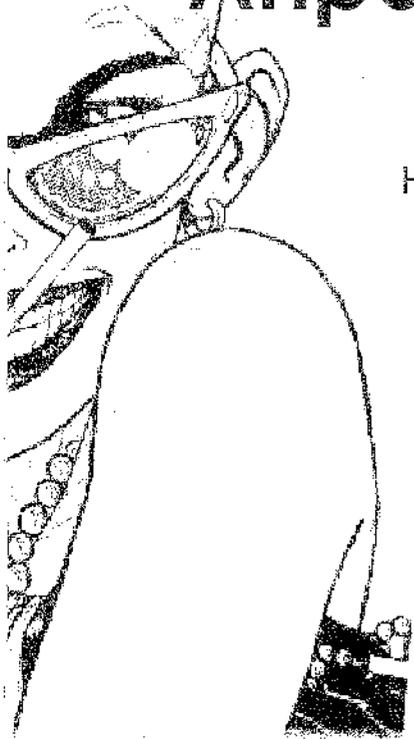
1 Per un'esposizione più esaustiva sugli studi di lingua tedesca, nell'ambito delle correlazioni fra emigrazione e disagio o malattia, rimando alla mia analisi in "Pedagogia e Vita" (cfr. Portera, 1994)

2 Per un'esposizione più esaustiva sull'evoluzione della pedagogia interculturale e per una chiarificazione di tipo terminologico-semantico cfr. Portera, 2000.

Bibliografia

- Erikson E.H., Identità e radicamento nel nostro tempo, in Erikson, Introspezione e responsabilità, Armando, Roma, 1971.
- Erikson, E.H., Gioventù e crisi di identità, Armando, Roma, 1974.
- Maslow, A.H., Motivation and Personality. New York 1954. Trad. ital. Motivazione e personalità, Roma, Armando, 1973.
- Portera, A., Disagi psicosociali in emigrazione e pedagogia interculturale, in Pedagogia e Vita, 6, 1994, pp 67-89.
- Portera, A., Europei senza Europa. Storia e storie di vita di giovani italiani in Germania, COESSE, Catania, 1991.
- Portera, A., Interkulturelle Identitäten. Risiko- und Schutz-faktoren der Identitätsbildung italienischer Jugendlicher in Südbaden und in Südtirol, Böhlau Verlag, Köln, 1995.
- Portera, A., Educazione interculturale nella teoria e nella pratica. Stereotipi, pregiudizi e pedagogia interculturale nei libri di testo della scuola elementare. CEDAM, Padova 2000.
- Portera, A., Probleme kultureller Identität im Zusammenleben Jugendlicher in Südtirol, in Bildung und Erziehung, 46, Jg. 4, 1993., pp 431-442.
- Portera, A., Tesori sommersi. Emigrazione, identità, bisogni educativi interculturali. Franco Angeli, Milano, 1997; 2. Ed. 1999.
- Rogers, C.R., Eine Theorie der Psychotherapie, der Persönlichkeit und der zwischenmenschlichen Beziehung. Köln, CwGVerlag, 1987.
- Rogers, C.R., Therapeut und Klient. Kindler, München 1977.

Zur diskursiven Herstellung weiblicher Identität im Spannungsfeld von Anpassung und Subversion



Helga Treichl

Vor diesem Hintergrund ist es wichtig, mit einer Verortung der Fragen zu beginnen, welche der Beschäftigung mit diesem Thema vorausgehen und diese strukturieren. Als Situierung meines Denkens beziehe ich mich auf feministische Theoriebildung und Praxis, in welcher das Be- und Hinterfragen weiblicher Identität und eine gesellschaftskritische Positionierung aus dieser heraus von zentralem Interesse sind.

Ein feministischer Blickwinkel, welcher in sich weder als ein einheitlicher noch widerspruchsfreier diskursiver Zusammenhang verstanden werden kann, lebt in bedeutendem Masse auch von einem gemeinsamen Rekurs auf die Identitätsbezeichnung „Frau/en“. Von diesem Ort aus versuche ich, die Konstituierung weiblicher Identität als Herrschaftsinstrument zu hinterfragen und neben ihrer für eine politische Bewegung offensichtlichen Brauchbarkeit (Bereitstellung einer gemeinsamen Basis) ihre ausschließenden, totalisierenden und restaurierenden Momente zu analysieren. Die Dekonstruktion

Es gibt kein unabhängiges, dauerhaft konsolidiertes Subjekt, und niemand ist ein unabhängiges, dauerhaftes Subjekt konsolidiert. In diesem Spiel verfügen wir über mehr als nur eine Konstitution, und wir befinden uns nicht an einem einzigen Ort. Verortung ist keine Frage der Empirie, man kann nicht aufzählen, wo man sich befindet. Man ist immer gezwungen, irgendwie, in irgendeinem Sinn, konstitutiv und produktiv zu sein.

Donna Haraway (1995, 87 bzw. 110)

von Identität und damit auch von Identitätspolitik bricht den feministischen Standpunkt, welcher die „Rede“ verankern sollte, und weist ihn als fiktiv, weil hergestellt – doch aufgrund dessen nicht weniger real – aus. Mein politisches Interesse verursachte die Verunsicherung, wie kollektive und individuelle weibliche Handlungsfähigkeiten vor dem Hintergrund ihrer diskursiven Produktion zu denken und zu leben sind. Denn: Werden durch die Infragestellung des Begriffs der Identität auch neue Handlungsspielräume eröffnet, welche sie für sinnvoll erachten lässt? Mein besonderes Augenmerk gilt demnach den Ermöglichkeiten bzw. Begrenzungen im Verhalten und Sich-zu-etwas-Verhalten, die sich aus dem Rekurs auf eine weibliche Identität ergeben.

Theoretische Orientierung findet die Hinterfragung der Voraussetzungen der Geschlechterdifferenz und der weiblichen Identität, welche hegemonial als natürlich und evident verstanden werden, in verschiedenen Ansätzen v. a. post-strukturalistischen und diskursanalytischen Denkens.

Grundlegende Gewissheiten der abendländischen symbolischen Ordnung und ihrer Wissenschaften in ihrer zweigeschlechtlichen Ausrichtung sind in diesem Zusammenhang als gesetzte und kulturell hergestellte Strukturen auszuweisen. „Der Appell an das Natürliche ist einer der mächtigsten Aspekte einer Denkweise, die sich auf den *gesunden Menschenverstand* beruft, aber er stellt zugleich eine Sichtweise der Gesellschaftsbeziehungen dar, die ihre eigene Geschichtlichkeit und die Möglichkeit einer künftigen Veränderung negiert“ (Weedon 1991, 14).

Identität

In der Debatte um politische Handlungsfähigkeit fungieren Identitäten als Schlüsselbegriffe und bilden die „fragilen und heterogenen Einsätze in den Kämpfen um politische und kulturelle Hegemonie“ (Hark 1996, 50f). Identitätspolitische Strategien unterstellen eine kollektive Identität – bspw. „wir Frauen“ – in Form von Essenzbehauptungen und legen nahe, dass die jeweilige Identität intrinsisch mit bestimmten politischen Interessen verbunden sei. Grundlegende Gemeinsamkeiten, die dem Kollektiv über die Unterdrückung und Marginalisierung hinaus eignen würden, sollten demnach in der Öffentlichkeit repräsentiert und die sich daraus ableitenden Rechtsansprüche geltend gemacht werden.

Hingewiesen sei hier auf die Debatte um Gleichheit und Differenz, die in der feministischen Theoriebildung exzessiv geführt wurde: Vor allem in Frankreich entstand in den 70er und 80er Jahren eine theoretische und politische Aporie um diese Begriffe, welche sich aus konkurrierenden Positionen zwischen „weiblichkeitsorientierten“ Feministinnen und einem die Gleichstellung einfordernenden Feminismus ergeben hatte. Über diese Konzepte hinaus gehen etwa die – untereinander sehr verschiedenen – Beiträge von Luce Irigaray und Julia Kristeva, indem die Autorinnen darlegen, dass der Begriff „Identität“ selbst zu dekonstruieren sei, als ein Produkt phall(og)ozentrischer Ordnung (Lorn 1995, 10ff).

Luce Irigaray schreibt an gegen die Blindheit des abendländischen Diskurses gegenüber der Geschlechterdifferenz. Der Logik des Selben ver-

haftet kenne die herrschende Ordnung nur das *eine* Geschlecht, das den Phallus hat. Der Phallus steht für das Strukturprinzip der Sprache und des Symbolischen; er bezeichnet in erster Linie nicht das körperliche Organ, sondern die Instanz des Bedeutung-Schaffens. Als Signifikant aller Signifikanten stiftet er Sinn und legt so die Grenzen des Vernünftigen fest. Dies bedeutet, dass es nur *ein* mit sich selbst identisches Geschlecht geben kann, wobei die Frau als Nicht-identifizierbare, als aus der phallischen Logik Ausgeschlossene, strenggenommen nicht existiert. Nur als Negativ und Kehrseite, als „Andere des Selben“ kommt sie zur Existenz, als Objekt der Repräsentation und des Begehrens. Sie bildet einen Spiegel für das *Eine*, das Männliche. Dabei



M. Dietrich in „Morocco“ von J. Sternberg

stellt sie eine Projektionsfläche für alles dar, was aus der männlichen Ökonomie zu deren Stabilisierung ausgeschlossen werden muss und ist durch diesen Mechanismus auch wieder eingeschlossen. Als „Volumen ohne Konturen“ (Irigaray 1980, 282ff) ist ihr keine Form aufzupressen und damit auch keine Identität. Als formlose und verdrängte Materie (Mutterkörper) bildet sie demnach das Fundament der Sprache, ihre ermöglichende Basis.

Indem der Frau/dem Weiblichen keine Identität zukommt, kann sie keine ihr eigenen Interessen vertreten und nicht in ihrer eigenen Sprache sprechen. Als Strategie und Aktivität – nicht (nur) intentional gedacht – bleibt ihr die Mimesis, das Übernehmen der der Frau aufgezwungenen Rolle, so sie zur Existenz kommen will. Auf diesen Part, diese Maskerade/*persona* ist sie zurückgeworfen. Der Schein ist ihr Sein, das *So-tun-als-ob!* Weibliche Handlungsfähigkeit ist mit Irigaray genau in dieser Übernahme und Verschiebung der vorgegebenen Muster zu suchen und zwischen den Zeilen zu lesen. Sie ist keine frei gewählte Strategie, sondern drängt sich förmlich auf. Hinter der Mimesis als Form weiblicher Handlungsfähigkeit verbirgt sich kein autonomes, rationales Subjekt, welches diese Übernahme bewusst intendiert hätte. Vielmehr muss eine bestimmte Mimesis bereits im Gange sein, damit sich ein weibliches Ich konstituieren kann. Sekundär kann sie sicherlich auch eine bewusste Strategie sein. Weibliche Handlungs-

fähigkeit und Existenz ist an die Bedingung der Mimesis geknüpft. Die widersprüchliche Übernahme gegebener Strukturen als (weibliche) Existenzbedingung ist auch der Rahmen, in dem sich die Unterwanderung herrschender Symbolik und das Abarbeiten an den Strukturen ereignen können. Es handelt sich nicht um eine Determinierung durch den Diskurs bzw. die symbolische Ordnung. Weiblichkeit steht gerade eben auch für das, was sich der Symbolisierung entzieht, für den „psychischen Überschuss“, einen offenen, instabilen Ort in der Sprache. Konsequenterweise ist für Irigaray die Sprache bevorzugter Einsatz in den politischen Kämpfen. Das Hervortreten-Lassen der Geschlechterdifferenz in den Lücken des (philosophischen) Diskurses, das Zitieren und Mimen der Rede ist ihr primäres Anliegen und mit ihren Schriften ihr grösster Verdienst. „Man hat ohnehin nie etwas verstanden. Warum also soll man nicht das Missverständnis bis zur Erschöpfung wiederholen? Bis das Ohr sich an eine andere Musik gewöhnt hat, die Stimme wieder klingt, bis der Blick aufhört, ausschliesslich auf die Zeichen seiner Selbst-Repräsentation zu starren, bis die (Re-)Produktion nicht mehr immer wieder auf das Selbe (die Selben) und zu den mehr oder weniger gleichen Formen zurückkommt“ (Irigaray 1980, 182).

Eine zu kritisierende Vorgabe ist meiner Meinung nach jedoch Irigarays Privilegierung der Geschlechterdifferenz. Sie erklärt das Bedenken der Geschlechterdifferenz zu *der* Aufgabe unserer Zeit, womit sie weitere theoretische wie politische Aporien, welche mit jener verknüpft sein könnten, ausklammert bzw. unter jene subsummiert (Irigaray 1991, 11). Rassistische oder heterosexistische Ausschlüsse werden von Irigaray nicht thematisiert, und der Ort des Verworfenen wird allein mit Weiblichkeit besetzt. Mit ihrer Theorie bleibt allein die Möglichkeit, „andere Andere“, andere Nicht-Identitäten unter dem Namen weiblich in die Geschlechterdifferenz einzupassen. Dieses allzu bekannte Unterfangen würde ich nicht mehr als Unterwanderung des Phallogozentrismus verstehen. Hypothetisch lässt sich also formulieren: Von einer grundlegenden Zweigeschlechtlichkeit auszugehen und diese in den herrschenden Diskurs einzuschreiben, bedeutet nicht (nur), das Andere von Frauen „sich sprechen“ zu lassen, sowie das Verworfensein des Weiblichen und dessen Bedeutung für die phallische Ökonomie aufzuzeigen, sondern (auch) die anderen Anderen zu feminisieren.

Mit dieser Feminisierung weiterer gesellschaftlich marginalisierter Gruppen, die bei Luce Irigaray die einzige Möglichkeit ihrer Thematisierung darstellt, vollzieht sie aufschlussreich eine herrschende Logik nach. Sie mimt in gewisser Hinsicht den platonischen Diskurs, der die Vernunft auf dem Ausschluss von Sklaven, Frauen, Kindern und Tieren gründet. Die Frage ist nur, ob dieses Mimen auch die Lücken des Diskurses sichtbar machen kann. Die aus dem Bereich des Vernünftigen ausgeschlossenen Personengruppen übernehmen die Körperfunktion im übertragenen Sinne, die Funktion der formlosen Materie, auf der die als körperlos vorgestellte männliche Vernunft basiert und über die sie sich erheben kann. Materialität, die also den Anderen zugedacht wird, hat so besehen immer schon ein (grammatikalisches) Geschlecht, ist sexuiert.

Materialität

Dieses Mimen könnte aufschlussreich sein für ein Begreifen der Herstellung von Körperlichkeit, welche als Basis einer individuellen und kollektiven Identität in Frage zu stellen ist. Es geht nun um ein Hinterfragen des biologischen Geschlechts als Naturgegebenes, wobei ich mich auf Judith Butler berufe. Da der abendländische Begriff von Materialität und Körperlichkeit auf dem Ausschluss von Differenz beruht, ist er in eine Genealogie von Machtbeziehungen eingeschrieben. Der Rekurs auf die Materie als prädiskursives Seiendes verschleiert diesen Prozess und leugnet die Herabsetzung der marginalisierten Gruppen, die mit dem Attribut weiblich versehen werden. Materie verstanden als Natur im Gegensatz zu Kultur verunmöglicht somit ein Eingreifen in die Praktiken ihrer ständigen Herstellung bzw. erschwert es, wodurch sich die Verwerfungsprozesse unbemerkt fortsetzen können. Ein Identitätsbegriff, welcher sich auf das biologische Geschlecht beruft, reproduziert damit unweigerlich die genannten Ausschlüsse bzw. kann ihnen zumindest wenig entgegensetzen. „Wenn wir uns vor Augen führen, dass gerade dieses Konzept der Materie eine Verletzung konserviert und wieder aktiviert, und dann das gleiche Konzept die Verletzung kompensieren soll, laufen wir Gefahr, genau die gleiche Verletzung wieder zu erzeugen, für die wir um Wiedergutmachung nachsuchen“ (Butler 1995, 82).

Materialität könnte gedacht werden als von politischen Kräften produziert und konstituiert, welche ein „strategisches“ Interesse daran haben, dass diese weiterhin durch die Markierung des anatomischen Geschlechts geformt wird und dass dieses Verfahren gefangen im Dualismus Körper-Geist einer Theoretisierung und Verhandlung entzogen wird.

Die Anzweiflung der Natürlichkeit von Körperlichkeit stellt auch das feministische Dogma der Unterscheidung zwischen biologischem Geschlecht (sex) und Geschlechtsidentität/sozialem Geschlecht (gender) in Frage. Dieses geht ebenfalls davon aus, dass der Körper eine nicht weiter rückführbare Oberfläche sei, in die sich kulturelle Praxen einschreiben. Der Einsatz in den politischen Kämpfen von Frauen wurde demnach *gender* Basis für ein gemeinsames Vorgehen, und eine kollektive Identität wurde *sex*. Die Quelle, welche die Ereignisse in die Körper einprägt, wird dabei als diesen äusserlich gedacht, die Faktizität der Materialität würde diesem Prozess vorausgehen. Judith Butler versucht, Körperlichkeit als Prozess der Materialisierung neu zu fassen, als Prozess, „der im Laufe der Zeit stabil wird, so dass sich die Wirkung von Begrenzung, Festigkeit und Oberfläche herstellt, die wir Materie nennen“ (1995, 31). Sie identifiziert Körperlichkeit mit Macht in ihren produktiven Effekten, wobei materialisieren auch heisst, Gewicht und Bedeutung zu verleihen [to matter] (ebd., 36). Demnach wird *sex* verstanden als kulturelle Norm, die die Materialisierung von Körpern reguliert, wodurch *sex* immer schon als *gender* begriffen wird – bzw. präziser formuliert: Das Verhältnis von *sex* als Ursache und *gender* als Wirkung wird umgekehrt und verwendet. Das biologische Geschlecht wird verstanden als ungerechtfertigterweise *a priori* gesetztes, welches sich einem (kulturellen) Imperativ verdankt, der das zur Existenz bringt, was er bezeichnet/ setzt.

Die Setzungsmacht (von *gender*) wäre performativ, d.h. Äusserungen wie „Du bist eine Frau“ konstituieren das, was sie benennen. Sie beschreiben keine gegebenen Tatsachen, sondern stellen im Bezeichnungsprozess Bedeutungen und damit Reali-



täten her. Aussagen vermögen jedoch nicht in beliebiger Weise zu setzen und herzustellen. Die Möglichkeitsbedingung von Performativität ist die Zitathaftigkeit – das traditionelle Moment, welches für das Missgelingen und Gelingen von Konstitutionen verantwortlich ist. Äusserungen sind nicht neu, sozusagen immer zitiert, sie verweisen auf Konventionen und einen Kontext, in dem sie üblicherweise getätigt werden. Der Kontext stiftet Sinn und lässt performative Handlungen wie das Schliessen einer Ehe, das Eröffnen einer Sitzung – um die geäufigsten Beispiele zu zitieren – oder auch Darstellen einer Geschlechtsidentität gelingen. So stellt z.B. das Sprechen der Heiratsformel nur in einem genau festgelegten Zusammenhang her, was sie benennt, und wird folglich rechtswirksam. Durch Missachtung des Kontexts können Brüche gesetzt werden, die die Herstellung und eigentlich Beliebigkeit von Zuschreibungen sichtbar machen oder Bedeutungsverschiebungen zur Folge haben können. Dies eröffnet nach Judith Butler Handlungsmöglichkeiten.

Wie bei Irigaray ist auch in diesem Konzept Handlungsfähigkeit nicht primär intentional zu denken. Es trägt einem Verständnis von Subjektivität Rechnung, welches Handelnde nicht als Eindeutige begreift, sondern als vielfältige Subjekte, deren Handlungsfähigkeit gerade da entsteht, wo Souveränität brüchig wird. Als solche „Exzesse“ könnte eine ganze Bandbreite verschiedenster Praktiken bezeichnet werden – von Freud'schen Fehlleistungen¹ bis zu als Differenzaussage formulierten Lebensweisen.

Butler strebt nicht die Sichtbarkeit und Lesbarkeit der Geschlechterdifferenz an, wie z.B. Irigaray, sondern begreift gerade diese Differenz als männliche/hegemoniale Lektüre. Geschlechterdifferenz selbst wird als zu kritisierende Konstruktion der symbolischen Ordnung verstanden. In diesem Zusammenhang erweisen sich sowohl *sex* als auch *gender* und das jeweils zugeordnete Beglehen als (gesellschaftlich normierte) Fiktionen, deren gelebte Reproduktion jedoch unter Strafandrohung überwacht wird. Als Strafe fungieren Marginalisierung, Abwertung, psychische Nicht-Lebbarkeit, etc. Das Symbolische wird dabei als An-

ordnung normaliver Finschärnungen verstanden, welche Macht ausübt durch die Trennung in Intelligibilität und Unverständlichkeit (Trigaray) oder geschälzte und nicht-geschälzte Körper (Buller). Letztere bilden das konstitutive Aussen und das Verworfenne der Ordnung und stellen die Grenze der Geschlechtlichkeit dar. Sie bedrohen sie als Möglichkeit des Missglückens normativer Darstellungen, so wie die Mehrdeutigkeit von Begriffen die Verständlichkeit subvertieren kann. Der Ort des Verworfenen wirkt auf die Normalität zurück als bedrohliche Kehrseite.

Die Geschlechtsidentität ist bei Judith Butler keine tragfähige Basis. Gemäss eines psychoanalytischen Verständnisses von Identität gehört sich ein „Ich“ nie selbst. Das Subjekt wird als mangelhaftes und gespaltenes konzipiert, welches keine genuine Identität besitzt, sondern sich seinen Subjektstatus erst durch Akte der Identifizierung aneignet, die dem Begehren nach (imaginärem) Einssein und Zusammensein entspringen. „Der Ort des anderen ist gegenüber der eigenen Psyche keineswegs sekundär, sondern primär. Der eigene Vorrat an Gedanken, Ideen, Vorstellungen muss anderen entrissen werden“ (Widmer 1990, 34). Folge davon ist eine existenzielle Verbundenheit mit und Abhängigkeit von anderen. Die gesellschaftlichen Anrufungen (Althusser), die angebotenen Positionen und Rollen, müssen – vorerst – akzeptiert werden, so wir zur sozialen Existenz kommen wollen. Da nur Benanntes existiert, werden im Dienste der

Zuerkennung einer Identität auch kränkende oder abwertende Begriffe angenommen. Dies kommt einer grundlegenden Anpassungshaltung gegenüber der Gesellschaft gleich, auf deren Basis sich möglicherweise erst widerständiges Handeln vollzieht. In diesem Konzept wird also von einem

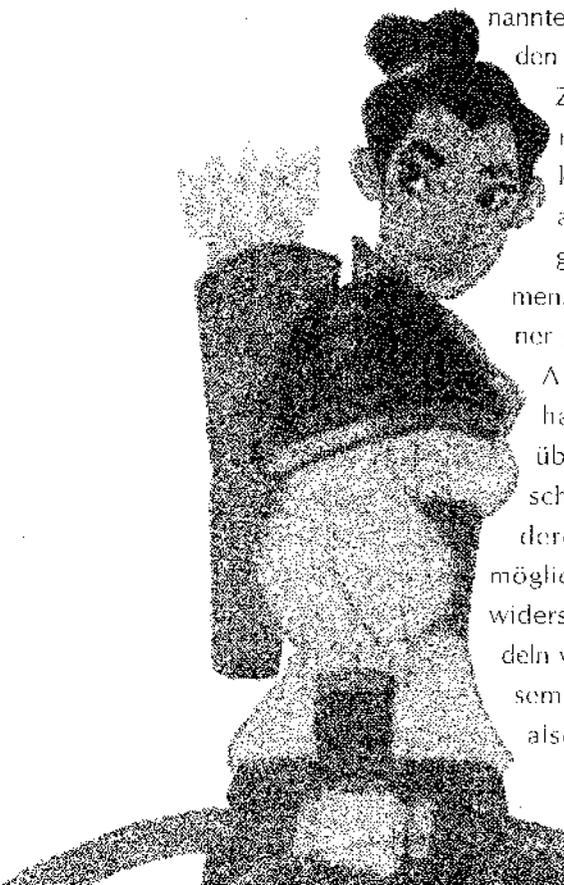
subvertierten Willen nach Freiheit, der ja in Emanzipationsbewegungen üblicherweise unterstellt wird, ausgegangen. Besonders auch für ein Denken von Emanzipation halte ich diesen Aspekt der Kopplung individueller und/oder kollektiver Daseinsicherung mit der Stabilisierung von Herrschaftsverhältnissen für aufschlussreich, wird doch die leidenschaftliche Seins-Bereitschaft von der Hegemonie nutzbar gemacht und ausgebeutet.

Identitätspolitik

Die ideologisch überfrachtete und als solche produzierte Kategorie „Weiblichkeit“, der nichtsdestotrotz eine ungeheure Wirkmächtigkeit zukommt, wird und muss bis zu einem bestimmten Grad also verwendet werden. Als leerer Punkt von Übereinstimmung, aus dem grundsätzlich jede/r einen anderen Inhalt entnehmen kann, schliesst seine Verwendung aber beinahe zwingend Umdeutungen und Bedeutungsverschiebungen mit ein.

Ein Verzicht auf die Bezeichnung „Frau“, gerade weil sie so leer und darüber hinaus problematisch ist, halte ich daher kaum für sinnvoll. Ausserdem ist der hegemonialen symbolischen Ordnung sowie den durch sie hergestellten Einschränkungen mit der Rückkehr zum allgemeinen Begriff „Mensch“ auch nicht beizukommen, da die Matrix der Geschlechterverhältnisse der Entstehung eines Begriffs von Humanität vorauszugehen scheint (Humanität vs. Natur/Materie). Die Schwierigkeit, mit auf Ausschluss basierenden Begriffen operieren zu müssen, wird damit nur auf eine andere Ebene verschoben. Weitreichendere Folgen eines Sprechverbots unter – nicht in – dem Namen „Frau/en“ sind aber auszumachen im damit einhergehenden Versäumnis, Einfluss auf die Resignifizierungen und zukünftigen Besetzungen der Leerstelle „Weiblichkeit“ zu nehmen. Nur in ihrer Verwendung können sich die Uneindeutigkeiten in der Begrifflichkeit weisen und auch ausleben.

Dass Identitätsbezeichnungen an sich leere, „flottierende“ Signifikanten sind, trägt zu ihrer politisch mobilisierenden Wirkung entscheidend bei (Hark 1996). Im Sinne der daraus entstehenden individuellen und kollektiven Ermöglungen und Ermächtigungen würde ich die Ungewissheit und Unsicherheit gerne in Kauf nehmen für ein performatives Konzept



potentiell subversiven Eingreifens: Das Konzept der Mimesis – der Affirmation der Uneigentlichkeit, und als solche hegemonial weiblich konnotiert – ist eine potentielle Denkachse und politische Handlungsstrategie, welche mit dem Problem der Identität – und der Identität als Problem – umgeht. Ohne von einer angeborenen weiblichen Essenz ausgehen zu müssen und von einer genuine Gleichheit aller Frauen als Frau, ermöglicht die Mimesis eine affirmative Haltung zur Leerstelle „Weiblichkeit“ und ein feministisches Sich-Entwerfen auf diese hin beziehungsweise aus dieser heraus.

1 In der Psychoanalyse werden bestimmte Handlungen als „Fehlleistungen“ verstanden, welche ihr ausdrücklich angestrebtes Ziel nicht erreichen, jedoch auf einer unbewussten Ebene eine geglückte Handlung darstellen. Wie die Symptome sind sie Kompromissbildungen zwischen der bewussten Intention und dem Verdrängten (Laplanche/Pontalis 1972, 153).

Literaturangabe:

Butler, Judith 1993: *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*. Berlin: Berlin
 Haraway, Donna 1995: *Die Neufindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*. Frankfurt am Main/ New York: Campus
 Hark, Sabine 1996: *Deviantes Subjekte. Die paradoxe Politik der Identität*. Ouladen: Loske und Budzich
 Horn, Eva 1995: „Geschlecht und Moderne. Ein Vorwort.“ In: Fraïsse, Geneviève: *Geschlecht und Moderne. Archäologien der Gleichberechtigung*. Frankfurt am Main: Fischer
 Ingaray, Luce 1980: *Spécium. Spiegel des anderen Geschlechts*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1991: *Ethik der sexuellen Differenz*. Frankfurt am Main: Suhrkamp
 Laplanche, Jean/Pontalis, Jean-Bertrand 1972: *Das Vokabular der Psychoanalyse*. Frankfurt am Main: Suhrkamp
 Treichl, Helga 1998: „Verwendete Namen. Versprochen: Existenz. Zur diskursiven Herstellung weiblicher Identität im Spannungsfeld von Anpassung und Subversion.“ Innsbruck: unveröffentlichte Diplomarbeit
 Weedon, Chris 1991: *Wissen und Erfahrung. Feministische Praxis und poststrukturalistische Theorie*. Zürich: eief
 Widmer, Peter 1990: *Subversion des Begehrens. Jacques Lacan oder Die zweite Revolution der Psychoanalyse*. Frankfurt am Main: Fischer

SÜDTIROL – CIAO, GRÜSS GOTT UND GUTEN TAG



Die Magie der Vielfalt ... von mild bis würzig.

SÜDTIROL

ITALIA
 DIE MAGIE DER VIELFALT

Entwicklung der Geschlechtsidentität

Die beiden Geschlechter stehen in einer zu engen Verbindung, sind voneinander zu abhängig, als dass Zustände, die das eine treffen, das andere nicht berühren sollten.

Rosa Mayreder, 1905

Verstehen wir unter sozialer Identität unsere Gruppenzugehörigkeit innerhalb der verschiedenen Institutionen, in denen wir uns Tag für Tag bewegen, so gibt es einige wenige solcher Identitäten, die aufgrund ihrer Langlebigkeit und ihrer gesellschaftlichen Implikationen in unserem Leben einen besonderen Stellenwert erlangen: Zu ihnen gehört unsere Geschlechtsidentität. „Ist es ein Junge oder ein Mädchen?“ lautet oftmals die erste Frage, die bei der Geburt eines Kindes im Raum steht. Diese Frage ist derart vordringlich, dass sie zumeist gar nicht erst gestellt werden muss, da wir sie bereits mit allen Beteiligten teilen, so dass diese sie erraten und ihr durch eine implizite Antwort zuvorkommen. Dies geschieht, obwohl für Säuglinge in der Sprache keine Geschlechtsmarkierung vorgesehen ist.

Unser Geschlecht begleitet uns – spätestens – vom Augenblick der Geburt an durch die wechselhaften Szenarien des Schulbesuchs (als Schüler oder Schülerin) und des Berufs (als Lehrerin oder Lehrer, Unternehmer oder Unternehmerin, Hausfrau oder Hausmann). Für Mütter und Väter gelten landläufig unterschiedliche Anforderungen, die an werdende Eltern frühzeitig als Rollenerwartungen herangetragen werden. Ob beim Einkaufsbummel oder im Urlaub – es gibt kaum eine gesellschaftliche Nische, in der das Entweder-Oder, das in der Frage der Geschlechtszugehörigkeit angelegt ist, keine Rolle spielt. Selbst im Wechsel der Kontinente bleibt die Differenz grundsätzlich erhalten, wenn sie sich auch in unterschiedlicher Form äussert, zumal sie mit der sozialen Identität der/des Fremden eine eigentümliche Verbindung eingeht.

Die Gegenüberstellung der Geschlechter drückt sich unter anderem in den Vorstellungen und Assoziationen aus, die wir zu einer unbekannten Person generieren, wenn sie in der Erzählung auch nur beiläufig als Mann oder als Frau gekennzeichnet wird. Männern werden klassischerweise Macht und Sachlichkeit zugeschrieben, Frauen eher Fürsorglichkeit und Emotionalität.

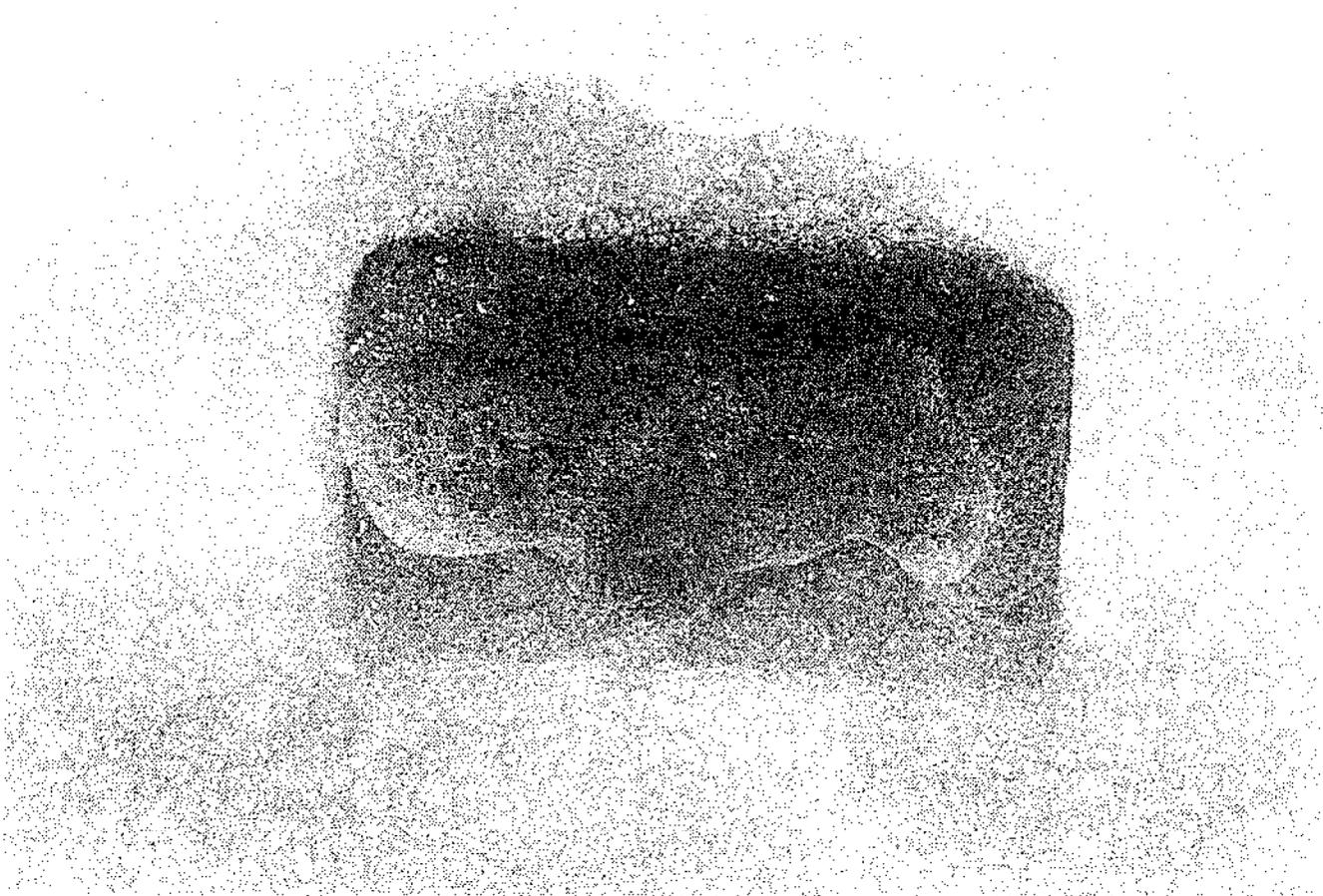
Zu diesem Ergebnis kamen wir auch in unserem Workshop, in dem von den anwesenden Männern und Frauen jeweils vier Wörter zu den Überbegriffen „Frau“ und „Mann“ notiert wurden. Auf den Kärtchen wurde darüber hinaus von den Teilnehmern und Teilnehmerinnen vermerkt, welchem Geschlecht sie sich jeweils selbst zugehörig fühlten. Anschliessend wurde eine Frauengruppe gebildet, die sich die Assoziationen zum Thema „Frau“ vornahm; die Männergruppe nahm sich des Männerbildes aller Teilnehmer/innen an. Beide Gruppen versuchten, die vorliegenden Assoziationen nach Bedeutungsgehalt und Herkunft zu ordnen und stellten das Ergebnis schliesslich der anderen Gruppe vor.

Diese Methode ermöglicht es, das Selbst- und Fremdbild von Frauen und Männern miteinander in Beziehung zu setzen und leitet in der abschliessenden Zusammenführung der entstandenen Kleingruppen eine Diskussion ein, die für beide Seiten aufschlussreich sein kann.

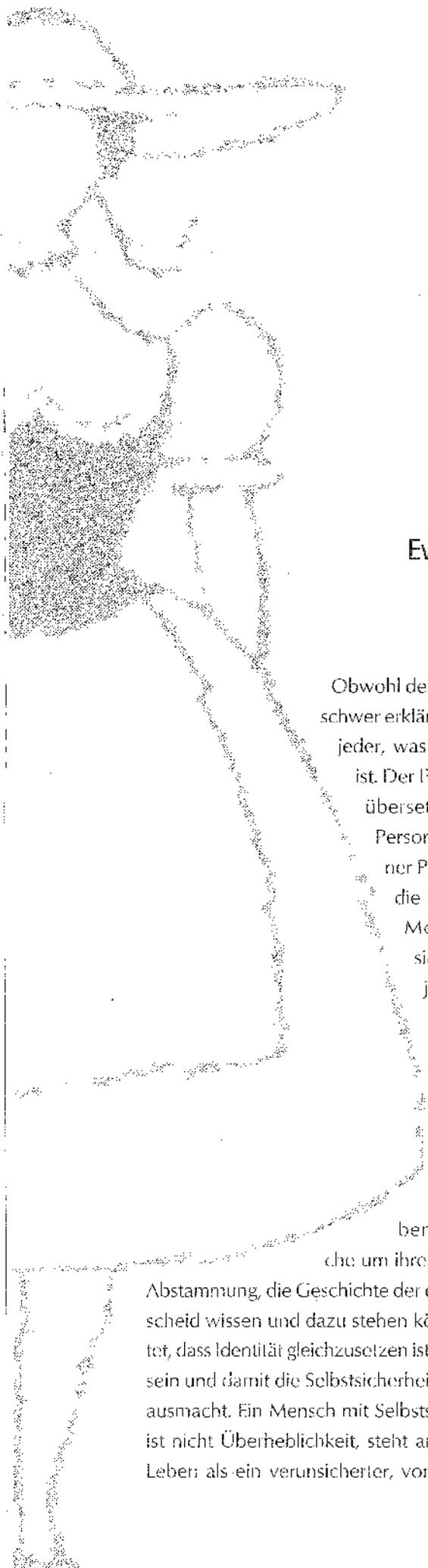
Assoziationen der TeilnehmerInnen
zum Begriff „Frau“: zum Begriff „Mann“:

F eminin
R uhig
A nmut
U rsprung

M acht
A rbeit
N üchtern
N aiv



Christina Iacopino: „Soap-Opera“



Eva Klotz

Obwohl der Begriff „Identität“ schwer erklärbar ist, weiss doch jeder, was darunter gemeint ist. Der Fremdwörterduden übersetzt Identität einer Person mit „Echtheit“ einer Person. Wie wichtig die Identität für jeden Menschen ist, zeigt sich am Unbehagen jener, die sich ihrer Identität nicht sicher sind. Auch wenn er es nicht zugibt, diese Frage beschäftigt ihn doch. Kein Problem damit haben diejenigen, welche um ihre Herkunft, um ihre

Abstammung, die Geschichte der eigenen Familie Bescheid wissen und dazu stehen können. Das bedeutet, dass Identität gleichzusetzen ist mit Selbstbewusstsein und damit die Selbstsicherheit und Souveränität ausmacht. Ein Mensch mit Selbstsicherheit, und das ist nicht Überheblichkeit, steht anders im täglichen Leben: als ein verunsicherter, von Selbstzweifel ge-

Identitäten in Südtirol

plagter. Er kann sich entfalten, er kann viel innere Freiheit erwerben, er macht sich frei von Zwängen, von Abhängigkeiten. Das eröffnet ihm Erkenntnisse und Erfahrungen, die letzten Endes ein gelungenes, erfülltes Leben ermöglichen, trotz leidvoller Erfahrungen, Verrat, Missgunst, Neid, Niederträchtigkeiten usw.

Identität setzt also Ehrlichkeit mit sich selbst voraus: Wer bin ich, woher komme ich? Die Beantwortung dieser Frage ist nur möglich, wenn man sich mit der Geschichte auseinandersetzt: mit der Herkunft der Eltern, der Grosseltern. Davon ausgehend kommt man zu Umständen, Ereignissen, zur Geschichte des Landes, zu den politischen Entwicklungen und Entscheidungen. Wer nicht weiss, wer seine Eltern sind, wird ein Leben lang dieser Frage nachgehen und sie suchen. Nicht weil er sie unbedingt braucht, andere haben ihn grossgezogen, sondern weil er wissen will, wer er ist, wo er seine Wurzeln hat. Wir erinnern uns an jene Fünfzigjährige, die vor einiger Zeit Südtiroler Rechtsanwälte und Zeitungen in Bewegung gesetzt hat, um endlich zu erfahren, wer ihre Mutter ist. Sie lebt seit ihrer Kindheit irgendwo in Italien, die Spur ihrer leiblichen Mutter führte nach Bozen.

Wenn es in Südtirol ca. 460.000 Einwohner gibt, dann bedeutet das streng genommen 460.000 Identitäten, denn jeder Mensch ist einmalig, eine eigene

Wissenseinheit. Aber da der Mensch nicht allein für sich sein kann, sondern die Gemeinschaft und Geborgenheit braucht, sucht er Bezugspersonen, menschliche Bindungen. Eine intakte Familie ist deshalb so wichtig, weil sie Geborgenheit und Beziehung von Anfang an gibt. Eine glückliche Kindheit ist das stärkste und haltbarste Unterfutter für ein zufriedenes Leben. Wer von seiner Kindheit zehren kann, wird auch grosse Herausforderungen meistern. In der Familie, in der Kindheit wird das Selbstbewusstsein Stück für Stück erweitert. Je offener die Eltern oder Erwachsenen die Fragen der Jungen beantworten, um so mehr

gen Zusammenhängen, von Abläufen, natürlich auch geschichtlichen. Er wird dann auch wissen, wohin er eigentlich gehört, ob er will oder nicht. Glückliche sind derjenige, welcher sich ganz offen dazu bekennen kann, der zu dem „Stall“ stehen kann, aus dem er kommt. Er ist gegen die allermeisten Anfeindungen gefeit, zumindest seelisch-geistig.

Wenn er sich der Geschichte seiner Familie oder seiner grösseren Gemeinschaft schämen muss, dann hat er natürlich daran zu kauen, das heisst arbeiten. Er wird die für die eigene Entfaltung wichtige innere Freiheit nur erreichen, wenn er schwarze Flecken und



Selbstsicherheit ermöglichen sie ihnen. Wenn sie ihnen auch von den „schwarzen Flecken“ der Familie erzählen, dann können sie sich damit auseinandersetzen und ihre Haltung dazu üben, bevor sie von Fremden in weniger schonender Weise damit konfrontiert werden. Die Frage nach der eigenen Herkunft aber bleibt nicht bei den Eltern oder der Familie stehen, denn auch die Familie ist eingebettet in ein Geflecht von Beziehungen, Ereignissen, Entwicklungen, die mit einem Ort, mit einem Tal, mit einem Land zusammenhängen. Zwangsläufig landet man also bei der Geschichte des Ortes, des Tales, des Landes, eines anderen Landes vielleicht. Der neugierige, geistig wache und aufgeschlossene Mensch wird sich also in diesem weiteren Feld umsehen. Er erfährt immer mehr über seine Herkunft, über sein So-Sein. Wer den Mut hat, sich damit ehrlich auseinanderzusetzen, wird immer mehr begreifen von den Menschen, von wichti-

Fehler in der Vergangenheit seiner Familie und seiner Gruppe zugibt und versucht, soweit er kann, Ungerechtigkeiten gutzumachen. Dann wird er von den anderen Gemeinschaften auch respektiert und akzeptiert.

Grössere Gemeinschaften also sind nach der Familie auch wichtig für die Identität eines Menschen, weil die Familie ihrerseits Anschluss an eine grössere Gemeinschaft braucht. Es stellt sich die Frage, was stiftet solche Gemeinschaften? Nach gleichen oder ähnlichen Bedürfnissen und Gewohnheiten kommt man sehr bald zur gemeinsamen Sprache, zu Sitten, Bräuchen und Umgangsformen, zu gemeinsamen Erlebnissen, also gemeinsamen Schicksalen, die bekanntlich ja ein fester Kitt sind. Auch Weltanschauungen stiften Gemeinschaft, vorallem aber die gemeinsame Geschichte und Kultur. Nur mit Hilfe der Sprache kann man Kultur entschlüsseln und erwerben, an Kultur teil-

haben. Sprache ist nicht nur Voraussetzung von Beziehungen und geistig-seelischem Wachstum, sondern über sie erwerbe ich mir den Zugang zu meiner Sinnwelt, zu meiner Gegenwart und meinen Wurzeln.

Seine Identität kann man nicht wirklich verändern oder wechseln. Ich wohne zwar seit über 30 Jahren in Bozen, aber ich bin und bleibe bis an mein Lebensende eine Waltnerin, eine Passeirerin. Meine Freundin, die in den sechziger Jahren nach Amerika ausgewandert ist und einen Amerikaner geheiratet hat, ist zwar amerikanische Staatsbürgerin geworden, aber sie wird immer eine Passeirerin, eine Tirolerin, eine Europäerin bleiben. Ihre Tochter, die in Amerika geboren und aufgewachsen ist und dort bleiben wird, ist keine Passeirerin, Tirolerin, Europäerin mehr. Sie hat zwar noch Wurzeln dort, aber sie ist voll in Amerika integriert, versteht zwar Deutsch, ist aber keine Deutsche.

Dies ist ein Beispiel für eine normale Entwicklung, wenn Menschen ihre ursprüngliche Umgebung, also Heimat und Gemeinschaft, verlassen, um anderswo ein besseres Leben zu haben. Sie passen sich der Sprache und den Gegebenheiten ihrer neuen Umgebung an und integrieren sich. Sie werden niemals von der Gemeinschaft, die sie dort vorfinden, verlangen, dass die sich ihrer Sprache und Mentalität anpasst. Sie geben ihre Identität nicht auf, das können sie auch gar nicht, aber sie passen sich an, und ihre Kinder werden nicht mehr die Identität der Eltern haben, sondern in der neuen Gemeinschaft, im Volk, das sie aufgenommen hat, aufgehen.

Damit komme ich zur Situation in unserem Land. Es hat hier seit Jahrhunderten zwei grosse Gemeinschaften, ich nenne sie Volksgemeinschaften, gegeben: die Deutschen und die Ladinern. Alle zusammen bekannten sich immer zu Tirol, waren und fühlten sich als Tiroler (s. verschiedene Kundgebungen usw.). Die Zuwanderer italienischer Zunge vor 1918 haben sich schnell integriert. An ihre Herkunft erinnern noch die Familiennamen. Die italienische Zuwanderung nach 1920, also in der Zeit des Faschismus und auch danach, war kein natürlicher Vorgang mehr, sondern ein forcierter, zum Zwecke der Unterdrückung und Auslöschung der beiden in Südtirol angestammten Volksgemeinschaften, der Deutschen und Ladinern. Unter Zwang mussten sie ihre Identität verleugnen, durften nicht mehr das sein, was sie von Geburt an

waren. Die Italiener gaben sich als Werkzeug für dieses Verbrechen gegen das Naturgesetz und den Frieden her. Sie liessen sich einspannen für die Ziele der kolonialistischen, imperialistischen Besatzpolitik gegen die Tiroler südlich des Brenners. Sie wollten den Angestammten eine fremde Identität aufzwingen, was natürlich danebengehen musste, weil man seine Identität bekanntlich nicht wirklich verändern kann.

Das erste, was das demokratische Nachkriegsitalien hätte veranlassen müssen, wäre gewesen, den kolonialistisch-imperialistischen Zielen abzuschwören und begangenes Unrecht wiedergutzumachen. Das hätte u.a. auch bedeutet, diejenigen des eigenen, nämlich des italienischen Volkes, die ihre Sprache und Kultur beibehalten wollten, nach Italien zurückzurufen und die anderen, die in Südtirol bleiben wollten, anzuweisen, sich der dortigen natürlich gewachsenen Realität anzupassen. Gleichzeitig hätte Italien natürlich all jene Verpflichtungen einhalten müssen, die es vertraglich mit den Alliierten eingegangen war. Aber es hat weder das eine noch das andere getan. Es hält bis zum heutigen Tag die Wurzeln und Ursachen des Unfriedens und der Identitätsräuberpolitik aufrecht. Das bedeutet, dass es letzten Endes so handelt, als hätte Südtirol auch eine italienische Identität. Diese ist aber allenfalls aufgezwungen und ein Produkt von Gewaltanwendung. Demokratisch gesinnte Italiener in unserem Land geben das unter vier Augen auch zu und bemühen sich, im fortgeschrittenen Alter Deutsch zu lernen, weil sie sich schämen, weiter gegen das Naturgesetz und die christliche Soziallehre zu verstossen und die Politik von Kolonialismus und Imperialismus zu unterstützen.

Unrecht kann niemals zu einem Recht werden, und schon gar nicht zu einem Vorrecht! Sehr viele Italiener in Südtirol verhalten sich immer noch so, als hätten sie hier Vorrechte. Es soll sogar Südtiroler geben, die sich mehr Sorgen um den Bestand der Italiener in unserem Land machen als um die Rechte des eigenen Volkes.

Volkszählung oder Sprachgruppenzugehörigkeitserklärung?

Poldi Steurer

Würde man Bürgerinnen und Bürger auf der Strasse danach fragen, was sie mit der im Oktober 2001 anstehenden Volkszählung verbinden, so wäre die spontane Antwort wohl fast einhellig die folgende: „Ah, die Zählung, wieviele Deutsche, Italiener und Ladinier es in Südtirol gibt!“. Bei den deutsch- und ladinischsprachigen Mitbürgerinnen wären es wahrscheinlich sogar Spitzenwerte zwischen 90 und 100 Prozent.

Diese „Volksmeinung“ zeigt uns zweierlei. Erstens, wie ein so umfassendes und gesellschaftspolitisch wichtiges Instrumentarium wie eine Volkszählung, das sich der Staat immerhin wie etwa die Abhaltung von politischen Wahlen oder eines Referendums Hunderte von Milliarden Lire kosten lässt, und bei dem die Erklärung über die Zugehörigkeit zu einer Sprachgruppe nur eben eine (mögliche) neben vielen Dutzenden anderer wichtiger Fragen zur generellen Lebenssituation jeder Person darstellt, in Südtirol zumeist ausschließlich auf diesen einzigen Aspekt fokussiert wird.

Zweitens, dass die gesamte komplexe Problematik mit einem ethnischen Anstrich versehen wird, der letztlich als der einzig wichtige übrig bleibt.

Beide Tatsachen, die uns wie in so vielen anderen Fällen politischer, sozialer oder kultureller Auseinandersetzung im Alltagsleben Südtirols immer wieder vor Augen führen, dass infolge einer massiven Beeinflussung der öffentlichen Meinung durch gewisse Parteien, Presseorgane und Vereine, erfolgreich „falsches Bewusstsein“ in den Köpfen der Menschen erzeugt und verankert wird.

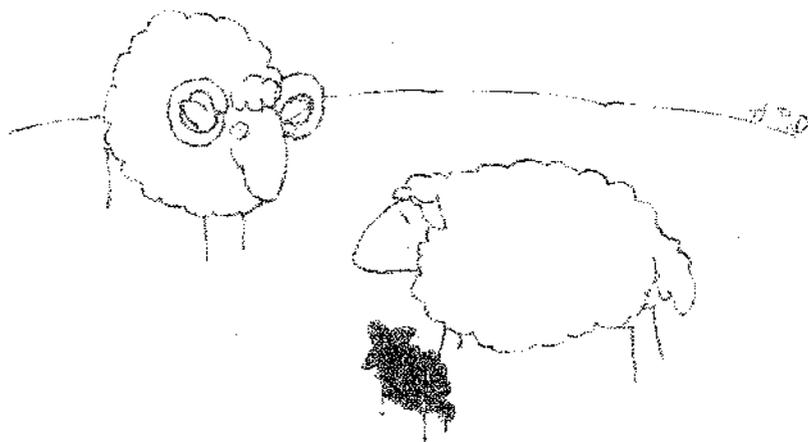
Es ist freilich nicht zuletzt auch ein Relikt aus der Zeit der totalitären Regimes von Faschismus und Na-

tionalsozialismus sowie der „volkstumpolitisch“ aufgeheizten Atmosphäre der ersten Jahrzehnte der Nachkriegszeit in Südtirol, als die demographische Entwicklung der Sprachgruppen noch ganz offen im Zentrum der jeweils „deutschen“ bzw. „italienischen“ Parteien stand, um den ethnischen Besitzanspruch auf das Territorium mit Hilfe der numerischen Stärke der eigenen Sprachgruppe zu untermauern.

Vollkommen von Tücken und Polemiken frei waren Volkszählungen freilich nie, seitdem sie in der Geschichte der Menschheit durchgeführt wurden. Das beginnt schon bei der Geburt Jesu, bei der, wie uns in der Bibel erzählt wird, die zum Zwecke der „Zählung“ in ihre Heimatgemeinde zurückgekehrten Personen offenbar keine Unterkunft finden konnten. Zu einem wichtigen Instrument der Regierungspolitik wurden Volkszählungen zum ersten Mal mit der Entstehung des modern-neuzeitlichen Staates im Zeitalter des Absolutismus aus fiskalischen und militärischen Gründen. Dem Staat ging es nämlich um eine möglichst genaue Erhebung der gesamten steuer- und militärpflichtigen Bevölkerung.

Im 19. Jahrhundert wurden periodische Volkszählungen (zumeist alle 10 Jahre) die übliche Praxis in fast allen Staaten Europas. Während in den sich als „sprachlich-kulturell homogene Nationalstaaten“ verstehenden Ländern eine Befragung der Staatsbürger nach ihrer „ethnischen“ Zugehörigkeit fast immer unterblieb, bildete hingegen dieser Aspekt notwendigerweise allein schon vom eigenen Selbstverständnis als „Vielvölkerstaat“ her ein wichtiges Moment bei den Volkszählungen in Österreich-Ungarn von 1880 bis 1910. Damit waren in den letzten Jahrzehnten der Monarchie Nationalitätenkampf, Sprachenstreit und

VOLKSZÄHLUNG IN SÜDTIROL III



WAS ZÄHLT ?

Volkszählungen unweigerlich aufs Engste miteinander verknüpft und „in kaum einer anderen der vielen umstrittenen Nationalitätenfragen der Monarchie trat eine derartige Vielfalt an Ausformungen des Nationalismus zutage, als in der Agitation im Zusammenhang mit den Volkszählungen“ (Fmil Brix).

Während in der transleithanischen Reichshälfte neben vielen anderen Instrumenten auch die Volkszählungen ganz bewusst und eindeutig als ein Mittel zur Absicherung und Stärkung der Position der dominanten Nationalität, also zur Magyarisierungspolitik, eingesetzt wurden, war die Situation und Praxis in der cisleithanischen Reichshälfte etwas komplexer, da die Regierung in Wien im Unterschied zu jener in Budapest keine derart eklatante Politik zugunsten der stärksten Nationalität, nämlich der deutschen, betrieb bzw. betreiben konnte.

Da aber nicht nach der Muttersprache, der nationalen Zugehörigkeit oder ähnlichem, sondern nach der „Umgangssprache“ gefragt wurde, waren die Ergebnisse der Volkszählungen aufgrund des dominanten Status der deutschen Nationalität und deren Sprache im allgemeinen zugunsten der Deutschen, im

speziellen Fall je nach politischem Bezirk und Gemeinde zugunsten der in dieser Region numerisch, wirtschaftlich oder politisch stärkeren Nationalität (so z.B. in Galizien zugunsten der Polen gegen die Ruthenen, in Tirol zugunsten der Deutschen gegen die Italiener, im Adriatischen Küstenland von Triest-Görz-Gradisca zugunsten der Italiener gegen die Slowenen und Kroaten, in Kärnten und Steiermark zugunsten der Deutschen gegen die Slowenen und Kroaten etc.).

Trotz der vom Gesetzgeber zwar nicht explizit ausgesprochenen Tatsache wurden die Erhebungen der Umgangssprache bei den Volkszählungen de facto zu Nationalitätenstatistiken, und diese wiederum waren von entscheidender Bedeutung für die Regelung so wichtiger Probleme wie die Verwendung von Sprachen bei der öffentlichen Verwaltung, in den Schulen oder bei Gericht. Abgesehen von diesen rechtlich und politisch brisanten Problemen für die einzelnen Nationalitäten kamen aber eine ganze Reihe anderer Faktoren des Alltagslebens der Menschen (Angst vor sozialer Diskriminierung bzw. Hoffnung auf sozialen Aufstieg, befürchtete Boykottmassnahmen, Arbeitsentlassungen oder Wohnungskündigungen,

agitatorischer Druck durch Parteien und Vereine vor allem auf „gemischte“ bzw. national „indifferente“ Bevölkerungsgruppen etc.), die dazu führten, dass es vor allem in national unkämpften Gebieten immer wieder zu „Fälscherklärungen“ bei den Volkszählungen kam. Wenn dann, so wie in vielen Tausenden von Beschwerdefällen geschehen, die tatsächlich bzw. vermeintlich benachteiligten Nationalitäten vor dem obersten Verwaltungsgerichtshof in Wien gegen diese „Fälschungen“ rekurrierten, konnten sie sich zwar auf den Artikel XIX des Staatsgrundgesetzes von 1867 berufen, der allen Volksstämmen in Österreich die Gleichberechtigung zusicherte, in der Praxis war es aber für die Kleinere und Schwächeren zumeist ein schwieriges Unterfangen, diese Gleichberechtigung auch konkret durchzusetzen.

Ein solches national unkämpftes Gebiet war z.B. im Kronland Tirol vor allem das Überetsch und das Südtiroler Unterland zwischen Bozen und Salurn, in das in den Jahrzehnten vor 1914 aus ökonomischen Gründen der Arbeitsplatzsuche viele Tausende von italienischsprachigen Trentinern einwanderten und sich aus den verschiedensten Gründen vielfach im Verlaufe von ein bis zwei Generationen „dem dominanten Deutschtum assimilierten“, oft bis hin zur Verdeutschung ihrer Familiennamen (als ein mögliches Beispiel für viele: der Name „Giuliani“ wurde zu „Schullian“). So war es kein Wunder, dass auch in nicht wenigen Orten und Gemeinden dieses Gebietes die offiziellen Volkszählungen zwischen 1890 und 1910 vor dem Hintergrund des aufgeheizten völkstumspolitischen Klimas zwischen Deutschen und Italienern recht kuriose Veränderungen ergaben, die nicht mit realen demographischen Prozessen, sondern lediglich mit unter „Druck“ erfolgten „Fälscherklärungen“ erklärt werden können (s. Tabelle 1).

1921 veranstaltete das Königreich Italien (so wie schon bisher alle 10 Jahre seit 1861) eine Volkszählung, bei der zum ersten Mal auch die mit dem Friedensvertrag von 1919 neu erworbenen Gebiete einbezogen wurden. In Südtirol wurde dabei so wie unter Österreich die Umgangssprache erhoben. Da sowohl der Regierung selbst wie vor allem gewissen nationalistischen Kreisen die Ergebnisse zu „unbefriedigend“ waren, ordnete die inzwischen an die Macht gekommene faschistische Regierung 1923 eine „Revision“ an, bei deren offizieller Bekanntgabe 1925 schliesslich etwa 7.000 Personen mehr als 1921 (aufgrund ihrer Abstammung, ihres Familiennamens

bzw. ihres Geburtsortes) von „amiswegem“ als Italiener erklärt und gezählt wurden.

Unter den Regimes von Faschismus und Nationalsozialismus mit dem Wegfall aller rechtsstaatlichen und demokratischen Prinzipien nahmen „Volkszählungen“ naturgemäss einen ganz anderen Charakter an. Sie wurden nunmehr zu einem wichtigen Instrument des totalitären Regimes und Polizeistaates zur Erfassung, Kontrolle und Aussonderung aller „Andersartigen“ und politischen Oppositionellen mit dem Ziel ihrer Ausschaltung, Verfolgung, Inhaftierung oder Deportation bis hin zur physischen Liquidierung.

1951 bei der ersten Volkszählung des demokratischen Nachkriegs-Italien wurde in Südtirol (so wie auch in allen anderen Regionen mit Minderheiten) die Sprache der Bevölkerung nicht erhoben. Neben vielen anderen Aspekten war auch dies ein untrügliches Kennzeichen für ein wenig minderheitenfreundliches Klima.

Erst bei der nächsten Volkszählung von 1961 wurde (als Ausnahme in ganz Italien) in Südtirol eine Sprachenzählung vorgenommen, bei der nach der Gebrauchssprache in der Familie (*lingua d'uso in famiglia*) gefragt wurde.

1971, also kurz nachdem mit dem Erlass des zweiten Autonomiestatuts neue und erweiterte Kompetenzen des Staates an die beiden autonomen Provinzen Trient und Bozen übertragen und der Stellenwert des Regionalrates zugunsten der Landtage von Trient bzw. Bozen wesentlich reduziert wurde, und kurz bevor mit dem Beginn der Centro-Sinistra-Regierungen (also der Aufnahme der Sozialisten in die Regierungskoalition) ein zwar erst langsamer, aber doch kontinuierlicher Prozess der Sensibilisierung der politischen Kultur Italiens für Minderheitenrechte, Dezentralisierung des Staates und Stärkung der Regionalautonomien einsetzte, wurde bei der Volkszählung in Südtirol nach der Zugehörigkeit zu einer der drei Sprachgruppen gefragt. Dazu gab es als vierte Möglichkeit die Angabe von „Andere“.

Bei den Volkszählungen von 1961 bzw. 1971 ergaben sich für die einzelnen Sprachgruppen folgende Prozentsätze: Deutsche 62,20 bzw. 62,90%, Italiener 34,30 bzw. 33,30%, Ladinier 3,40 bzw. 3,70% und Andere jeweils 0,10%. Dazu ist folgendes festzustellen:

1. Die Antwort zu sämtlichen Fragen des Fragebogens, so wie auch jene zu „Familiensprache“ (1961) bzw. „Sprachgruppe“ (1971), wurden anonym und kol-

lektiv ausgewertet und publiziert. Das heisst, im Sinne der üblichen Praxis der Geheimhaltungspflicht laut Gesetz zur Volkszählung und des Datenschutzes, war keinerlei direkter Bezug zu einer konkreten Person möglich.

2. Aus diesem Grunde entsprachen die damals erhobenen Zahlen über die numerische Stärke der Sprachgruppen auch durchaus dem realen Bild der Wirklichkeit, da niemand bei seiner Zugehörigkeitsklärung zur einen oder anderen Sprachgruppe irgendwelche Benachteiligungen oder Vorteile zu befürchten hatte bzw. erwarten konnte.

3. Die geringfügige Zunahme der deutschen und ladinischen Sprachgruppe sowie die ebenso geringfügige Abnahme der italienischen Sprachgruppe konnten vom Statistiker durchaus einsichtig mit real erfolgten demographischen Prozessen erklärt werden (so z.B. keine Einwanderung italienischer Bevölkerung aus anderen Provinzen mehr, höhere Geburtenrate der ländlich-bäuerlichen gegenüber der städtischen Bevölkerung, keine Auswanderung junger deutschsprachiger Arbeitskräfte ins Ausland mehr, infolge der seit Anfang der 60er Jahre begonnenen Industrialisierungspolitik durch die Landesregierung im ländlichen Raum etc.)

Unter gänzlich anderen Bedingungen erfolgte und zu gänzlich anderen Ergebnissen führte die Volkszählung von 1981. Denn inzwischen war mit dem Dekret des Präsidenten der Republik (DPR) Nr. 752 vom 26.7.1976 eine Durchführungsbestimmung zum Art. 89 des Autonomiestatuts über die Zweisprachigkeit und den ethnischen Proporz bei den Staatsstellen im öffentlichen Dienst der Provinz Bozen erlassen worden, die einerseits die bisher vom Staat sträflich vernachlässigten Rechte der deutsch- und ladinischsprachigen Bevölkerung auf diesem Gebiet regelte, andererseits aber auch die Praxis der Volkszählung grundlegend veränderte. Erlassen von einer monokoloren DC-Regierung während der parlamentarischen Sommerpause („governo balneare“) des Jahres 1976 auf der Basis einer vom damaligen SVP-Kronjuristen der Sechser-Kommission ausgearbeiteten Entwurf, sollte diese Durchführungsbestimmung in der Zukunft noch für viel politischen Zündstoff sorgen.

Über den ersten Aspekt dieser Regelung bestand eigentlich unter allen autonomiefreundlichen politischen Kräften des Landes Konsens über die grundsätzliche Richtigkeit dieser Norm. Zu teilweise hefti-

gen Diskussionen und Meinungsverschiedenheiten kam es in den folgenden Jahren lediglich über den mehr oder weniger rigiden Anwendungsmodus (z.B. wieviel „Stellenabbau“ konnte/sollte der italienischen Sprachgruppe innerhalb welchen Zeitrahmens „zugemutet“ werden, was sollte mit den mangels deutschsprachiger Bewerber freibleibenden Stellen geschehen etc.) und darüber, ob denn dem Prinzip des „ethnischen Proporz“ eine rein „transitorische“ (nämlich bis zur Erreichung des angestrebten Zieles einer „Wiedergutmachung“ und des Zustands eines sozial angemessenen Ausgleichs sowie der substantiellen Chancengleichheit zwischen den Sprachgruppen) oder eine „immerwährende“ Gültigkeit zukommen sollte.

	1890	1900	1910
Leifers	873/973	1592/869	2583/361
Pfatten	53/363	88/329	221/311
Branz.	208/769	311/819	602/700
Auer	934/222	1041/176	1196/54
Neum.	1216/405	1682/25	1829/47
Laag	63/173	262/55	362/48
Salurn	1056/882	1237/779	1852/443

Branz. = Branzoll, Neum. = Neurnarkt
873/973 = 873 Deutsche, 973 Italiener

Tabelle 1:
Volkszählungsergebnisse im Südtiroler Unterland

Beim zweiten Aspekt dieser Durchführungsbestimmung, nämlich der Neuregelung des Modus der Volkszählung gingen dagegen Ablehnung und Zustimmung quer durch die ethnischen, autonomiepolitischen und ideologischen Fronten der Parteienlandschaft. Hier trafen sich bei der Ablehnung mit unterschiedlicher Begründung traditionelle Verteidiger eines zentralistischen und homogen konzipierten Nationalstaates (wie etwa die Neofaschisten des MSI und die Liberalen) mit eindeutigen Befürwortern von Autonomie und Minderheitenrechten wie das 1978 von Alexander Langer gegründete interethnische Wahlbündnis Neue Linke/Nuova Sinistra (in den folgenden Jahren umbenannt in Alternative Liste für ein anderes Südtirol bzw. Grüne-Verdi-Vorc) und das ebenfalls auf Anregung von Langer 1979 entstandene Initiativkomitee gegen die Option 1981.

Es ist in diesem Zusammenhang gegen die Politik von A. Langer oft eingewendet worden, dass dessen Kritik an gewissen Aspekten der SVP-Autonomienpolitik zwar berechtigt, dessen Vergleich der Volkszählung von 1981 mit der Option von 1939 aber unangebracht gewesen sei. Diese Kritik ist richtig und falsch zugleich. Zweifellos ging es bei der Volkszählung von 1981 nicht um eine so dramatische Entscheidung wie „Auswandern“ oder „Dableiben“, das war auch Langer selbst vollkommen bewusst. Aber mit der notwendigen Erklärung über die Zugehörigkeit zu ausschliesslich einer der drei vom Autonomiestatut offiziell „anerkannten“ Sprachgruppen nahm diese Entscheidung für nicht wenige (vor allem junge!) Menschen des Landes tatsächlich den Charakter einer Wahl für die eine oder andere „ethnische Staatsbürgerschaft“ mit gravierenden Konsequenzen an. Worauf es Langer damals vor allem auch ankam, war der Akt eines „Tabubruchs“. 1979, im Abstand von 40 Jahren, war es in der öffentlichen Meinung Südtirols noch vollkommen unmöglich, über ein so einschneidendes und traumatisches Ereignis wie die Option von 1939 offen, ehrlich und selbstkritisch zu sprechen. Das war erst 10 Jahre später möglich, nach dem Abtritt der „Wehrmachtsgeneration“ (Magnago, Zelger, Benedikter) von der politischen Bühne. Und so wie beim Thema der Option kam es Langer auch darauf an, zu zeigen, dass es kein Tabubruch sein musste und dass man nicht automatisch und generell als „Feind der Autonomie“ stigmatisiert werden durfte, wenn man das von der SVP entworfene Autonomiemodell nicht als das einzig und allein „seligmachende“ akzeptierte. Insofern verstand Langer seinen Kampf gegen die bevorstehende Erfassung aller Bürger des Landes in „ethnischen Katastern“, die gewaltsame Reduktion der „Mehrfach-Identitäten“ vieler Menschen auf die drei offiziell zugelassenen „ethnischen Käfige“ als Ausdruck „einer patriotischen und positiven Grundhaltung zu Südtirol und allen seinen Bewohnern“ und als Willensbekundung „für die Einheit und das gemeinsame Leben in diesem Land einzustehen“, als Aufruf, die gemeinsame, sprachgruppenübergreifende Identität des „Gesamt-Südtirolers“ höher zu stellen als die ethnische Zugehörigkeit zu einer Sprachgruppe.

Während die Parteien der italienischen Linken (Sozialisten und Kommunisten), die damals in Bozen noch auf den Oppositionsbänken sassen, dieser zwischen

SVP und DC ausgehandelten Neuregelung der Volkszählung anfänglich zwar auch skeptisch gegenüberstanden, akzeptierten sie diese schliesslich 1981 – und bezahlten dies in den folgenden Jahren mit dem Scheitern bzw. mit dem stillschweigenden Aufgeben ihres bis dahin vehement verfochtenen Anspruchs einer „interethnischen“ Partei.

Langer und seinen politischen Freunden ging es bei ihrem Kampf gegen das neue Verfahren der für 1981 geplanten Volkszählung um eine Art „Fundamentalkritik“ an dem von SVP und DC ausgehandelten Autonomie-Modell, das eben gerade Ende der 70er Jahre unverkennbar seine ersten Krisenerscheinungen aufwies. Und dies nicht bloss bzw. nicht einmal so sehr wegen gewisser autonomiefeindlicher Allüren der Zentralregierung (häufige Rückverweisung von Landesgesetzen, Verzögerungen beim Erlass von Durchführungsbestimmungen etc.), sondern vielmehr deshalb, weil sich nunmehr der ursprüngliche Konflikt zwischen Minderheit und Staat immer mehr auf die Ebene eines Konflikts zwischen den Sprachgruppen im Lande selbst verlagerte. Die Umsetzung der erweiterten Autonomie von 1972 hatte nämlich nicht, wie ursprünglich erwartet, ein Mehr an politischem Pluralismus, den Abbau und die Überwindung ethnozentrischer Positionen und Vorurteile, eine politische Kultur des Dialogs, der Öffnung und des Zusammenlebens gebracht, sondern vielmehr neue Konflikte unter ethno-politischem Vorzeichen. Langer sah daher in der Volkszählung von 1981 die Krönung der von der SVP betriebenen Politik der „ethnischen Trennung und Entmischung“, wie sie sich in jenen Jahren nach dem Motto des SVP-Landesrates Anton Zelger „Je klarer wir trennen, desto besser verstehen wir uns!“ vor allem im Bereich von Schule und Kultur (Verbot von Schüleraustauschen, Verbot des Deutschunterrichts an italienischen Kindergärten etc.) und auf der Ebene der Sechser-Kommission unter Ausschluss jeglicher öffentlicher Kontrolle oder Beeinflussung durch die gewählten Organe (Parlament, Regionalrat, Landtag), nur allzu deutlich manifestierte. Die seit 1978 einsetzende neue Welle von (in den meisten Fällen bis heute nie eindeutig aufgeklärten) Sprengstoffanschlägen war nur die Begleitmusik zu dieser in Krisen geratenen Autonomienpolitik, die nunmehr von obskuren Kräften (aus Politik, Geheimdiensten und Militärs) für ihre Ziele im Sinne eines „Darüberhinausgehens“ bzw. eines „Zurückschraubens“ des 1972 vereinbar-



ten autonomen Status des Landes auszunutzen versucht wurde.

Nulla salus extra ecclesiam?

Welche waren nun die wesentlichen Veränderungen, unter denen die Volkszählung von 1981 im Unterschied zu jenen von 1961 und 1971 vor sich ging?

1. Der gravierendste Unterschied war, dass die Erklärung über die Zugehörigkeit zu einer Sprachgruppe nicht mehr, wie alle übrigen Daten, nach erfolgter Erhebung anonymisiert und kollektiv ausgewertet wurde, um somit jeden direkten Bezug zu einzelnen Personen im Sinne des Datenschutzes zu unterbinden, sondern dass sie von jedem in der Provinz ansässigen Staatsbürger mit bindender Wirkung für 10 Jahre persönlich unterschrieben werden musste.

2. Damit hatte die Erklärung für jede Person direkte rechtliche Auswirkungen, und zwar nicht nur in bezug auf die eventuelle Geltendmachung von „Minderheitenrechten“ wie etwa des Sprachgebrauchs, sondern auch in bezug auf ein breites Spektrum ihrer sozialen und beruflichen Lebenssituation im Sinne einer „Verbesserung“ bzw. „Verschlechterung“ der persönlichen Chancen und Möglichkeiten.

3. Es war nur mehr die Zugehörigkeitserklärung zu einer der drei vom Autonomiestatut anerkannten Sprachgruppen möglich. Da also die Kategorie „Anderer“ entfiel, wurde dies für einen bestimmten Personenkreis mit „anderer“ Identität (z.B. in Südtirol ansässige Slowenen, Flamen, Franzosen etc. sowie für Kinder aus gemischtsprachigen Familien) zu einem schwierigen Problem, da sie sich damit zu einer Art „Zwangsassimilation“ verurteilt sahen. Da auch die Minderjährigen durch ihre Eltern/Erziehungsberechtigten einer Sprachgruppe zugeordnet werden mussten, blieb vor allem auch die Frage ungeklärt, was etwa im Falle von Kindern aus gemischtsprachigen Ehen (die Zahl dieser Kinder wurde/wird von Experten auf mindestens 10.000 geschätzt) geschehen sollte, falls sich die beiden Ehepartner nicht einvernehmlich für eine „Option“ entschieden.

Da in der Folge die bei der Volkszählung abgegebene Zugehörigkeitserklärung stillschweigend und in extensiver Weise über den Artikel 89 des Autonomiestatuts (Besetzung der Staatstellen) hinausgehend mehr oder weniger auf sämtliche andere Bereiche

ausgedehnt wurde, in denen laut Autonomiestatut (z. B. die Artikel 15, 30, 36, 49, 50, 61, 62, 91, 92, 93 und 100) bzw. Durchführungsbestimmungen ethnischer Proporz und Zweisprachigkeit eine Rolle spielten, wurde die Zugehörigkeitserklärung zu einer Sprachgruppe zu einer Art „ethnischen Staatsbürgerschaft“. Wer sie nicht besaß, wurde zur „Displaced Person“, wie wir sie aus bestimmten Perioden der Geschichte kennen (z.B. nach Kriegsende 1945), zu einem „Staatenlosen“, dem die Geltendmachung gewisser grundlegender staatsbürgerlicher Rechte abgesprochen wurde. Eine vollständige Liste dieses Verlustes von Rechten kann hier nicht gegeben werden, sie reichte aber von der Ausübung des passiven Wahlrechtes (bei allen politischen Wahlen bzw. für Kollegialorgane und Verwaltungsgremien öffentlicher Körperschaften etc.) über die Möglichkeit des Erhalts einer Stelle im öffentlichen Dienst oder einer Sozialwohnung bis hin zur Ablegung der Zweisprachigkeitsprüfung.

Dies betraf nach 1981 in erster Linie jene 5.511 Bürgerinnen und Bürger, die sich bei der Volkszählung geweigert hatten, die geforderte Erklärung abzugeben.

Welch einschneidende Bedeutung die 1981 abgegebene bzw. Verweigerung der (Sprachgruppenzugehörigkeitserklärung) SGZE hatte bzw. haben konnte, soll lediglich noch an zwei typischen Beispielen verdeutlicht werden. Im Jänner 1979 hatte der österreichische Nationalrat auf Anregung der SVP ein Gesetz verabschiedet, das die Gleichstellung von Südtirolern mit österreichischen Staatsbürgern auf bestimmten Verwaltungsgebieten (vor allem im universitären Bereich) vorsah. Der Begriff „Südtiroler“ wurde dabei explizit an die Zugehörigkeit zur deutschen bzw. ladinischen Sprachgruppe gekoppelt, was eben durch die Vorlage der SGZE von 1981 zu dokumentieren war. Und nachdem eben seit Anfang der 80er Jahre zwar zunächst in einem bescheidenen Ausmass, aber im Verlauf der Jahre mit zunehmend steigender Tendenz auch Südtiroler Maturanten aus gemischtsprachigen bzw. rein italienischsprachigen Familien an österreichischen Universitäten inskribierten, war dies für viele von ihnen der Anlass, sich von ihren Eltern als „deutsch“ erklären zu lassen bzw. sich mit Erreichung der Volljährigkeit selbst als „deutsch“ zu erklären, um damit in den Genuss der Befreiung von den Studiengebühren kommen zu können.

In den Jahren unmittelbar vor und nach der Volkszählung von 1981, einer Periode der SVP-Autonomiepolitik mit oft bis an die Grenze des Rassismus reichenden „völkischen“ Abgrenzungs- und Sauberkeits(wahn)vorstellungen, wurde aber auch versucht, auf administrativem Weg die Rechtswirksamkeit der SGZE auf Bereiche zu übertragen, in denen sie wahrlich absolut nichts zu suchen hatte. So z. B. auf den Bereich der Schule, auf dem seit 1945 bekanntlich das durch einen einfachen Notorietätsakt des Interessierten/Betroffenen dokumentierte Prinzip der Muttersprache gegolten und sich auch bestens bewährt hatte.

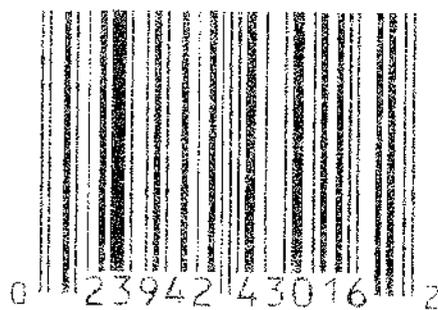
Nunmehr wurde die Vorlage der SGZE zur Voraussetzung für die Erteilung von Supplenzen und die Teilnahme an Wettbewerben, ja Alexander Langer wurde sogar die Rückversetzung an seinen ursprünglichen Stammrollenplatz an einer Bozner Oberschule verweigert, da er 1981 keine SGZE abgegeben hatte. Langer musste in der Folge dieses sein Recht durch einen aufwendigen Prozess vor dem Verfassungsgericht einklagen.

Rechtliche und politische Folgen

Es war von Anfang an klar, dass die Volkszählung 1981 wegen der Form, in der sie durchgeführt wurde, nicht ohne Folgen bleiben konnte: Rechtlich durch eine Reihe von Prozessen vor Italiens Höchstgerichten, mit der Klage von Betroffenen wegen der Verletzung bürgerlicher Grundrechte, und politisch als Verschlechterung des Zusammenlebens zwischen den Sprachgruppen, verbunden mit einer rapiden Zunahme nationalistischer Tendenzen innerhalb der italienischen Bevölkerung und Parteienlandschaft in Südtirol.

Das wichtigste Urteil des Staatsrates war jenes von 1984 (die Kläger waren eine Kroatin, ein Slowene und gemischtsprachige Familien), das feststellte, dass die Volkszählung von 1981 zumindest in jenem Teil verfassungswidrig gewesen war, als sie „Gemichtsprachige“ und „Anderssprachige“ zur Verleugnung ihrer objektiv gegebenen und subjektiv empfundenen „Identität“ gezwungen hatte. Für sie und für alle übrigen „Verweigerer“ wurde daher wenig später und ganz ähnlich wie im Strafgesetz zur Bekämpfung des organisierten Verbrechertums für „pentiti“ („reue Verbrecher“) ein neuer Termin festgesetzt, innerhalb dessen sie ihre unterbliebene SGZE „nachholen“ und

in Ordnung bringen konnte. Eine regelrechte „Nachzählung“ fand aber nicht statt, obwohl dies explizit



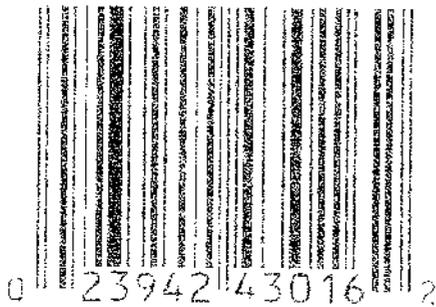
durch ein Urteil des Staatsrates vom 7. 8. 1987 als Auftrag an die Regierung angeordnet worden war.

Von weit grösserer Tragweite waren langfristig freilich die politischen Auswirkungen, vor allem seitdem im April 1983 endlich die offiziellen Daten der VZ von 1981 publiziert wurden. Die Schockwirkung bei der italienischen Sprachgruppe war tiefgreifend, denn die Ergebnisse hatten für sie die schlimmsten Erwartungen übertroffen. Während die „Deutschen“ von 260.351 auf 279.544 Personen (also um +7,38% bzw. um +3,4% bezogen auf die Gesamtbevölkerung) und die „Ladiner“ von 15.546 auf 17.736 (also um +14,3% bzw. um +0,5% bezogen auf die Gesamtbevölkerung) zugenommen hatten, nahmen die „Italiener“ von 137.759 auf 123.695 (also um -10,2% bzw. um -3,9% bezogen auf die Gesamtbevölkerung) ab. Diese Veränderung der numerischen Stärke der drei Sprachgruppen konnte zweifellos nicht mehr als Ergebnis einer „natürlichen“ demographischen Entwicklung seit 1971 interpretiert werden.

Jene von Experten auf ca. 10.000 Personen geschätzten „Italiener“, die sich ganz offensichtlich aus (im Sprachjargon der „Volkstumspolitik“ so bezeichneten) „opportunistischen“ Gründen als „Deutsche“ erklärt hatten, waren also „Opfer“ eines auf ihnen lastenden „Assimilationsdruckes“ geworden, wie es aus der Geschichte der Volkszählungen, speziell jener der österreichischen Monarchie, zur Genüge bekannte Beispiele gibt. Da es über dieses Phänomen bis heute keine spezifische soziologisch-politologische Studie gibt, seien die komplexen Gründe dafür in folgenden Punkten als Hypothese zusammengefasst:

1. Die Form der Volkszählung mit ihren direkten rechtlichen Auswirkungen auf die Zukunftschancen der Menschen, die eine freie, gemäss der subjektiven Überzeugung gefällte Entscheidung in vielen Fällen schwierig, wenn nicht unmöglich machte.

2. Die Volkszählung fiel in eine Periode, in der bestimmte Normen des Autonomiestatuts, vor allem die „Neuverteilung“ der Staatsstellen und der Sozial-



wohnungen im Sinne des ethnischen Prozesses, in der Anfangsphase ihre Verwirklichung standen.

Das bedeutete aber konkret, dass dieser Verteilungsschlüssel zwischen „Deutschen“ und „Italienern“ (die „Ladiner“ sind hier aus Gründen der Vereinfachung – sorry! – weggelassen) nicht ca. 2 : 1, sondern vielmehr ca. 5 : 1 betrug, um das angepeilte Ziel der Verwirklichung bis zum (vom Autonomiestatut vorgesehenen) Termin des Jahres 2002 zu erreichen.

3. Während die traditionell „deutschen“ Sektoren der Wirtschaft (das Handwerk, vor allem aber die Landwirtschaft und der Fremdenverkehr) aufgrund der Verteilung der Finanzmittel des Landeshaushaltes sowie gesamtstaatlicher und internationaler Faktoren einem bis dahin unvorstellbaren Boom entgegen gingen, geriet der bis dahin typisch „italienische“ Wirtschaftssektor, nämlich die Industrie (speziell die Industriezone Bozen) aus ebendenselben Gründen in eine Krise. Und die „Krise“ des zweiten seit der Zeit des Faschismus traditionellen ökonomischen Standbeins der „Italiener“, nämlich die staatlichen Stellen des öffentlichen Dienstes (vor allem Post, Eisenbahn, Justiz etc.) war nunmehr infolge der „gesetzlichen“ Vorschriften des Autonomiestatuts ebenfalls vorprogrammiert. Was also lag da für so manche „Italiener“ näher als sich rechtzeitig auf die „richtige“, nämlich die „deutsche“ Seite zu schlagen, um nicht als Verlierer der Autonomie dazustehen?

4. Die deutsche Sprache und Kultur erhielt seit Ende der 70er Jahre, langsam aber eindeutig, eine ähnlich dominante Position, wie sie die italienische noch in den 50er und 60er Jahren gehabt hatte. Neben vielen anderen möglichen Beispielen wurde dies anschaulich durch die Tatsache untermauert, dass die Eltern gemischtsprachiger Familien (fast zu 100%), aber auch rein italienischsprachiger Familien (besonders aus bürgerlichen Schichten!), immer mehr ihre Kinder in die deutsche Schule schickten, um damit ihren Kindern die „soziale Emanzipation“ für die Zukunft zu sichern.

5. Die italienische Sprachgruppe verfiel spätestens seit der Veröffentlichung der Volkszählungsergebnisse

im April 1983 in eine Art „Untergangsstimmung“, für die oft weitgehend pauschal die Autonomie „an sich“ als Grund gesehen wurde. Diese „Todesmarschparole“, die zwar ganz ähnlich wie jene 1953 von Kanonikus Michael Gamper für die deutsche Sprachgruppe prognostizierte, objektiv gesehen weitgehend falsch war, war einerseits das Ergebnis der massiv einsetzenden, populistischen und nationalistischen Propaganda italienischer Rechtskreise aus Presse und Politik, sie hatte andererseits freilich auch einen gewissen, unbestreitbar realen Hintergrund. Aber so wie nach 1953 die auf psychologisch-politischer Ebene weit verbreitete Untergangsstimmung der deutsch- und ladinischsprachigen Minderheit von der Regierung in Rom nicht ernst genommen, sondern vielmehr als Ergebnis einer ungerechtfertigten Einmischung Österreichs und einer übertriebenen Forderungspolitik der SVP abgetan worden war, so wurde auch nach 1981 von Seiten der SVP die Diskussion um die Unzufriedenheit („il disagio“) der italienischen Sprachgruppe über die autonomiepolitische Situation leichtfertig und vorschnell mit dem Argument beiseite geschoben, dass es sich dabei lediglich um das Resultat einer nationalistisch-minderheitenfeindlichen Propaganda sowie um den unberechtigten Widerstand gegen den Abbau von bisherigen Privilegien handle. So trugen die von der SVP weiterhin verfolgte Politik der ethnischen Abkapselung und Trennung, die damals einsetzende Diskussion um die Abschaffung der italienischen Toponomastik und Ereignisse wie die gigantomanischen Veranstaltungen zum Andreas-Hofer-Gedenkjahr 1984 wesentlich dazu bei, dass die autonomiefreundlichen italienischen Parteien (die DC, in der Folge aber auch PSI und PCI) wegen ihrer zu „weichen“ Haltung gegenüber der SVP in den Augen ihrer Wählerschaft immer mehr delegitimiert wurden. So begann seit den Gemeindevahlen vom Mai 1985 und den Landtagswahlen vom November 1988 der kometenhafte und unaufhaltsame Aufstieg des neofaschistischen MSI zu einer Art „ethnischen Volkspartei“ der Italiener in Südtirol. Die ethnische Konfrontation und Blockbildung hatten damit einen neuen Höhepunkt erreicht.

Die Volkszählung 1991

In Anbetracht der Urteile italienischer Höchstgerichte von 1984 und 1987 war es klar, dass eine Volkszählung wie 1981 wegen der damaligen Verletzung bürgerlicher Grundrechte nicht mehr stattfinden konnte. Auf der Linie der Grünen um Alexander Langer sprachen sich auch alle italienischen Parteien für die anstehende Volkszählung von 1991 für eine Rückkehr zum Modus jener von 1971 aus, mit einer kollektiven und anonymen Erhebung der SGZE. Für die SVP war und blieb dies unakzeptabel.

Das heisst, so ganz eindeutig und definitiv war die diesbezügliche Position der SVP nicht unbedingt. Denn als 1989 Luis Durnwalder als neuer Landeshauptmann antrat, war es sein erklärtes Ziel, eine mehr „pragmatische“ Politik zu betreiben und volkstumspolitischen Ballast der Vergangenheit abzuwerfen, um damit ein Landeshauptmann „für alle“ ohne Unterschied der Sprachgruppe zu werden (was Magnago nicht bloss wegen seiner jahrzehntelangen Doppelfunktion als Parteiobmann und Landeshauptmann nie gelungen war). Das hiess aber, ethnische Konfliktpotentiale soweit als möglich durch Kompromissbereitschaft zu entschärfen. Und für eine kurze Zeit schien es tatsächlich so, als ob die politische Entwicklung Südtirols mit jener Europas nicht mehr in entgegengesetzter, sondern in gleichlaufender Richtung verlaufen würde, dass mit dem Fall der „Berliner Mauer“ auch jene Mauern, die all die Jahre zuvor zwischen den Sprachgruppen bestanden hatten bzw. aufgebaut worden waren, langsam abgebaut würden und ein Klima des „ethnischen Tauwetters“ einziehen würde.

In diese Richtung deutete z.B. neben vielem anderen die für manche überraschende Tatsache, dass in der (periodisch auf den neuesten Stand gebrachten) von der Landesregierung herausgegebenen Publikation „Südtirols Autonomie“ von 1990 folgendes zu lesen stand:

„Im Hinblick auf die bevorstehende Volkszählung von 1991 wurden in Südtirol mehrere Lösungsvorschläge für das Problem der „Anders- und Gemischtsprachigen“ erarbeitet. Die grössten Erfolgchancen dürften folgende zwei Lösungen haben:

1. Die Befragten sollten die Möglichkeit erhalten, sich bei der Volkszählung ausser zu einer der drei „offiziellen“ Sprachgruppen auch zu einer vierten

Gruppe, den „Andere“ zugehörig erklären zu können, mit einem persönlichen Bekenntnis, das gewisse Rechtsfolgen nach sich zieht. Jene, die sich zu dieser letzten Gruppe bekennen, müssen gleichzeitig und zusätzlich erklären, welcher der drei „offiziellen“ Sprachgruppen sie in all jenen Fällen zugerechnet werden wollen, in denen das Autonomiestatut auf diese Bezug nimmt.

2. Die Befragten können sich bei der Volkszählung zu einer von insgesamt vier Sprachgruppen bekennen, allerdings zu rein statistischen Zwecken, also anonym und ohne rechtliche Bindung (System der Volkszählung von 1971). Eine persönliche, namentliche und rechtlich bindende Zugehörigkeitserklärung zu einer der drei „offiziellen“ Sprachgruppen ist nur mehr bei konkretem Bedarf, etwa bei der Teilnahme an einem Wettbewerb zur Besetzung von Proporzstellen, ad hoc abzugeben.“

Das hiess nichts anderes, als dass damit auch die zweite dieser beiden aufgezeigten Möglichkeiten von den zwei Verfassern der Publikation (die durch die Landesregierung beauftragten Juristen Dr. Lukas Bonelli und Dr. Ivo Winkler) als mit dem Autonomiestatut vereinbar erklärt wurde.

Diese zweite Möglichkeit war aber genau jene der Grünen um A. Langer und aller italienischen Parteien – aber damals auch noch jene des Leiters des ASTAT-Büros in Bozen, Dr. Werner Stuessler. Denn auch ihm als Statistiker war klar, dass aus einleuchtenden Gründen wissenschaftlicher Überlegungen die Beantwortung auch nur einer Frage des Volkszählungsbogens, die direkte rechtliche Konsequenzen für den Befragten haben konnte (und im Falle der SGZE sehr weitreichende hatte!) niemals mehr ein wirklichkeitstreuere Abbild der Gesellschaft ergeben konnte, da sie verschiedentlich Menschen aus Gründen subjektiver oder objektiver Natur zum „Opportunismus“, das heisst zu „Falscherklärungen“ zwang.

Diese politische Situation änderte sich aber schon bald, als seit Herbst 1990 ein auf Anregung des SVP-Parteiausschusses und Innsbrucks von Karl Zeller verfasstes Gutachten zur Volkszählung vorlag (Frau Hofrat V. Stadlmayr, die „graue Eminenz“ der Südtirolpolitik seit den Zeiten Gauleiter Hofers bis zu ihrer Pensionierung, die neben Karl Zeller auch anderen „politisch wichtigen“ jungen Südtirolern wie Christian Waldner und Peter-Paul Rainer an der Uni Innsbruck eine Assistentenstelle verschafft hatte, lässt

grüssen!). Die darin enthaltenen Überlegungen machten sich in der Folge auch SVP-Parteiboss R. Riz und die Mehrheit der SVP zu eigen. Und dies war schlussendlich auch die Aussage und Vorschrift jenes, wie immer unter Ausschluss der Öffentlichkeit verfassten Textes der Suchser-Kommission, der im Sommer 1991 nach monatelangen harten Verhandlungen von der SVP durchgesetzt und der Regierung vorgelegt worden war. Die Regierung akzeptierte mit Zähneknirschen (nur der Liberale Sterpa enthielt sich der Stimme), da mit diesem Volkszählungsmodus ein weiterer „Italienschock“ in Südtirol leicht absehbar war. Die SVP aber triumphtierte, war doch damit gewährleistet, dass auch die Volkszählung 1991 von einer rein statistischen Erhebung erneut zu einer „ethnischen Generalmobilmachung“ umfunktioniert werden konnte.

In Bozen waren bei einer von der Michael-Gaismair-Gesellschaft veranstalteten Diskussion (am 02.12.1990) die gegenteiligen Standpunkte noch einmal hart aufeinandergeprallt. Während die Experten Werner Stuessler (Direktor des

ASTAT-Bozen), Alberto Pasquali (Advokat und Vertreter des Verbandes der gemischtsprachigen Familien), Rainer Münz (Mitarbeiter des Österreichischen Statistischen Zentralamtes in Wien) und Paolo Carrozza (Verfassungsrechtler und Assistent an der Uni Florenz) vehement die Rückkehr zu einer anonymen und kollektiven statistischen Erhebung wie 1971 forderten, verteidigte Karl Zeller (Advokat und Assistent für Internationales Recht an der Uni Innsbruck) die Notwendigkeit einer persönlich-bindenden SGZE im Sinne des DPR 752/1976.

Welches waren nun die kleinen Unterschiede zwischen der Volkszählung von 1981 und 1991?

1. Es wurde selbstverständlich wieder die vierte Gruppe „Anderer“ eingeführt, freilich mit der Verpflichtung, sich gleichzeitig mit dieser eventuellen Entschei-

dung einer der drei „offiziellen“ Sprachgruppen „zugehörig“ („dichiarazione di aggregazione“) zu erklären, um unter diesem „ethnischen Titel“ gewisse Rechte in Anspruch nehmen zu können.

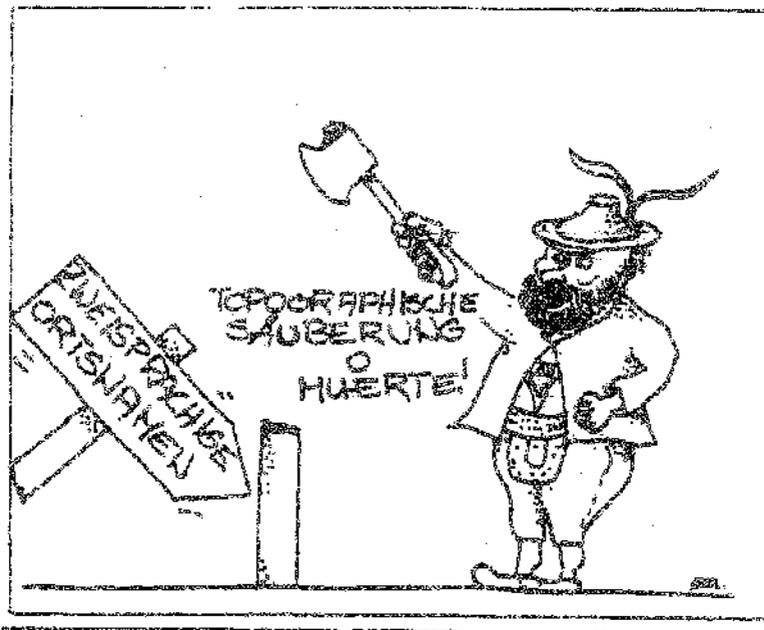
2. Die persönlich-rechtliche Bindung der abgegebenen SGZE für jeden Bürger in den nächsten 10 Jahren (das Kernstück des Ganzen!) blieb bestehen, da eine Abänderung jener Artikel des DPR 752/1976, in denen dies festgelegt war, abgelehnt wurde.

3. Die Eltern wurden von der Pflicht zur Erklärung ihrer minderjährigen Kinder entbunden. Dafür aber musste jeder, der das 14. Lebensjahr vollendet hatte (bzw. es in den folgenden Jahren bis zur Volkszählung 2001 erreichte), selbst die SGZE abgeben. Dies war wohl auch einer der schwerwiegendsten Aspekte

der der Volkszählungspraxis von 1991, da damit Jugendlichen im Alter von 14 Jahren eine Entscheidung aufgebürdet wurde, die für sie unter Umständen von weitreichender Bedeutung für ihre beruflichen und sozialen Entwick-

lungsmöglichkeiten in den nächsten Jahren wurde bzw. werden konnte.

4. Die Geheimhaltung der SGZE war 1991 insofern besser garantiert, als das unterschriebene Dokument nicht mehr wie 1981 bei der Gemeinde, sondern in einem verschlossenen Kuvert beim zuständigen Bezirksgericht aufbewahrt wurde und (im Normalfall) nur auf Antrag des Betroffenen geöffnet werden konnte. Freilich, man sollte nicht auf den Fehler bzw. den politischen Propagandatrick hereinfallen und die Geheimhaltung einer unterschriebenen Erklärung mit der Möglichkeit einer anonymen Form der SGZE verwechseln. Geheim war die SGZE von 1991 tatsächlich, insofern als an das ASTAT, die „statistische Zählstelle“, keine persönlich unterschriebene Erklärung übermittelt wurde. Anonym war sie aber nicht, weil



die beim Bezirksgericht hinterlegte, unterschriebene Erklärung den einzig gültigen Rechtsstitel darstellte, um jene Rechte in Anspruch nehmen zu können, die dem einzelnen Bürger nur als „Angehörigem einer Sprachgruppe“ vorbehalten waren.

Da die Problematik der „Anders- und Gemischt-sprachigen“ mit dem für 1991 vereinbarten Modell der Volkszählung einigermaßen zufriedenstellend gelöst schien und in der Zwischenzeit auch die italienischen Linksparteien gegen das SVP-Autonomie-modell keinerlei grundlegende Kritik mehr vorbrachten, gab es gegen die Durchführung der Volkszählung selbst keine derart starke politische Bewegung mehr wie noch 1981. Eindeutig abgelehnt wurde die Volkszählung von 1991 nur noch von den Grünen sowie von einer Gruppe deutsch- und italienischsprachiger Intellektueller, die in ihrem Aufruf „Volkszählung 1991 – Ethnische Aufschreibung? – Nein, danke!“ die lediglich „kosmetischen“ Veränderungen zu 1981 beklagten und ihrer Sorge Ausdruck verliehen, „dass dieser neuerliche Zwang, der nach unserem Empfinden die Regel des Autonomiestatuts über die Volksgruppenzählung zwecks Feststellung des Bestandes der drei Sprachgruppen weit übersteigt, nur ungute Spannungen und Gefahren auch für die Zukunft Südtirols in sich birgt“.

Im Mai 1992 wurden die Ergebnisse der Volkszählung 1991 publiziert. Wie zu erwarten gewesen war, hatten die deutsche (von 64,9% auf 65,3%) und die ladinische Sprachgruppe (von 4,1% auf 4,2%) wiederum leicht zugenommen, während die italienische (von 28,7% auf 26,5%) abgenommen hatte. Der „Italienschock“ war damit geringer als von vielen befürchtet und auch nicht so stark wie nach der Volkszählung von 1981. Und die Präsentation der offiziellen Zahlen zeigte einmal mehr wie mit (angeblich objektiven) statistischen Daten zu parteipolitischen Zwecken umgegangen werden kann. Denn sie erfolgte am Vortag der SVP-Landesversammlung, bei der über die „Sireitbeilegungserklärung“ (der SVP bzw. Österreichs) zur „Paketverwirklichung“ abgestimmt wurde. Landeshauptmann Durnwalder wie ASTAT-Direktor Stuflesser, sichtlich um Versöhnung und Beschwichtigung bemüht, nannten die Ergebnisse „sehr, sehr gut“, um damit der internationalen Presse die Erfolgsstory der Südtiroler Autonomie zu beweisen. Das war freilich nur mit einer kosmetischen Retuschierung der Zahlen möglich.

Florian Kronbichler kommentierte damals (in der FF Nr. 23/92) diese Pressekonferenz sehr treffend: „... War statistisch korrekt, 'welche Daten' präsentiert wurden? Durnwalder führte der Weit das Ergebnis seiner Entspannungspolitik vor. Stuflesser veranschaulichte es mit Tabellen und Diagrammen... Was nicht ins Bild passte, wurde nicht geliefert. Oder erst auf Nachfrage, und dann nur zögerlich. Wie viele Bewohner Südtirols die Abgabe der Sprachgruppenzugehörigkeitserklärung verweigert hätten, war eine Frage auf der Pressekonferenz. 'Ungefähr 10.000' antwortete Stuflesser ausweichend. Was soll eine solche 'Ungefähr'-Angabe, wenn alle anderen Zahlen mit bis zu zwei Stellen hinter dem Komma präsentiert wurden? Auf die bohrende Nachfrage kam dann heraus, dass es 8.811 weisse Erklärungsformulare gibt und 701 ungültige, was zusammen 9.512 ausmacht oder 2,39%. 8.000 Personen gaben überhaupt keine Erklärung ab. Auch das kam nur auf Nachfrage heraus. Davon, dass die Nicht-Erklärer sich gegenüber der Zählung von 1981 mehr als verdoppelt haben, kein Wort. Am Tag ihres Triumphes wurden fast 20.000 Personen zu einer 'verschwindend kleinen Anzahl' verharmlost. Die Anzahl der Verweigerer müsse als „sehr, sehr gering“ eingestuft werden“.

Viele Beobachter schüttelten damals den Kopf und verstanden bald rein gar nichts mehr. Ein Personenkreis (Anders- und Gemischt-sprachige, Verweigerer), der etwa so gross war wie jener der Ladinier, wurde im angeblich so gelobten Land des Minderheitenschutzes zu einer nicht erwähnenswerten Gruppe degradiert. Am meisten empört waren klarerweise die Anders- und Gemischt-sprachigen, deretwegen (laut Vorschrift des Staatsratsurteils von 1987) die Kategorie „Andere“ wieder eingeführt worden war bzw. werden musste, denn sie hatten neben dem Schaden nun auch noch den Spott. In der „Wahlurne“ bei der Volkszählung hatten sie noch ihre „Identität“ erklären können, in den publizierten Ergebnissen aber fanden sie, wenn überhaupt, nur noch in einer kleingedruckten Fussnote Erwähnung, da die Prozentsätze der numerischen Stärke der drei „offiziellen“ Sprachgruppen (und allein das war wichtig und interessierte die Öffentlichkeit) nur auf die „gültigen“ abgegebenen Erklärungen berechnet wurden. Dass Durnwalder mit Zahlen jonglierte, wie es ihm gerade ins Konzept passte, das war man damals schon gewohnt. Aber dass nunmehr auch der Statistiker und

Wissenschaftler Stafflessor, der im Dezember 1990 bei seiner Polemik mit K. Zeller den „Riz-Vorschlag“ noch als „nicht praktikabel“ und „unakzeptabel“ bezeichnet hatte, plötzlich alles in bester Ordnung fand, war für viele unverständlich. Böse Zungen behaupteten damals, dieser sein abrupter Meinungswechsel habe etwas mit seinem bald darauf erfolgten Arbeitsplatzwechsel vom ASTAT-Direktor zum Präsidenten der Europäischen Akademie zu tun gehabt.

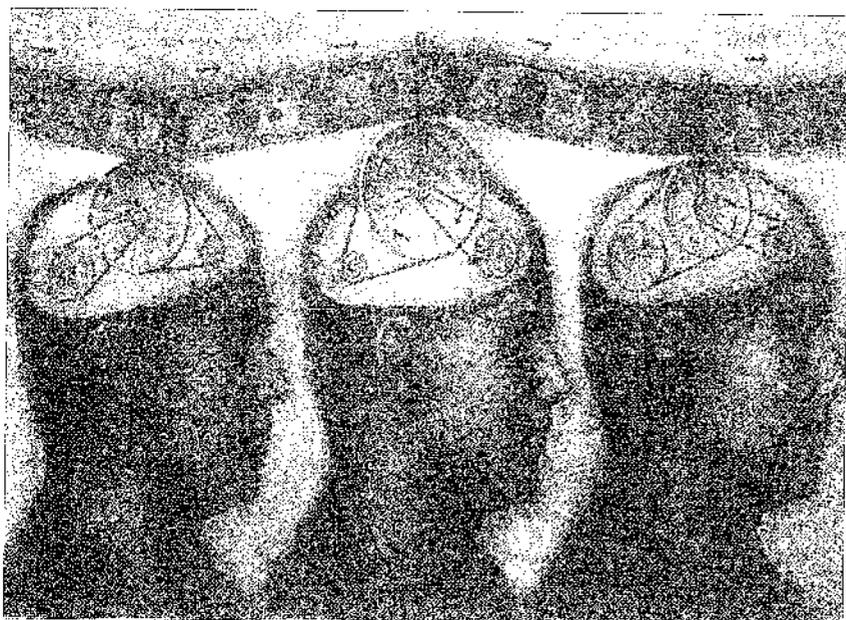
Das für 1991 vereinbarte Modell der Volkszählung hatte in der Folge freilich mit einem weiteren wichtigen Problem zu tun, d.h. sie schuf es neu. Volkszählungen haben bekanntlich nur dann einen Sinn, wenn sie verlässliche Daten über die gesamte soziale Entwicklung und Veränderung der Bevölkerung (von der beruflichen Verteilung auf die verschiedenen Sektoren bis zum Altersaufbau, vom Bildungsgrad bis zum Einkommen etc.) im Zeitraum seit der vorangegangenen Volkszählung erbringen. Nur dann können sie als ein wichtiges Planungsinstrument der Politik fungieren. In einem Minderheitsgebiet wie Südtirol betrifft dieser Aspekt natürlich auch die Entwicklung der einzelnen Sprachgruppen. Bei der Volkszählung 1991 aber wurde erstmals die Antwort über die Zugehörigkeit zu einer Sprachgruppe vollkommen abgekoppelt von allen übrigen Antworten bzw. Daten zur sozialen Situation des Erklärenden erhoben. Dies war auf der Grundlage des „Riz-Modells“ notwendig geworden, um einerseits die namentliche, d.h. persönlich unterschriebene und rechtlich bindende SGZE (auf die es der SVP ankam, um die Volkszählung zu einer „ethnischen Generalmobilisierung“ machen zu können!) zu garantieren, andererseits aber das ASTAT aus Gründen des Datenschutzes nicht mit einer persönlichen Erklärung zu „belasten“, die in der Folge nicht so wie alle übrigen Antworten anonymisiert werden konnte und durfte. Die Folge: Wer sich als Wissenschaftler (als Politiker oder was immer) über die seit 1991 eingetretenen sozialen Veränderungen innerhalb der einzelnen Sprachgruppen sowie zwischen den drei Sprachgruppen informieren möchte, kann das mit den Daten der Volkszählung nicht mehr tun.

Denn die aus „volkstumpolitischen“ Gründen (sprich: für die SVP) wertvollen Daten sind für wissenschaftliche Zwecke weitgehend wertlos geworden.

Ausblick 2001: Volkszählung, Europäische Union, Ethnischer Proporz und „Opportunismus“

Überlegungen zu einer Neuformulierung der Modalitäten für die Volkszählung 2001 gab es in den 90-er Jahren wiederholt. Die wichtigste Veranstaltung dazu war die am 25.1.1997 von der Vereinigung mehrsprachiger Familien „Convivia“ in Zusammenarbeit mit der Tageszeitung „Il Mattino“ und der Wochenzeitschrift „FF“ organisierte Tagung. Vertreter aus Wissenschaft (Völkerrechtler, Minderheitenexperten, Juristen), Politik, Wirtschaft, Kirche und Kultur diskutierten dabei über die Unzulänglichkeit der bisherigen Praxis der Volkszählung und forderten eine Anpassung an die veränderten gesellschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen. Die Veranstalter fassten diese in der Einleitung zur Publikation aller Diskussionsbeiträge kurz zusammen:

„Schon bei der Volkszählung 1981 ist das Problem der mehrsprachigen Bürger aufgetaucht, die aus gemischtsprachigen Familien stammen, und die in Wirklichkeit zwei Sprachgruppen angehören. Es gab erfolgreiche gerichtliche Initiativen, um den Ausschluss Mehrsprachiger und Anderssprachiger aus den Autonomievorteilen zu verhindern. Die Landespolitiker sowie die Regierung in Rom haben sich aber nicht an diese Richtlinien gehalten und die Abwicklung der Volkszählung 1991 grundsätzlich unverändert beibehalten. Damit wurde das Problem eher noch verschärft, indem zum Beispiel die Pflicht zur Sprachgruppenzugehörigkeitserklärung mit 14 Jahren festgelegt wurde. Bei der Tagung wurden neue Überlegungen zu diesem Thema angestellt, das übrigens eine immer grössere Zahl von Bürgern der Provinz Bozen berührt, und es ergaben sich dabei folgende neue Gesichtspunkte: die Beziehungen zwischen Sprachgruppen, Sprachen und Individuen in einem multikulturellen Europa; die neue Regelung über die Freizügigkeit der Arbeitnehmer im Rahmen der Europäischen Union; die neue Gesetzgebung zum Datenschutz; die wachsende Einwanderung; der veränderte Südtiroler Arbeitsmarkt im öffentlichen und privaten Bereich. Die Volkszählung 2001 steht vor der Tür, und man wird darüber entscheiden müssen, ob nicht eine anonyme Volkszählung sinnvoller wäre, in



grundsätzlich nichts mit einer Einschränkung des Minderheitenschutzes zu tun. Sollte etwa der Nachweis der Zweisprachigkeit ausschliesslich durch die Ablegung der Prüfung vor der in Bozen eingerichteten Kommission erfolgen oder nicht auch durch andere Zeugnisse dokumentiert werden können? Wie sinnvoll war und ist etwa das Beharren, dass weiterhin ausschliesslich die bei der Volkszählung abgegebene bzw. abzugebende SGZE den einzig gültigen Rechtstitel zur

der jeder frei zu seiner ethnischen und sprachlichen Identität stehen kann“.

Es ist unmöglich, hier auch nur ansatzweise auf alle diese „neuen Gesichtspunkte“ und deren juristisch, kulturell, politisch und völkerrechtlich ausgesprochen komplexen Aspekte einzugehen. Summarisch kann lediglich gesagt werden, dass der fortschreitende Prozess der europäischen Einigung der letzten Jahre für Südtirol positive Auswirkungen im Sinne einer offeneren, toleranteren und liberaleren Gesellschaft und eines Abbaus volkstumpfpolitisch verhärteter Fronten der Vergangenheit mit sich gebracht hat. Im Besonderen bedeutete dies, dass verschiedene Normen des geltenden Minderheitenschutzes in Südtirol, (so z.B. die Festlegung der Ansässigkeitsklausel über einen gewissen Zeitraum für die Ausübung politischer Rechte oder der Zuerkennung des Vorrangs bei der Besetzung öffentlicher Stellen) dem neuen EU-Recht entsprechend angepasst werden mussten und müssen. Da dies nicht bloss Bereiche wie die Kriterien für die Wirtschaftsförderung, sondern auf der Basis der EU-Normen über die Mobilität der Arbeitskräfte auch die bisherige Anwendungspraxis des „ethnischen Proporz“ in allen (nicht-hoheitlichen) Sektoren des öffentlichen Dienstes betrifft, führte dies dazu, dass gewisse volkstumpfpolitische „hardliner“ der SVP nunmehr vorschnell Brüssel und Europa als den neuen Feind der Südtiroler Autonomie an die Wand malten.

Aber der Versuch des sturen Bestehens auf der bisherigen Praxis war in bestimmten Bereichen tatsächlich längst unhaltbar geworden, und eine notwendig gewordene Anpassung und Veränderung hatte

Beanspruchung von der „Sprachgruppen-Quotenregelung“ unterworfenen Leistungen (Arbeitsplatz, geförderter Wohnbau, Sozialfürsorge etc.) und zur Verwirklichung des „ethnischen Proporz“ darstellt, wenn neben der Privatwirtschaft inzwischen auch wichtige Sektoren des öffentlichen Dienstes wie z. B. die Sanität nur mehr dank des immer stärkeren Einsatzes ausländischer Arbeitskräfte funktionieren? Rechnet man diese in den nächsten Jahren wahrscheinlich weiter steigende Zahl von „Zuwanderern“ mit jenen Tausenden von Jugendlichen zusammen, die im Verlauf der 10 Jahre zwischen zwei Volkszählungen das Alter von 14 Jahren erreichen bzw. volljährig werden, so könnte sich möglicherweise herausstellen, dass die Anzahl der „Ad-hoc-Erklärungen“ bei Bedarf vor dem Gemeindegemeindefunktionär kaum geringer ist als die SGZE der Volkszählung, die an und für sich als die einzig „echte“ angesehen wird. Solche pragmatische „Ad-hoc-Erklärungen“, etwa beim Eintritt in den öffentlichen Dienst, waren aber für die Verwirklichung des „ethnischen Proporz“ bei Gemeinde- und Landesstellen seit (den entsprechenden Regional- und Landesgesetzen) 1959 wie bei den Staatsstellen im Zeitraum von 1976 bis 1981 (den Jahren zwischen dem Erlass des DPR 752/1976 und der „neuen“ Volkszählung von 1981) nicht die Ausnahme, sondern vielmehr die Regel gewesen. Und keinem Menschen wäre es damals eingefallen, zu behaupten, der „ethnische Proporz“ sei nicht angewendet worden. Erst seit der VZ von 1981 wurden diese „Ad-hoc-Erklärungen“ mit dem politischen Bannfluch des „Opportunismus“ belegt. Der Statistiker R. Münz halte bei der Volkszählungs-

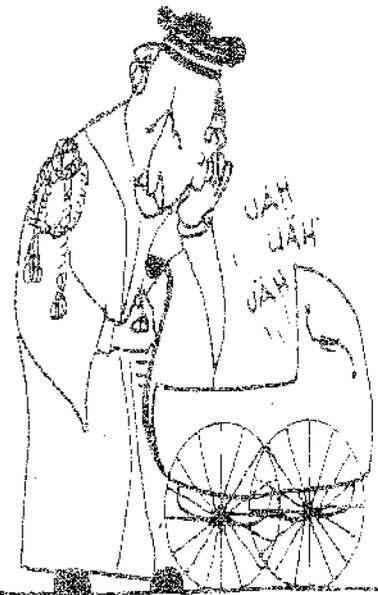
diskussion vom Dezember 1990 zu diesem Problem unmissverständlich festgestellt: „Opportunitätsabwägungen werden sich nie ganz ausschließen lassen; worum es aber geht, ist, sie bei der Volkszählung auszuschließen. Sonst haben wir das Problem, dass die Opportunitätsabwägungen in die Erklärung bei der Volkszählung hineinarbeiten, und dann der ganze Proporzschlüssel von den Opportunitätsabwägungen bestimmter Leute beeinflusst wird. Ich bevorzuge lieber bestimmte Grenzwerte von Opportunismus bei der Ad-hoc-Erklärung, als das ganze Ergebnis damit zu beeinflussen“.

Vom Triumph des „Volkstumsscheins“ über die wahre Identität vieler Menschen, von der eindeutigen Einordnung aller Bewohner in „Papier-Deutsche“, „Papier-Italiener“ und „Papier-Ladiner“ ohne Grauzonen und Zwischentöne anstatt einer möglichst wirklichkeitsgetreuen Abbildung der Vielfältigkeit einer sich ständig verändernden Gesellschaft hatte auch Alexander Langer bei den Volkszählungen von 1981 und 1991 gesprochen. Der Ausschluss Langers als Kandidat bei den Gemeinderatswahlen in Bozen 1995, wenige Wochen vor seinem Freitod, war wohl der spektakulärste, aber bis heute nicht letzte exemplarische Fall dieser Logik.

Und trotz gewisser positiver Veränderungen bei anderen autonomiepolitischen Normen „ethnischer Natur“, scheint sich für die kommende Volkszählung im Oktober 2001 nichts ähnliches anzubahnen.

Denn in der offiziellen Südtiroler Autonomiepolitik haben sich seit langem „eingebildeter Schein“ und „wahres Sein“, normativ-institutioneller Anspruch und gesellschaftliche Realität, und speziell beim „ethnischen Proporz“ die Anwendung des „Regelfalls“ und der „Ausnahmebestimmung“ (welche jedesmal durch

Beschluss der Landesregierung bzw. des „Einvernehmens-Komitees“ erfolgen muss!) vielfach in ihr Gegenteil verkehrt. Diese (noch immer erfolgreich verkaufte?) Fiktion könnte ganz allgemein wohl kaum besser veranschaulicht werden, als durch den Bericht der Tageszeitung „Dolomiten“ vom 21.2.2001 über die Andreas-Hofer-Feier in Mantua: Auf dem abgebildeten Foto halten Schützen Grossbuchstaben mit dem Wort „HLJMAT“ in den Händen, und ausgerechnet ein Vertreter des SVP-Wirtschaftsilügels (!) sagte bei der Beschwörung der Geister der Vergangenheit unter anderem in seiner Festansprache: „Abgesehen davon, dass wir gut daran tun, niemals zu glauben, das, was wir heute haben, wird uns niemals jemand wegnehmen können, lauert der Feind von heute anderswo. Der Feind von heute kommt auf geistigen Schleichwegen. Der Feind heisst Materialismus, Egoismus und Rücksichtslosigkeit. Der Feind von heute ist der Verfall der Werte“.



Deutsch, Italienisch oder Ladinisch?

Bibliographie:

- Brix Emil, Die Umgangssprachen in Österreich zwischen Agitation und Assimilation: Die Sprachenstatistik in den cisleithanischen Volkszählungen 1880-1910 (Wien Graz-Köln 1982)
- Muttmeller Norbert, Die Bevölkerung des Bozner Unterlandes in Statistik und Volkszählung; in: Das Südtiroler Unterland, Hrsg. vom Südtiroler Kulturinstitut Bozen (Bozen 1980), S. 299-334
- 1981: Nove opzioni? Wieder eine Option?, Hrsg. vom Initiativkomitee gegen die Option 1981 (Bozen 1980)
- Südtirol in Zahlen 1995, Hrsg. Autonome Provinz Bozen, Landesinstitut für Statistik ASTAT (Bozen 1995)
- Südtirols Autonomie – Beschreibung der autonomen Gesetzgebungs- und Verwaltungszuständigkeiten des Landes Südtirol, Texte von: Dr. Lukas Bonell und Dr. Ivo Winkler (Bozen August 1990)
- Volkszählung, aber wie? Quale censimento? Hrsg. von Gruppo Scuola Popolare di Merano. Supplemento al nr. 3 di MAGARI (Meran, November 1990) (diese Publikation enthält die Referate von W. Stufferler, A. Pasquali, K. Zeller, R. Münz und P. Capozza anlässlich der Diskussion vom 2.12.1990)
- Zeller Karl, Volkszählung und Sprachgruppenzugehörigkeit in Südtirol. Völker-, verfassungs- und europarechtliche Aspekte. Gutachten erstellt im Auftrag der Südtiroler Volkspartei (Bozen, Athesia 1991)
- Galera Giulia, Il censimento etnico in Alto Adige-Südtirol. Diritti individuali e tutela del gruppo linguistico (Tesi di laurea in diritto pubblico dell'università degli studi di Trieste – sede di Gorizia, anno accademico 1996-97)
- Il nostro censimento in Europa – Unsere Volkszählung in Europa. Atti del convegno organizzato dall'Associazione famiglie mistilingui, FF e Il Mattino, Bolzano, Kolpinghaus 25.1.1997

Nazione, etnia, cultura, identità - le parole non sono innocenti

Lidia Menapace

Quando mi è stato presentato l'argomento generale di questo simposio, ho scelto di parlare delle parole. Perché delle parole? Perché rientrano un po' nella mia esperienza professionale: mi sono occupata, quando insegnavo prima al liceo di Bolzano e poi all'università di Milano, prevalentemente di questioni linguistiche, di etimologia. Inoltre, e questa è una seconda coerenza personale, il movimento femminista mondiale considera il linguaggio dotato di un potere simbolico fortissimo. Quindi le parole non sono innocenti, ma hanno un significato, un peso molto forte.

Conoscete, senz'altro, la continua richiesta del movimento femminista, che il linguaggio venga sessuato, che si dica donne e uomini, ragazze e ragazzi, studentesse e studenti. Non è soltanto una piccola idea fastidiosa: infatti ciò che non viene nominato con il proprio nome viene offeso o oppresso, a seconda dei casi. L'ammirabile invenzione del maschile non marcato che vale come neutro universale è l'esempio più famoso e più citato del potere del linguaggio. Si dice uomo, intendendo

anche donna, e perciò il termine donna viene cancellato. Questa sottomissione, questo "essere nell'ombra" non è solo un fatto linguistico, ha anche un gran rilievo sociale. Quindi non si possono usare le parole a caso. Le parole sono pietre, diceva uno scrittore italiano del secolo appena finito. Possono essere usate come pietre tra le persone.

Perché le parole oggi? Perché, come si è già concordato nella breve introduzione che ha preceduto la mia relazione, le parole oggi significano qualche cosa di particolare. Stiamo vivendo un fatto storicamente rilevante, di cui forse non abbiamo nemmeno piena consapevolezza. Il progresso in questione è lento, ma veloce rispetto ad altri processi storici di questa portata, avvenuti in secoli precedenti: stiamo assistendo all'unificazione politica dell'Europa, che è appena cominciata, che è incerta, indubbia, escludente allo stesso momento. Rischia di ripetere errori del passato invece di cominciare una nuova storia, ma

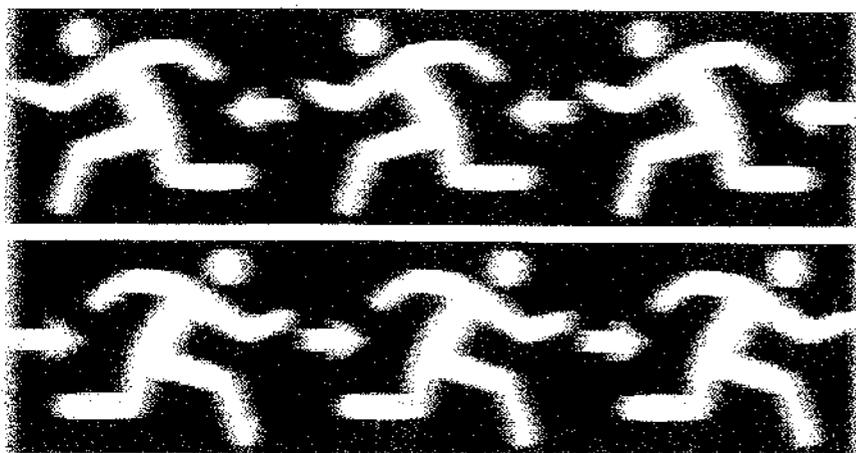


è comunque un evento di portata straordinaria, paragonabile alla fine dell'impero romano, alla costruzione del sacro romano impero germanico ecc. Questi eventi che hanno modificato le relazioni tra le persone e i territori in modo consistente, in altri secoli avevano un passo così lento che passava l'intera vita di una persona, forse anche più di una generazione.

Nel frattempo però ha avuto luogo un fenomeno che gli storici chiamano l'accelerazione della storia, determinata soprattutto dall'accelerazione dei mezzi di trasporto e recentemente dall'accelerazione della comunicazione - che avviene ormai in tempo reale su tutto il pianeta. Bisogna attrezzarsi, bisogna prepararsi, perchè questa accelerazione della storia comporta la necessità di un particolare dinamismo, è stato adoperato il termine "flessibilità", che di per se sarebbe una cosa buona, ma ormai è quasi diventata una parolaccia, perchè, purtroppo, ormai per flessibilità si intende che le lavoratrici e i lavoratori devono essere flessibili come molle. La flessibilità è diventata una caratteristica del mercato neoliberista, non può più essere usata nel suo senso positivo - a questo proposito vedete che le parole non sono innocenti - e bisogna trovarne un'altra. Allora, al posto di flessibilità, io dico

andata male anche a lui, pur essendo stato abbastanza preparato. Tutto questo significa che l'Europa è un continente che deve fare una riflessione molto critica sulla propria storia, se vogliamo che l'unificazione politica del continente non significhi proseguire con l'atteggiamento di superiorità, di aggressività, di depredazione del resto del mondo. Dobbiamo fare una riflessione sulla ragione per cui noi europei siamo vissuti così e che cosa possiamo fare per vivere diversamente una volta che avremo unificato dal punto di vista politico il nostro continente.

Quando io ero bambina, nella preistoria, si parlava del "pericolo giallo", solo perchè c'erano alcuni cinesi che vendevano cravatte agli angoli delle strade. "Clavatte, clavatte" e "due lile, due lile", esclamavano, e solo per questo si parlava di pericolo giallo. Eppure l'arrivo di popolazioni di altra cultura, tradizione, territorialità, religione ha una grande tradizione, in tutti i paesi europei, anche in Italia, forse non così forte come in Inghilterra e in Francia dove la tradizione imperiale comportava l'immigrazione di popolazioni dalle colonie. Anche la Germania e l'Austria hanno una forte presenza di popolazioni provenienti dal fuori del continente europeo, grazie anche alla loro capacità economica e occupazionale superiore a quella



"dinamismo", intendendo la capacità di adeguarsi agli eventi.

Dobbiamo essere particolarmente attenti all'uso delle parole, proprio oggi, di fronte a questo enorme mutamento che sarebbe il tentativo di unificare politicamente il nostro vecchio continente, che ha alle spalle una storia terribile, aggressiva e cruenta. Noi europei siamo andati ovunque, e nessuno non è mai riuscito ad unificare l'Europa conquistandola con le armi. L'ultimo che ci ha provato è stato Hitler, ed è

dell'Italia. L'Italia è prevalentemente un terreno di passaggio, per il fatto che ha molte coste, si prolunga verso l'Africa e quindi è un buon punto di accesso. In generale, il fenomeno dell'immigrazione richiede la capacità di confrontarsi con altre lingue, altre religioni, altre abitudini, altri costumi, però la "nuova" immigrazione dei nostri giorni non ha più le caratteristiche che aveva quella del secolo passato, cioè non è più un'immigrazione incolta, subordinata e povera. Gli italiani che emigravano nell'America del Nord o nell'America latina, oppure anche gli

emigrati stagionali che andavano in Belgio, in Germania o in Francia a fare i muratori o i minatori erano poverissimi e incolti. Gli immigranti che oggi vengono dai cosiddetti paesi extracomunitari sono molto poveri, ma raramente incolti. Rappresentano un confronto con delle culture forti - per esempio tutta la cultura islamica è una cultura forte, e quindi c'è un problema di confronto che dev'essere tenuto in considerazione.

Torno al discorso delle parole. Per le ragioni che ho citato, è indispensabile - nell'ambito

dell'unificazione politica in Europa ma anche per quanto riguarda i fenomeni di migrazione - un uso corretto delle parole, quando si parla di questi fenomeni e quando si incontrano le persone che li rappresentano. E questa mi sembra un'occasione straordinaria per il Sudtirolo - adesso non voglio tirare fuori la solita storia che siamo un laboratorio, un esempio per tutto il mondo e tutte le piccole glorie locali - ma in fondo è vero che è un posto speciale con una storia complicata alle spalle che potrebbe benissimo servire da luogo d'osservazione.

Vediamo allora un po' le parole che ho suggerito di considerare questa mattina: nazione, etnia, cultura ed identità - che non sono sempre state dello stesso peso o dello stesso significato. La parola nazione, per esempio, per tanto tempo è stata una parola dormiente, non pericolosa. Non appartiene tanto al latino classico, ma piuttosto al latino medioevale, e nel latino medioevale "natio" significava semplicemente "luogo di nascita". Veniva usato particolarmente per i clerici vaganti, per i "fahrenden Skolasten" che andavano in giro per l'Europa e ovviamente parlavano e studiavano il latino. Quando si fermavano nelle diverse città, le loro abitazioni spesso si trovavano in mezzo a osterie e stalle, e lì vivevano suddivisi per "nationes", cioè per luogo di nascita. Tra di loro, scherzando, parlavano la loro lingua nativa, e c'era una "natio germanica", una "natio hispanica" ecc. Si vede, la parola "natio" all'inizio era una parola tranquilla, dormiente, non pericolosa, e non si trova quasi mai nella letteratura italiana di quell'epoca. Eppure la letteratura, la lingua e la cultura saranno gli elementi unificanti principali della "nazione italiana" - ma non si trova mai la parola "letteratura nazionale", nelle opere del '400 e del '500, quando gli studiosi di lingua italiana miravano a dire che l'italiano è più ricco del latino e del greco. I matematici facevano dei lunghi discorsi del tipo: in greco si dice così, in latino si dice così e in italiano si può dire in tre modi diversi. Ci sono dei tesaurus, c'è una ricchezza linguistica incredibile, ma il fenomeno si ferma lì e riguarda la ristretta cerchia degli umanisti. Naturalmente i contadini, gli artigiani, le donne di casa, neanche le monache - generalmente molto colte - non sapevano niente di tutto questo. Ripeto, il fenomeno riguardava una ristretta cerchia intellettuale e non aveva nessun significato politico. La parola "natio" è

diventata pericolosa, all'improvviso, quando in Europa cambia il modello dello stato, cioè con la rivoluzione francese, quando lo stato non è più patrimoniale e l'autorità non è più considerata un'autorità divina. Si formano stati nazionali che cercano la sovranità del popolo - l'entità che fonda lo stato non è più la dinastia che possiede territorialmente il proprio stato, ma la "nazione." Questa cultura diviene ben presto pericolosa, perchè conserva dei precedenti stati assoluti l'idea di sovranità. Prima ne era responsabile la dinastia governante, poi il popolo, ma non si mette mai in discussione quest'idea di sovranità. C'è un potere che non risponde ad altri, che ha qualcosa di absolutezza, e l'assolutismo degli stati assoluti passa anche allo stato moderno. Infatti la sovranità nazionale è ancora oggi l'ostacolo maggiore rispetto all'unificazione europea, insieme ai confini stabiliti, del tutto arbitrariamente, dall'andamento delle guerre: lo credo invece che le guerre non potranno mai essere fondamentali di diritti, e credo inoltre che nessun trattato che conclude una guerra possa essere giustamente chiamato trattato di pace.

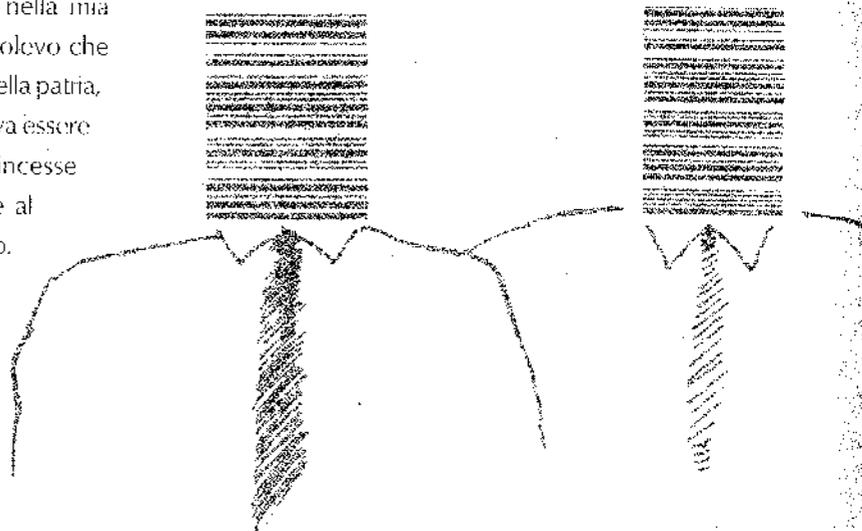
Tornando alla parola "nazione": diventa pericolosa proprio per quest'idea di esclusivismo, per il fatto che non mi definisco più attraverso quello che sono ma attraverso quello che nego e quindi stabilisco delle norme che mi consentono di aggredire altri popoli. C'è una formula che esprime proprio questa nuova idea dello stato nazionale e risale a una poesia di Manzoni, una poesia brutta, ovviamente, perchè non si possono fare poesie belle su cose brutte. In questa poesia Manzoni spiega che cosa vuol dire l'Italia, e dice: una d'arme, di lingua, d'altare, di memoria, di sangue, di cor. C'è proprio il programma di quello che è lo stato nazionale. Una d'arme, il primo elemento di unificazione è l'esercito, del tutto conforme all'idea francese che solo chi porta le armi per lo stato può essere considerato cittadino a pieno titolo. Le donne per esempio sono escluse dalla cittadinanza, perchè il fondamento della cittadinanza è la partecipazione all'esercito. E la poesia continua: una d'arme, una di lingua. Questo secondo elemento è qualcosa di caratteristico per la tradizione italiana. È l'unico elemento di unificazione in una storia come quella della penisola molto intricata, combattuta, politicamente disunita. È un'antica unità culturale e linguistica. Qui la famosa e stupidissima frase: qui siamo

in Italia, si parla italiano. Questo lo si può dire solo in Italia, in Svizzera non si potrebbe dire, siamo in Svizzera, si parla svizzero - oppure dal fatto di parlare francese non si può dedurre di essere in Francia, perchè forse si è anche in Canada o in Tunisia. Solo per l'Italia c'è questa identità tra tradizione linguistica e politica. Torno alla poesia: una d'arme, di lingua, d'altare. La religione è un forte elemento di fondazione dello stato nazionale, e le identità religiose, identità profonde, se vengono inserite in un contesto che riguarda il potere politico, possono davvero diventare parole come pietre. Manzoni continua: una d'arme, di lingua, d'altare, di memorie, questo riguarda l'antica storia comune, di sangue. Di sangue, questo è decisamente un elemento razzista. Unità di sangue, cosa vuol dire? Come sappiamo, non vuol dire proprio niente dal punto di vista scientifico. Dice un poeta senegalese: tutto il sangue umano è uguale, è del tutto rosso - indipendentemente dal colore della pelle. Nella poesia di Manzoni, la parola sangue diventa pericolosa, perchè il sangue non è acqua, come dice il proverbio, è una cosa importante per la quale si può anche lottare. È molto popolare, proverbiale e anche razzista questa idea che siamo tutti dello stesso sangue, noi all'interno di questi confini - di quelli di là non si sa che sangue hanno. E infine, dice Manzoni, una di cor. Questa espressione che sembra così romantica a prima vista, è un altro elemento fortemente negativo, elemento di chiusura, di religio nel senso di superstizione, perchè essere uniti di cor vuol dire avere tutti lo stesso sentimento nel confronto di questa famosa cosa, detta patria o - ancora peggio - madre patria. Questa unità di cor vuol dire che bisogna essere fedeli alla patria, qualunque cosa faccia. Io, per esempio, nella mia gioventù ho fatto parte della resistenza. Volevo che l'Italia perdesse la guerra, ero una traditrice della patria, perchè il mio legame di cor con l'Italia doveva essere tale che io avrei voluto che l'Italia fascista vicesse la guerra insieme alla Germania nazista e al Giappone, una cosa che io proprio non volevo. È difficile sottrarsi alla suggestione di queste parole che ci vengono insegnate a scuola fin da piccoli.

Ecco quando la parola nazione, detta in italiano, francese, inglese, tedesco - ci sono più o meno gli

stessi contenuti - diventa pericolosa. Si vede come una parola originariamente inerte, nè cattiva nè buona, prende un significato così terribile che come prefisso e aggettivo rende cattivo qualsiasi fenomeno, per esempio: il liberalismo è una cosa importante nella storia europea, ma il nazionaliberalismo è una cosa pericolosa; il socialismo è un'idea importante nella storia europea, ma il nazionalsocialismo è una cosa pericolosa ecc. Il prefisso "nazional" riduce la portata di qualsiasi evento a un ristretto ambito territoriale senza che si possa dare una motivazione specifica. Allora, la parola nazione dev'essere cancellata dai vocabolari? No, naturalmente un'operazione del genere non è fattibile, ma è importante ricordare che la parola nazione è diventata, nel tempo e nei contenuti, una parola pericolosa, per cui è meglio cercare di renderla più rara, meno usata, meno frequente - oppure cercare di tornare al suo significato originale: il luogo dove si nasce perchè questo in fondo non è niente di speciale, si può nascere ovunque, si hanno sempre gli stessi diritti fondamentali, non solo perchè si è nati lì.

Passo alla parola etnia. Se si usa l'aggettivo etnico per indicare cibo o vestiti o gioielli di altri paesi, più o meno nel senso di folcloristico, non è pericoloso. Se invece si usa "etnia" in senso politico diventa una cosa pericolosissima. Credo che in Italia questa parola sia usata soprattutto perchè è impossibile dire "razziale", dopo il fascismo, sarebbe troppo vergognoso. Per esempio, io non posso dire, sono ariana, mi vergogno, anche se c'è scritto sulla mia pagella di scuola, se no non avrei potuto frequentarla neanche. La parola "ariana" per me è impronunciabile, ma lo è anche la parola etnia, perchè a me sembra sempre che si dica



etnia solo per non dire razza. Etnia è una parola che appartiene a quell'evocazione emotiva e razionale che ha, nei versi di Manzoni, la parola sangue, e raggiungiamo questo "Blut und Boden", sangue e territorio, termini non discutibili. La fondatezza scientifica del termine "etnia" è praticamente inesistente, è un termine incerto, allusivo, e per questo tanto più pericoloso perchè trascina con se elementi emozionali e irrazionali. Quando qui da noi, in Sudtirolo, è stata fatta la prima riforma dello statuto di autonomia, mi ricordo che fu proposto di scrivere "gruppi etnici" al posto di "gruppi linguistici", ma per fortuna io e numerosi altri eravamo contrari e non è stato fatto. Scrivere gruppi etnici al posto di gruppi linguistici significa introdurre un elemento non discutibile, mentre il gruppo linguistico non è una cosa fissa. La lingua è un elemento culturale importantissimo, ma può anche essere scelto: naturalmente chi immigra in un paese impara la lingua di quel paese per necessità, o chi studia l'inglese vuole farsi capire in tutto il mondo e fa una scelta strumentale. Ma c'è anche chi, come Kafka, sceglie di scrivere in tedesco essendo ceco, e vuol dire che non è un fatto strumentale o di necessità, ma un fatto di espressione per lui importante. Konrad invece è polacco e scrive in inglese - queste sono due dimostrazioni, ma se ne potrebbero dare molte, che la lingua è uno strumento importantissimo, ma non biologistico, deterministico. Appartiene alle scelte possibili, imparare un'altra lingua, addirittura sceglierla per esprimersi letterariamente, in una lingua che non è la lingua materna.

Bene, torno alla parola "etnia" che io proprio bandirei, anche per le collane etniche e i cibi etnici

preferirei che si dicesse folcloristici, esotici o qualcosa del genere. La bandirei completamente dai testi giuridici, dai censimenti ecc., perchè ha questa origine misteriosa, profonda, non discutibile, non modificabile. È una parola che facilita e supporta tutte le possibili negazioni dell'altro ed esprime una profonda paura per la propria fragile identità. Per dire chi sono io, ho bisogno di dire che appartengo a quell'etnia. Vuol dire che non sono tanto certo di chi sono, e ho bisogno di dire che appartengo a quell'etnia, come se avessi un ego fragile e lo ingrandisco mettendolo sotto un'etichetta che non si può discutere, che è misteriosa e un po' dogmatica.

Il termine "cultura" sarebbe invece un termine che ci riporta di nuovo alla storia, perchè le culture vivono nella storia, muoiono, si sviluppano, si mescolano. In particolare la storia europea è una storia di commistione infinita, una specie di pentolone ribollente di culture che si incontrano, di lingue, di ceppi diversi. Tra le lingue europee lo scambio linguistico è frequente, e diventano ridicoli quelli che vogliono che "la lingua non sia inquinata", come per esempio Martin Hopkins che voleva che per "Fenster" si dicesse "Mauerloch", perchè "Fenster" è di origine latina. Hopkins è proprio passato in proverbio per essere un personaggio ridicolo, anche perchè apparentemente non sapeva che "Fenster" in fondo è di origine greca, e sbagliava addirittura, come capita spesso a quelli che vogliono essere troppo rigorosi e per questo diventano ignoranti.

A differenza del termine "etnia" il termine "cultura" ci consente di capire chi siamo, all'interno dei grandi flussi, degli strumenti di comunicazione reciproca che sono le culture. La cultura, i comportamenti, la lingua, gli atteggiamenti, i pregiudizi, le caratteristiche, sono tutte cose assolutamente modificabili. La cultura è un fenomeno dinamico, non è fisso come l'etnia. Per questo a me piace molto quando si dice "società multiculturale", e non lo sopporto quando si dice "società multirazziale", perchè multiculturale vuol dire flessibile, che può ospitare varie culture, che mi offre tanti approcci per leggere la realtà. Io odio qualsiasi approccio monoteista alla lettura della realtà, perchè allora già, essendo una donna, non esisto. Vorrei che almeno ci sia il due, so che se dall'uno passo al due posso passare anche al molteplice, se sono due possono essere anche tre o venticinque le culture ospitate.

Il testo è illeggibile a causa di un errore di scansione.

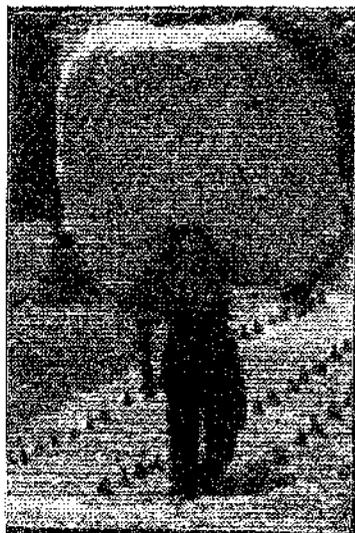
Il testo è illeggibile a causa di un errore di scansione.



Volinaz

Come sapete, la lingua ufficiale degli Stati Uniti è l'inglese, ci è stato un voto al parlamento relativo a questa decisione, e per un pelo vinse l'inglese rispetto al tedesco, e lo spagnolo non fu neanche messo in votazione. Queste cose vengono fuori solo adesso, e lo dobbiamo a Kevin Costner che gli americani nativi possono studiare la loro lingua, anche se bisogna dire che non si può risvegliare una lingua ferma da 500 anni, che non ha avuto nessuna evoluzione. È un'operazione giusta, legittima, ma anche pericolosa e difficile. Lo stesso vale per lo spagnolo in America latina che copre antiche culture e tradizioni, ormai morte e sepolte, che non si possono più far rinascere.

Comunque, la parola "cultura" ha queste caratteristiche, e secondo me bisogna insistere molto che noi, qui nel piccolo Sudtirolo, siamo in un territorio dove possono incontrarsi due grandi culture europee.



Bisogna solo far attenzione, perché le culture hanno anche le loro subculture, delle forme più ristrette, più fragili, che tentano di diventare etnie. Quando si dice, qui in Sudtirolo la cultura di Dante incontra la cultura di Goethe, si dice una cosa vera, ma un po' retorica. Gran parte degli italiani di Bolzano sono venuti qui senza avere la Divina Commedia nel bagaglio, e gran parte dei

sudtirolesi nelle valli conoscono meglio il teatro popolare che non Goethe. Qui da noi c'è piuttosto un incontro di subculture, e teniamo in mente che le subculture includono sempre qualche rischio, perché tentano ad essere identitarie. E se citiamo l'esempio della Padania, possono pure essere inventate, per motivi politici. La Padania non esiste, non esiste una cultura della Padania. Tra un piemontese e un veneto c'è quasi la stessa distanza che tra un veneto e un napoletano, dal punto di vista culturale, cioè per quanto riguarda i comportamenti, gli atteggiamenti, i valori sociali diffusi ecc. Vorrei dire, le culture sono un elemento molto importante, ma le subculture inclinano di nuovo verso il nazionalismo e l'etnia. Nella cultura politica italiana c'è il leghismo, e Bossi si è inventato la Padania. Sulle strade del Trentino, ho visto scritto

"Padania libera", e non so, il Po non ci passa neanche – è proprio privo di senso. Qualcosa di simile succede anche nell'ambito della cultura tedesca, e non alludo solo a Haider, anche nel Sudtirolo esiste questa "Lederhosenkultur", non vorrei offendere nessuno, ma è un po' la stessa cosa. Come vedete anche le parole più nobili, come "cultura" hanno i loro rischi intrinsecchi, e quando una cultura diventa subcultura non si confronta più, non si misura più, dice: ma noi siamo così, e diventa pericolosa.

Cosa si può fare? Intanto bisogna sapere che il rilancio delle subculture, dei localismi, è l'altra faccia della globalizzazione. Non è vero che esaltare le piccole patrie è un modo per difendersi dalla globalizzazione. Questa è proprio un'idea sciocca: la globalizzazione include invece l'esaltazione delle piccole patrie, perché non fanno male a quelli che dirigono le grandi scelte economiche. Questa idea delle piccole patrie, dei localismi, della difesa di un'identità greca e minuta serve alla globalizzazione, perché chi si occupa di questo non si rende conto che c'è il prezzo del petrolio che continua a crescere, che gli europei dovrebbero fare una politica di uso corretto, razionale, magari anche di uso ristretto, di una risorsa energetica che l'Europa stessa praticamente non possiede. Non si rende conto se e perché gli emiri abbassano o aumentano la produzione, e non si rende conto del significato politico del petrolio. L'unica protesta che farà al governo sarà che quello abbassi il prezzo, e che gli emiri tirino su 800.000 barili, 900.000 barili, un milione di barili al giorno, anche se in questo modo il petrolio durerà solo per alcuni decenni. Ma è tipico delle subculture di non avere una prospettiva ampia, e allora, cosa importa di quello che succederà fra alcuni decenni. Si farà la guerra per l'acqua, si farà la guerra per il petrolio... se tu ti occupi della tua piccola patria, della tua subcultura, fai gioco a chi fa le grandi scelte. Ripeto, le subculture vengono rilanciate perché così la gente si incastra nelle cose piccole e intanto passano, sopra le loro teste, delle scelte terribili.

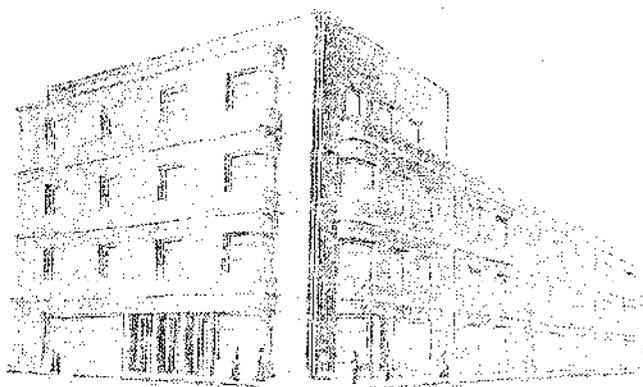
Volevo dire anche qualcosa sulla parola identità. L'identità è una parola che impoverisco, è necessaria, ma non sufficiente. La mia carta d'identità indica alcuni dei miei dati e mi presenta con una foto terribile, e basta. Non dice assolutamente niente su di me stessa, la carta d'identità potrebbe essere abolita tranquillamente, e ci sono anche dei paesi dove non

c'è. La mia identità anagrafica e burocratica ha solo scopo strumentale, così se qualcuno mi cerca mi può trovare. Gli strumenti di identità hanno questa ambiguità, possono servire come primo approccio conoscitivo, ma se vengono forniti all'autorità possono servire anche come strumento coercitivo. L'identità riduce le persone a dati in modo da poterli controllare più facilmente. Ho qualche diffidenza nei confronti della parola identità, perché anche la parola identità tende a non essere modificabile. Se si usano queste parole in un momento storico come questo, nel quale grandi mutamenti sono in corso, con una velocità preoccupante, bisogna usarli con grande accuratezza. È indispensabile usare parole che

spagnolo e tedesco, per esempio. Penso che sarebbe bene resistere un po' alla tentazione dell'inglese come unica lingua, perché fa dell'Europa un continente povero per quanto riguarda la propria storia.

Inoltre, si può prendere l'abitudine di citare prima di tutto i pregiudizi della propria parte e non quelli dell'altra parte. Ho scoperto che questo atteggiamento proprio disarma nel senso buono della parola. Se io dico subito le cose che mi dispiacciono nella mia tradizione culturale, induco un atteggiamento simile nella mia interlocutrice o nel mio interlocutore, e alla fine abbiamo fatto, tutti e due, un'analisi critica degli elementi dell'una e dell'altra cultura e abbiamo dimostrato che le culture sono modificabili.

Concludo rimarcando il concetto del grande significato che hanno le parole, del forte potere simbolico che ha il linguaggio. È per questo che il momento storico in cui stiamo vivendo, in continuo progresso e movimento, mi suggerisce ancora di consigliare a tutti di utilizzare parole dinamiche e di evitare quelle che hanno la tendenza a non essere modificabili, che dunque portano ad una sorta di simbolico fondamentalismo.



abbiano una radice storica e un dinamismo che consente loro di modificarsi. Consiglio di rifiutare le parole che hanno un'origine scientificamente incerta, che non consentono di essere discusse, che portano al fondamentalismo.

Cosa si può fare, allora, a proposito delle parole pericolose? Forse alcune cose quotidiane si possono fare. Con un concetto di identità meno rigido si può immaginare di cancellare l'idea di confine - non solo territoriale, si può tendere verso un bilinguismo attivo e passivo. Penso che il bilinguismo passivo è molto importante per l'Europa, perché se non dovremo sempre usare solo l'inglese per capirci. Se invece ognuna e ognuno parla nella propria madrelingua e capisce passivamente quella dell'altro, non ci sono problemi. A me non piace questa concentrazione su quell'unica lingua che sarebbe l'inglese. Propongo, anche per le indicazioni ufficiali all'interno dell'UE, di utilizzare sempre una lingua latina e una anglo-germanica, andrebbero bene anche

-Gespräch

Hakan Gürses

Lehrbeauftragter für Philosophie an der Universität Innsbruck, Wien und Graz



über Identitäten und Minderheiten

Skolast: Gleich zu Beginn eine etwas provokative Frage: Was ist deine Identität?

Hakan: Es kommt darauf an, wer mich danach fragt. Identität ist doch letztendlich eine Frage des Selbstverständnisses, und dieses Selbstverständnis kann sich nach Situation und Menschen ändern. Wenn man mich in einem ethnischen Zusammenhang fragt, welcher Landsmann ich bin, dann antworte ich, ich bin Österreicher. Das ist sozusagen auch die juristische Ebene. Gleichzeitig kann ich auch Intellektueller oder Philosoph sein.

Skolast: Was ist also Identität?

Hakan (lacht): Identität ist ein Begriff, der verschiedentlich verwendet wird. In unserem Zusammenhang meine ich damit eine Identifikation mit einem grösseren kollektiv verfassten Subjekt. Hierbei handelt es sich nicht um eine äussere Identifikation, die man ständig wechseln kann, sondern um etwas, mit dem man sich logisch und schlüssig identifizieren kann. Bourdieu beschreibt das als "Habitus", etwas, was verinnerlicht wird und auf verschiedenen Ebenen, durchaus auch emotional, tätig ist.

Skolast: Wie entsteht so eine Identität?

Hakan: Das sind im Grunde genommen zwei Fragen. Einmal die Frage, wie die Identität einer Gruppe entsteht, welche sozialen und historischen Gründe es dafür gibt. Und dann die Frage, wie ich mich als Individuum damit identifizieren kann. Ich muss im-

mer davon ausgehen, dass diese Identitäten schon vor mir vorhanden sind.

Skolast: Wie funktioniert diese Übereinstimmung zwischen Individuum und Identität?

Hakan: Die Gesellschaft, in der wir leben, ist die legitimierte Diktatur der Mehrheit. Dabei werden auf politischer und kultureller Ebene Mehrheiten gebildet, die natürlich auch die Entstehung von Minderheiten zur Folge haben. Wenn z. B. ich in einer Philosophievorlesung die Anwesenden mit "liebe PhilosophInnen" anspreche, entstehen somit eine Mehrheit und eine Minderheit, denn es könnte ja sein, dass StudentInnen dabei sind, die nicht PhilosophInnen sind. Somit rufe ich auf der einen Seite eine Mehrheit an, die PhilosophInnen sind, und schliesse eine kleinere Gruppe von Menschen aus, die sich dieser Mehrheit nicht angehörig fühlen. Somit habe ich zwei Gruppen geschaffen.

Skolast: Wie vollzieht sich eine Anrufung zwischen einem Individuum und einer Gruppe?

Hakan: Wenn ich von Identitäten in diesem Sinne spreche, dann meine ich immer auch ein kollektiv-soziales Selbstverständnis, das einen politischen Anregungsbereich in sich trägt. Voraussetzung dafür ist, dass es politisch kodifizierbar ist und instrumentalisiert werden kann. Mich interessiert dabei, dass ein Merkmal wie z. B. die Hautfarbe kodifiziert und politisch ausgeschlachtet werden kann.

Skolast: Gibt es nicht Gruppen, Lobbies oder einzelne Menschen, die ein Interesse daran haben, Identitäten aufrecht zu erhalten?

Hakan: Wir leben in einer Gesellschaft, in der alle Menschen versucht sind, sich einer Norm anzupassen, teilweise wird die Norm auch oktroyiert. Michel Foucault versucht gerade, diese Normierungsprozesse zu analysieren. Für manche Menschen gibt es jedenfalls "quasi-objektive" Merkmale wie z.B. die „Geschlechtlichkeit“, und auf der anderen Seite Merkmale, die von aussen nicht sofort erkennbar sind. Im Krieg in Ex Jugoslawien muss es ziemlich schwierig gewesen sein, die Bosnier von den Serben zu unterscheiden. In diesem Fall wurde religiöse Zugehörigkeit als Ehre kodifiziert.

Skolast: Ist die Bildung von Identitäten eine soziale bzw. menschliche Notwendigkeit?

Hakan: Es besteht eine Theorie, die besagt, dass wir Identitäten brauchen. Darüber hinaus tragen Identitäten die Eigenschaft in sich, dass sie Menschen einschliessen und ausschliessen. Wir sind alle versucht, ein "Wir" zu bilden, damit wir uns selbst verorten oder wahrnehmen können. Und damit unterscheiden "Wir" uns von den "Anderen". Ich würde sogar sagen, dass viele Menschen andere ausschliessen, um eine eigene Identität finden zu können. Wir leben heute in einer Gesellschaft, in der es, aus welchen Gründen auch immer, als Notwendigkeit erscheint, sich in einer Identität zu verorten oder sich einem Kollektiv zugehörig zu fühlen. Wenn ich mich also für A entscheide, muss ich B ausschliessen. Diese Dialektik ist sehr wichtig im identifikatorischen Prozess.

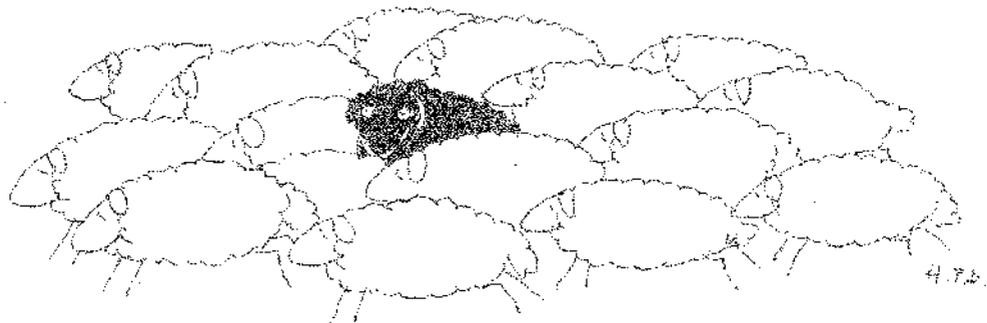
Skolast: Bist du der Meinung, dass solche Identifikationssysteme eigenständig funktionieren, oder stehen politische Macht und Interessensgruppen dahinter?

Hakan: Die Identität selbst drückt sich in Interessensgruppen aus. Man muss nicht etwas dahinter suchen. Die Zielsetzung einer Interessensgruppe, sei es nun eine politische, soziale, wirtschaftliche oder minderheitenspezifische, bildet die Identität einer Gruppe oder eines Kollektivs. Aber ich verstehe, worauf ihr anspielt. Es kann durchaus sein, dass eine Gruppe zu politischen Zwecken instrumentalisiert werden kann. Auf der anderen Seite kann keine fremde oder aussenstehende Gruppe eine Identität schaffen, wenn nicht gewisse Voraussetzungen gegeben sind. Es muss bereits eine Spaltung stattgefunden haben, die dann von einer anderen Gesellschaftsgruppe unterstützt oder instrumentalisiert werden kann. Aber das ist nicht mein Thema. Mich interessiert vielmehr, wie eine Gruppe entsteht, wie ihre Matrix, ihre Grundstruktur beschaffen ist.

Skolast: Funktionieren Identitäten von alleine?

Hakan: Das ist ein wichtiges Thema für mich. Ich würde sagen, Identitäten leben durch Subjekte, Sub-

VOLKSGÄHLUNG IN SÜDTIROL 2001 II



ALLE WERDEN GEBÄHT

jekte entstehen aber durch Identitäten. Das ist also tatsächlich eine reziproke, dialektische Beziehung, auf jeden Fall eine Interferenz zwischen zwei Seiten. Diese zwei Seiten müssen immer berücksichtigt werden, wenn wir von Identitäten sprechen. Es gibt keine totale Determination eines Menschen. Ein Mensch ist kein leeres Blatt, das von einem Kollektiv beschrieben wird. Es ist aber auch nicht so, dass ich von heute auf morgen sagen kann: "Hey Leute, ich habe beschlossen, heute bin ich eine Frau, homosexuell und Tennisspielerin, und morgen werde ich etwas anderes sein." Das ist ein Konzept, das wir oft im Internet und in postmodernen Diskussionszusammenhängen sehen. Ich glaube nicht, dass das so einfach möglich ist. Wie man sich fühlt, ist eine Sache, wie man angenommen wird, eine andere. Was ich sagen will, ist, dass es so etwas wie eine "fremdzuschreibende" und so etwas wie eine "selbstzuschreibende" Komponen-

ders spannend wird dieser Gegensatz im Zusammenhang mit Minderheiten und Minderheitenpolitik.

Hakan: Das Interessante an den Identitäten ist nicht die Frage: Was ist eine Identität bzw. was macht die Südtiroler Identität aus? Das kann in einem anderen Kontext vielleicht wichtig sein. Wichtig ist für mich die Frage, wie Identitäten funktionieren. Wie ist ihre Funktionsweise? Nehmen wir Minderheitenidentitäten her. Auch sie versuchen, sich zu tradieren und sich als Kontinuum zu geben. Man kann den einzelnen Individuen aber entgegnen, dass sie nicht nur z. B. deutsch sind, sondern auch Frauen sind, oder Basketballspieler sind, oder italienische Freunde besitzen usw. usf. Nehmen wir an, es gibt von heute auf morgen eine Bestimmung, die sich gegen die deutschsprachige Bevölkerung richtet. Dann wird sich dieses Individuum sofort in den Reihen der Deutschsprachigen wiederfinden. D.h.: Je stärker eine Identität ist, die dich anruft, desto schwieriger wird es, dieser Identität Widerstand zu leisten.

Skolast: Nehme ich einer Gesellschaft, sei es nun der Mehrheit, der Minderheit wie auch dem einzelnen Individuum nicht sehr viel Gestaltungsspielraum, wenn ich sie mit einer kollektiven Identität festnagelle?

Hakan: Genau das tust du, das ist auch dein Zweck, wenn du Menschen anrufst. Wenn ein deutscher Südtiroler Politiker aufsteht und sagt: "Ihr seid Deutsche!", dann will er natürlich den Handlungsspielraum auf das Deutschsein beschränken und versucht auch vorzugeben und vorzuschreiben, wie ein Deutscher zu loben hat. Ich behaupte sogar, dass die Mehrheit in den meisten Fällen gar keine Identität braucht oder die Identität nicht zu artikulieren braucht. Weil sie die Norm ist und dies in vielen Fällen der Mehrheitsidentität entspricht. Die Minderheiten sind angehalten, Fragen zu stellen, Identitäten zu artikulieren und um diese Identität herum einen Kampf zu beginnen.

Skolast: Denkst du als Chefredakteur einer Minderheitenzeitung nicht, dass es problematisch ist, aus Minderheiten eine Identität zu bilden? Erhöht das nicht die Spannung zwischen Identitäten?

Die Zeitschrift für und von Minderheiten

stimme@chello.at

Ein E-Mail macht Sie zur Abonnentin der Stimme
Ein E-Mail macht Sie zum Abonnenten der Stimme

te der Identität gibt, welche beide vorhanden sein und jeweils in Beziehung zueinander stehen müssen. Nehmen wir z. B. die zweite Generation der Zuwanderer hier in Wien, etwa türkische Jugendliche. Für sie bedeutet Türke zu sein etwas anderes als für die Menschen, die in der Türkei leben. Die Konnotationen sind völlig andere. Aber in der Fremdwahrnehmung sind sie alle Türken. Wenn ich mit diesen Jugendlichen spreche, merke ich, wie wenig sie "inhaltlich" über ihre Identität Bescheid wissen. Sie haben ihre Identität hier entworfen. Jedoch haben sie diese nicht selbst erfunden, sondern haben eine bestehende Fremdzuschreibung mit einer bestehenden Selbstzuschreibung aus der Türkei vermischt und daraus ein Ding gemacht. Und dieses Ding wird sich in zehn Jahren auch wieder ändern.

Skolast: Identitäten werden in der Öffentlichkeit meist als etwas Konstantes dargestellt. Dies widerspricht aber der wissenschaftlichen Realität. Beson-

Hakan: Diese Frage stelle ich mir fast jeden Tag. Ebenso wird diese Frage in der "Initiative Minderheiten" oft gestellt. Wir versuchen, zwischen den Minderheiten eine Allianz herzustellen. Wir wissen, dass sich eine Identität immer als Inhalt zeigt. Einem burgenländischen Kroaten geht es nicht darum, dass er einer Minderheit angehört, sondern dass er einen Inhalt, etwas Tradiziertes schützen möchte. Zudem ist es eine protestierende Haltung gegenüber einer Hegemonie. Für einen Schwulen muss es schwierig sein, im Fernsehen ständig Liebesgeschichten zu sehen, in denen ein Mann und eine Frau vorkommen und höchstens mal am Welt-AIDS-Tag zwei schwule Männer diese Rolle übernehmen dürfen. D.h. in dieser Haltung der Minderheiten kommt ein Inhalt vor, der natürlich auch beschränken kann. Wir denken, wenn Minderheiten wie die kärntner Slowenen, die burgenländischen Kroaten oder auch Schwule und Lesben, die alle nach einem ähnlichen Schema zu Minderheiten wurden, sich zusammenschließen und in Aktion treten würden, wäre es möglich, gegen diese Hegemonie zu kämpfen.

...die Mehrheit braucht in den meisten Fällen gar keine Identität.

Skolast: Auch effektiv politisch?

Hakan: Auch effektiv politisch. Denn die Minderheitsidentitäten beiseite zu lassen, bedeutet, sich der Hegemonie zu unterwerfen. Wenn sich ein solcher Kampf zuspitzt, gibt es meist keine dritte Alternative. Der Weg wäre, in der Minderheit zu bleiben, aber über den eigenen Teller rand schauen zu können. Von der eigenen Minderheit zu anderen Minderheiten zu gehen. Das hiesse, die Situation etwas klarer zu sehen. In einem weiteren Schritt wird man sofort sehen, dass es keine statischen Gruppen sind, denn ein burgenländischer Kroat kann genau so gut homosexuell sein. Auch ein Mehrheitsangehöriger, rein ethnisch gesehen, kann behindert sein oder eine Frau sein. Oft ist es dann so, dass man als burgenländischer Kroat, der ethnisch diskriminiert wird, erkennt, dass man einer Frau gegenüber, die Mehrheitsangehörige ist, doch der Unterdrücker ist. Man sieht hier dieses Wechselspiel, diesen ständigen Positionswechsel. Es gibt nicht die Täter und die Opfer oder die Unterdrücker und Unterdrückten. Es gibt Mechanismen der Unterdrückung.

Und Identität ist einerseits ein Mittel der Unterdrückung und andererseits ein Mittel, um gegen diese Unterdrückung anzukämpfen. Das intensive Ausleben einer Minderheitenidentität in einer Allianz vieler Gruppen kann zu einer absoluten Kritik an Identitäten führen. Es ist ja auch kein Zufall, dass sehr viele Menschen, die sich mit Identität kritisch befassen, aus ethnischen Minderheiten kommen. Auch in der Philosophie verdanken wir wichtige Ansätze Angehörigen diskriminierter Gruppen.

Skolast: Die Sprache ist aber einer der stärksten Gründe, jemanden nicht in meine Identität aufzunehmen.

Hakan: Gut, es stellt sich die Frage, wieso man z.B. die deutsche Sprache in Südtirol nicht mit Deutschland oder der Schweiz in Verbindung bringt.

Oder warum ist die Gruppe der Roma überall eine Minderheit und hat kein sog. Mutterland? Die Identifikation einer Ethnie aufgrund einer Sprache, die oft als selbstverständlich betrachtet wird, trifft zumeist nur vordergründig zu.

Wie können wir uns erklären, dass sich die Österreicher von den Deutschen so absetzen? Minderheiten können überall entstehen, es bedarf dazu keiner logischen Unterscheidung, eine Unterscheidung kann immer gefunden werden. Es ist wichtig zu begreifen, dass Unterschiede nicht a priori gegeben sind.

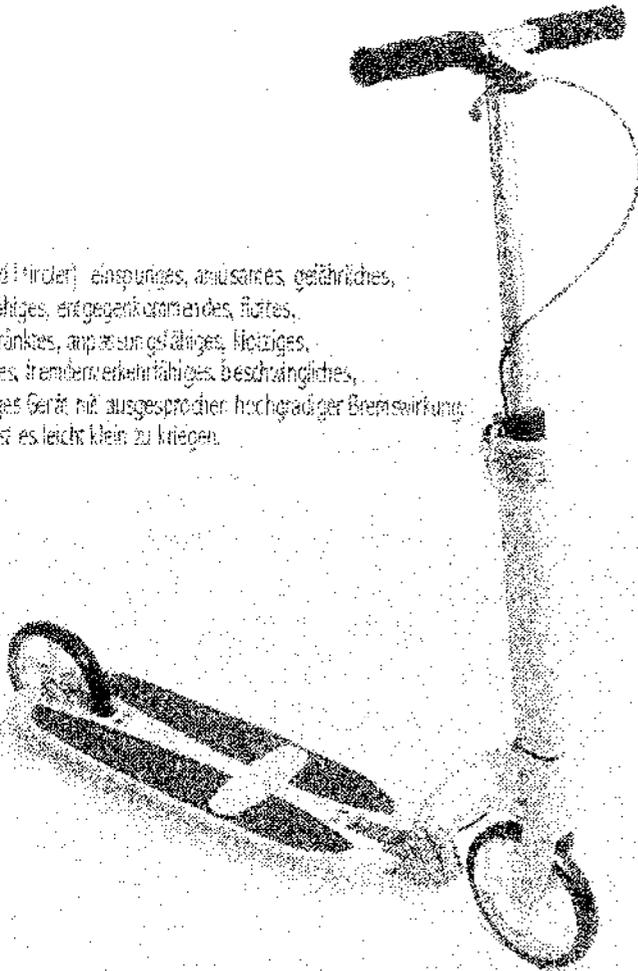
Skolast: Nehmen wir die Volkszählung, die dieses Jahr in Südtirol abgehalten wird. Die mit ihr verbundene Sprachgruppenzugehörigkeitserklärung stellt doch auch eine Anrufung an eine Sprachgruppe, an eine Identität dar. Wie siehst du das?

Hakan: Damit kommen wir in einen normativen Bereich. Realiter stossen wir in der Identitäts-, in der Minderheitenpolitik auf zwei Probleme, die mich stören: Einmal gibt es die Tendenz von Minderheiten, undurchlässige Grenzen nach aussen und nach innen zu konstruieren. Eine solche Entwicklung kann sehr gefährlich werden, da sie eine Art Rassismus produzieren kann. Und das tun viele Minderheiten. Es entstehen autoritäre und unterdrückende Mechanismen. Ich glaube, dass es allen möglich sein muss, diese

Grenzen – von beiden Seiten her – zu übertreten. Es muss die Möglichkeit gegeben sein, sich nicht zu einer Gruppe bekennen zu müssen. Deshalb finde ich die Volkszählung, die Tatsache, dass der Staat eine

ist. So etwas muss mit gelebter Kommunikation und sehr viel Fingerspitzengefühl vor sich gehen. In dem Moment, in dem man es auf ganz formale Gesetze festlegt, beginnt das Desaster.

Cityroller (siehe Artikel) einspartiges, amüsantes, gefährliches, widerstandfähiges, entgegenkommendes, flottes, leicht beschränktes, anpassungsfähiges, heutziges, beförderliches, fremdenverkehrsfähiges, beschwingliches, balancetüchtiges Gerät mit ausgesprochen hohergradiger Bremswirkung. Ausserdem ist es leicht klein zu knien.



m.h.

eindeutige Zuordnung verlangt, einfach katastrophal.

Skolast: Die Regierung würde diesem Argument entgegenhalten, dass der Proporz ein politisches Mittel ist, solche Willkürlichkeiten zu unterbinden, gerade im Interesse einer Minderheit.

Hakan: Die Frage ist, ob Proporz überhaupt ein Schutzmechanismus ist, denn er schreibt etwas fest. Letztendlich machen vom Proporz die Leute Gebrauch, die Ideologen und Apparatschiks einer Minderheit sind. Ich meine, dass das Formale eine Zeit lang eine Hilfe sein kann. Aber wenn die Probleme an einem Ort nur so gelöst werden können, dass man sich gegenseitig formale Zugeständnisse macht, dann wird es Zeit, das gesamte Konzept zu überdenken. Weil das dann keine gute Art des Zusammenlebens

Skolast: Wann wird der Punkt erreicht sein, in dem der Proporz überflüssig wird?

Hakan: In dem Moment, in dem das, was man formal erzielen wollte, erreicht ist. Wenn das Ziel auf sozialer Ebene erreicht ist, wenn die Leute miteinander besser umgehen können. Diese Dinge kann und soll man nicht festschreiben.

Skolast: Menschen, die sich für die Abschaffung des Proporz aussprechen, begegnen vielen Ängsten und Misstrauen. Der Proporz wird grossteils mit der emotional aufgeladenen Argumentation aufrechterhalten, dass die deutsche Sprachgruppe schutzlos der staatlichen Willkür Italiens ausgesetzt wäre. Es wird ein Feindbild konstruiert, um den Status quo zu zementieren. Wieso funktioniert dieses völkische Konstrukt?

Hakan: Weil einerseits auch die Mehrheit von einem völkischen Konzept ausgeht und andererseits auch Minderheitenpolitik letztlich eine Politik ist, die mittlerweile von Berufsfunktionären gemacht wird. Die politische Klasse ist durchaus gruppenübergreifend und weist über ethnische Grenzen hinweg Ähnlichkeiten auf. Ethnische Einheiten zu konstruieren dient nicht selten dazu, die heterogenen Strukturen innerhalb der Gruppe mit all ihren Interessensunterschieden und Kämpfen zu verschleiern.

Skolast: Wir danken dir für das Gespräch.

L'identità in Alto Adige

Alessandro Urzi

Dare una definizione di "identità" risulta sempre piut-

tosto complesso. L'identità è un fatto soggettivo, ogni uomo ha una sua immagine, un suo carattere, delle sue sensibilità. Ma l'identità può essere anche quella collettiva, di un gruppo di persone che si riconoscono in valori comuni. In questo senso si può parlare di identità degli italiani dell'Alto Adige così come di identità dei cittadini di lingua tedesca o di lingua ladina della provincia.

Con l'eguale procedimento si può però giungere a considerare originali, nuove e diverse sia pur marginali forme di identità locali, prima fra tutte quella "altoatesina", quindi né italiana, né tedesca, né ladina. Soltanto il frutto dell'incontro armonioso di tutte queste.

Risulta quindi complesso, in una realtà come quella provinciale, in cui i caratteri degli uomini e quelli dei gruppi sarebbero portati in una certa misura a fondersi e confondersi, definire quale sia l'identità dei singoli gruppi, in cosa si caratterizzi, se e sino a che punto essa possa realmente essere considerata riconoscibile in quanto tale. Perché è scontato che ciascun individuo, così come ciascun gruppo sociale non può ritenersi impermeabile.

Esistono quindi in Alto Adige momenti esemplari di integrazione culturale, di abitudini e comportamenti che hanno perso la loro originalità, che sono condivisi da italiani e tedeschi e sono

avvertiti come convenzioni comuni. Ma si tratta, va pur detto, di fenomeni modesti. La multiculturalità come il plurilinguismo è ancora un fenomeno di élite, che si fa faticosamente strada fra i pregiudizi e le ostilità reciproche. E di certo abbraccia solo determinate aree della provincia, quelle urbane, mentre la periferia, esclusi alcuni fenomeni marginali, rimane pigramente a guardare appiattendosi su un modello identitario omologante, che non parla italiano e non recepisce della cultura e delle abitudini italiane alcun dato significativo.

Il sistema dell'autonomia altoatesina su base etnico/linguistica non favorisce di certo il processo dell'integrazione. Il caso eclatante è rappresentato dai cosiddetti mistilingui, figli di genitori di diversi gruppi linguistici. Si nasce mistilingui ma si cresce nel tempo o italiani o tedeschi, a seconda delle scelte operate dai genitori: percorsi scolastici differenziati, amicizie spesso monolingui, proporzionale... Un sistema per separare o non favorire la miscelazione, non solo linguistica ma anche culturale, comportamentale.

Ecco perché oggi in Alto Adige ha ancora un senso ed anzi si impone la necessità di parlare di gruppi linguistici con delle proprie specifiche caratteristiche culturali che altrove, in altri territori plurilingui, si sono in gran parte perdute. Per esempio in Val d'Aosta i gruppi linguistici italiano e francoprovenzale hanno in gran parte rinunciato all'arroccamento sulla propria integrità culturale a vantaggio di una identità di

compromesso, mediana, non francese, non italiana, forse solo valdostana, grazie alla scuola paritetica e mistilingue, grazie ai concorsi riservati ai residenti ma senza proporzionale etnico/linguistica, grazie al volontariato in cui non si distingue per appartenenza linguistica ma per competenza e passione. Ma là l'autonomia ha avuto il compito di unire, in Alto Adige la politica autonomistica ha fornito invece risposte diverse trasformandosi in strumento di potere, di autogoverno in chiave etnica e di separazione.

Cosa sono allora gli italiani in Alto Adige? In primo luogo una minoranza linguistica immersa in una comunità che ha forte il senso di una identità che, sia pur stemperata rispetto a quella del 1918, rivendica orgogliosamente e naturalmente l'appartenenza al ceppo tirolese e più generalmente austro/tedesco.

Gli italiani sono una minoranza che ha fra il resto perduto progressivamente il forte collegamento con il resto del territorio nazionale. Si è rotto il cordone ombelicale che li teneva in passato legati, forse solo burocraticamente, al resto del Paese. Gli italiani avvertono il senso dell'insicurezza culturale e identitaria condizionata da questo loro status di minoranza reale senza un

retrotterra culturale e nazionale forte perchè i modelli di

riferimento sono oltre i confini della Provincia autonoma e la Provincia autonoma oggi è autoreferenziale, non ha più, semplicemente, la necessità di rapportarsi con le istituzioni nazionali perchè gode di competenze assolute escluse quelle ormai minimali legate alla grande politica estera, alla moneta (sino al prossimo gennaio), alla difesa.

Gli italiani dell'Alto Adige sono poi una comunità che si sta spegnendo: in periferia la politica dell'integrazione è stata sostituita dalla politica dell'abbandono, del territorio o dell'assimilazione, e l'onda lunga di questo fenomeno la si avverte anche nelle città.

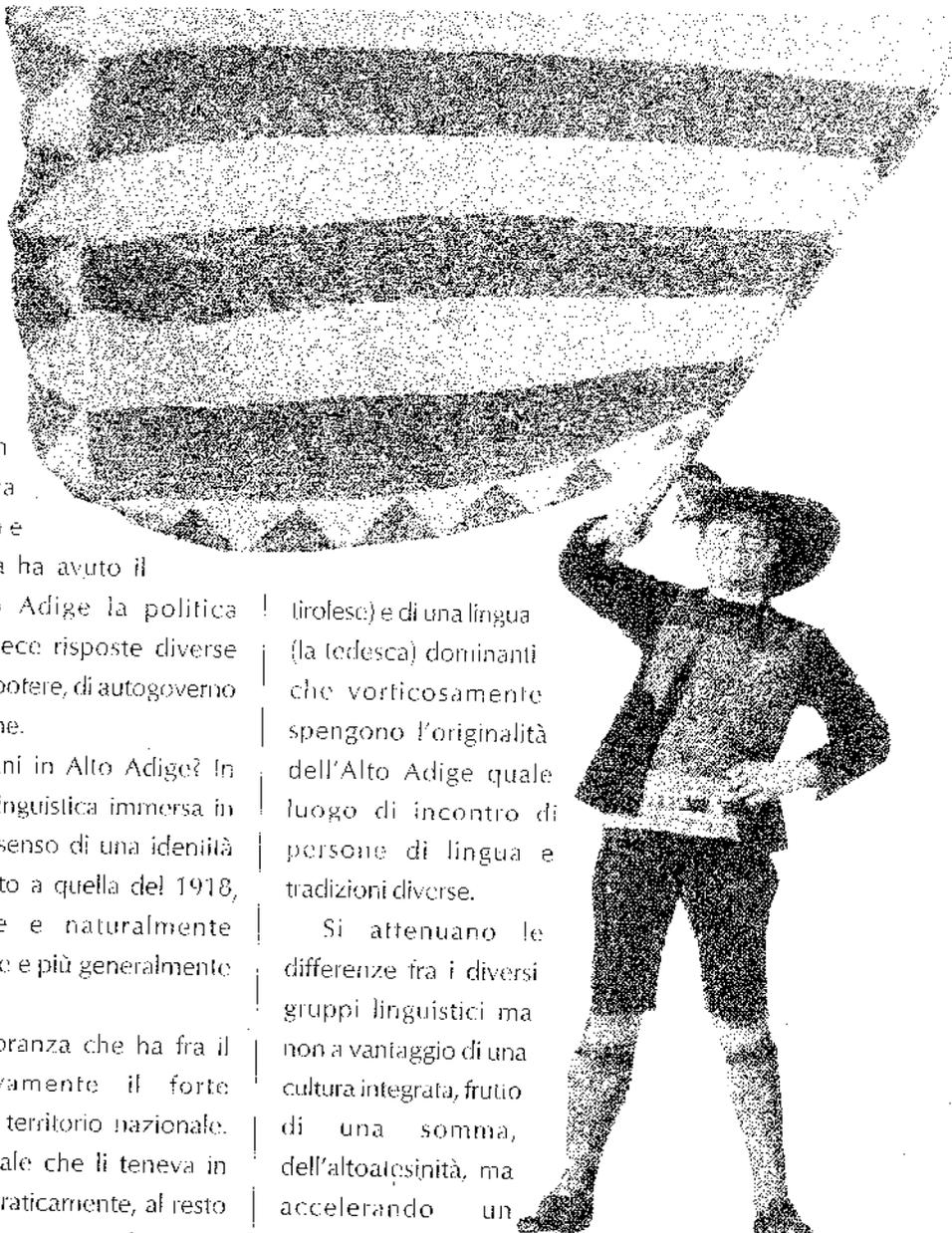
Ciò si traduce in una progressiva omologazione del territorio altoatesino sul modello di una cultura (la

tirolese) e di una lingua (la tedesca) dominanti che vorticosamente spengono l'originalità dell'Alto Adige quale luogo di incontro di persone di lingua e tradizioni diverse.

Si attenuano le differenze fra i diversi gruppi linguistici ma non a vantaggio di una cultura integrata, frutto di una somma, dell'altoatesinità, ma accelerando un fenomeno di appiattimento culturale e linguistico dell'Alto Adige che spinge verso l'omologazione su un modello determinato dal gruppo più forte per il potere amministrativo ed economico che gestisce in forma sostanzialmente assoluta, nonché per la propria incrollabile fedeltà ai valori della tradizione.

Il crollo degli italiani dal 34% del 1961, sul totale della popolazione, al 26% del 1991 rappresenta nei suoi numeri impietosi la marcia della morte della comunità. Ma la scomparsa degli italiani che si sentono tali (e come tali si dichiarano al censimento linguistico) non è colmata dalla contestuale crescita di una vera e autentica cultura dell'integrazione fra i gruppi linguistici. E' colmata invece dalla strabordante riconquista del territorio da parte della cultura e della lingua tedesche che omologano e schiacciano le differenze, che sarebbero l'autentica ma incompresa originalità di questa terra.

Nell'economia gli italiani hanno perduto le posizioni di un tempo: scomparse quasi tutte le imprese di



costruzione di Bolzano, scomparsi quasi tutti i commercianti italiani nella periferia, scomparsa la "grande" industria cittadina che aveva accompagnato la crescita urbana di Bolzano e dei quartieri operai, indebolite le posizioni nell'artigianato (ridotto a poca cosa rispetto al passato); muore la cultura, i musei sono occupati tutti da direttori e personale di intelletto in gran parte di lingua tedesca, e lo stesso avviene anche nei centri di promozione culturale come la soprintendenza (su 16 ricercatori solo uno è di lingua italiana); soffre il mercato della casa, i giovani che non possono contare sulle proprietà della terra, ossia i discendenti delle correnti migratorie recenti, ossia i "cittadini", in massima parte italiani, avvertono il senso

dell'impotenza di fronte agli affitti cari ed al costo del mattone pari solo a quello di Zurigo o Milano Centro; i manager dei grandi servizi ex pubblici sono tutti di lingua tedesca, le carriere alte sono in gran parte precluse

agli italiani così nel privato come nel pubblico o ciò per effetto della proporzionale o di una sorta di inconfessata e inconfessabile selezione "linguistica" che fa strage di cervelli e intelligenze.

Sono scomparsi fisicamente i quartieri "italiani", le Semirurali abbattute dalle ruspe hanno intaccato le radici più originali della comunità operaia dell'immigrazione salita da Rovigo, da Vicenza, dalle campagne o paludi venete. In questa condizione di profonda perdita di punti di riferimento identitari si annuncia che presto verranno cancellati i nomi delle strade di Bolzano dedicate proprio alle città di Rovigo, Vicenza, Bassano. Si avverte un senso di impotenza di fronte al rischio della cancellazione della memoria storica, sia pur recente, fragile, come quella di questo secolo.

Sui sentieri di montagna i luoghi conosciuti da sempre cambiano nome: l'Alpenverein pianta cartelli

solo in lingua tedesca e lancia l'operazione definita di "pulizia linguistica".

Il senso di appartenenza a questo territorio ne soffre. E così nei comuni della periferia si opera con la stessa filosofia: le vie e le piazze vengono ribattezzate solo in tedesco.

È una comunità sofferente, quella italiana, per mille ragioni, in grande parte anche psicologiche, perché avverte su di sé il senso dell'essere minoranza e di non poter incidere sulle scelte che vengono operate da una maggioranza etnica diversa, chiusa e conservatrice. Questa comunità sofferente infine pone in discussione anche la propria stessa identità.

Essere italiani in Alto Adige non è facile.

Ma senza gli italiani, che gelosamente e affettuosamente conservano il loro patrimonio di abitudini, comportamenti, la loro lingua, o con una comunità di italiani indebolita nei suoi originali caratteri identitari, senza coscienza di sé e privata di un ruolo attivo e non subordinato nell'amministrazione, nella cultura, nella società, nell'economia, questa provincia non sarebbe più affascinante come lo è oggi e lo è stata ieri perché sarebbe eguale a ciò che c'è già, oltre un confine, quello del Brennero, mentre l'originalità e il fascino dell'Alto Adige risiede invece nelle sue potenzialità di territorio in cui le comunità, le culture e le lingue sono chiamate a convivere e ad integrarsi, rimanendo vive e forti in uno spirito di originale interazione.

Mortificare questo sforzo finirebbe con l'essere dannoso, per tutti.

L'Alto Adige in questo modo perderebbe la sua più importante sfida, quella con la storia.



□ Bücher zum Thema

Libri sull'argomento

Portera, Agostino, „Interkulturelle Identitäten“

Die Pädagogik steht vor einer neuen Herausforderung: Unsere Gesellschaften werden in immer stärkerem Maße multietnisch und multikulturell. Infolge von Flucht- und Migrationsbewegungen, der Freizügigkeit und der angestrebten wirtschaftlichen und politischen Einigung innerhalb Europas werden wir zunehmend mit unterschiedlichen Sprachen und Normen, Werten und Regeln konfrontiert. Zum ersten Mal in der Geschichte erhalten Menschen aus unterschiedlichen Kulturgruppen die Gelegenheit, sich nicht mehr als Eroberer und Eroberte, Unterdrücker und Unterdrückte, sondern auf gleicher Ebene zu begegnen.

Welche Folgen wird diese Entwicklung für die Identität der einzelnen Individuen oder Gruppen ausüben? Welche Gefahren und Chancen verborgen sich in diesem Prozess?

Diese für die Pädagogik, aber auch für die Psychologie, die Soziologie und die Medizin, sehr brisanten Fragen werden im vorliegenden Buch mittels einer vertieften empirischen Untersuchung behandelt. Anhand der Untersuchungsergebnisse seines intellektuellen Erfahrungsschatzes sowie der eigenen Praxiserfahrung erlaubt uns Agostino Portera, einen tieferen Blick in das Innenleben von Jugendlichen mit multikultureller Sozialisation zu werfen. Die dadurch gewonnenen Erkenntnisse bieten grosse Vorteile für Diagnostik, Beratung und Therapie im multikulturellen Kontext. Sie stellen die Grundlagen für eine interkulturelle Didaktik und für pädagogische Maßnahmen in der Alltagspraxis unserer Schulen dar.

Portera, Agostino, *Interkulturelle Identitäten. Faktoren der Identitätsbildung jugendlicher italienischer Herkunft in Südbaden und Süditalien, in Studien und Dokumentationen zur vergleichenden Bildungsforschung, Deutsches Institut für Internationale Pädagogische Forschung, Bd. 60, Böhlau, Wien, 1995.*

Räthzel, Nora, „Gegenbilder“. Nationale Identitäten durch Konstruktion des Anderen

Der Nationalstaat ist fragil und stabil zugleich. Von sozialen, regionalen und kulturellen Gegensätzen bedroht, muss es immer wieder, gesellschaftlichen Zusammenhalt herzustellen. Hier wird am Beispiel einiger Konstruktionen der deutschen Nation (Anfang der 80er, Anfang und Mitte der 90er Jahre) untersucht, wie die Erschaffung eines bedrohlichen Anderen bei denen, die als legitimer Teil der Nation gelten, eine widersprüchliche Struktur von Unterwerfung und Kompetenz erzeugt, die sozialen Zusammenhalt mittels Ausgrenzung dieser Anderen (wieder)herstellt. Sie ermöglichen einen neuen Blick auf die Begründer des deutschen Nationalgedankens und auf Nationalismus und Rassismus im deutschen Faschismus. Das Buch beschäftigt sich in 4 Abschnitten mit: Kultur und Ideologie, Anmerkungen zu Theorien über die Nation, der ersten Wende (Deutsche Frage und "Ausländer"), sowie der zweiten Wende (Rekonstruktion der Nation).

Räthzel, Nora, *Gegenbilder. Nationale Identitäten durch Konstruktion des Anderen, Leske + Budrich, Opladen, 1997.*

Eder, Klaus, „Kulturelle Identität zwischen Tradition und Utopie“

Durch die Entwicklung von Staat und Demokratie ist es in den westeuropäischen Gesellschaften schwierig geworden, am Begriff der nationalen Identität als Identifikation mit dem Staat festzuhalten. Der Autor zeigt, dass neue soziokulturelle Identitätsformen entstehen, die die nationale Identität ersetzen, verschieben oder relativieren. Die neuen sozialen Bewegungen werden als gesellschaftlicher Lernprozess interpretiert, in dessen Verlauf neben den fortbestehenden alten Identitäten neue Identitätsvorstellungen entstehen. Alternative Lebensformen und ein neues Bild der Natur, neue Identitäten und die Kultur des Narzissmus werden behandelt.

Soziale Bewegungen in Deutschland, Lehren aus der deutschen Friedensbewegung und neue soziale Bewegungen und ihr Umgang mit der Vergangenheit werden in einem weiteren Abschnitt des Buches ausführlich dargestellt.

Im letzten Teil beschäftigt sich der Autor mit dem Versuch einer theoretischen Annäherung an das Problem und versucht zu erklären, warum es Bewegungen so schwer fällt, die Gesellschaft zu verändern. Dabei stellt er sich und uns die Frage: Wie können Gesellschaften lernen?

Eder, Klaus, *Kulturelle Identität zwischen Tradition und Utopie. Soziale Bewegungen als Ort gesellschaftlicher Lernprozesse, Europäische Bibliothek interkultureller Studien, Bd. 6, Campus, Frankfurt, 2000.*

Kaschuba, Wolfgang (Hrsg.), „Kulturen – Identitäten – Diskurse“. Perspektiven Europäischer Ethnologie

Längst zu historischen Phänomenen erklärte Formeln werden in jüngster Zeit neu belebt: nationale Identitätskonstrukte, Abgrenzungen der "eigenen" von "fremder" Kultur, Vorstellungen von homogener "Gemeinschaft" statt pluraler "Gesellschaft". Der Umgang mit Bildern von uns und von anderen ist zum Problem geworden. Kultur und Kulturwissenschaften stehen in dieser Situation als vermeintliche Werte- und Sinnstifter mehr denn je in Gefahr, für politische Zwecke instrumentalisiert zu werden. Von unterschiedlichen Standorten aus argumentieren die 13 Autoren dieses Bandes gemeinsam gegen einen "Kulturfundamentalismus" und fragen nach der gesellschaftlichen Verantwortung ihrer Disziplin. Die Beiträge von: W. Kaschuba, R. Lindner, W. Schiffauer, U. Hannerz, M. Augé, A. McRobbie, O. Löfgren, P. Niedermaier, M. Hroch, B. J. lauser-Schäublin, I. Grevorus, M. Nädig, H. Bausinger.

Kaschuba, Wolfgang (Hrsg.), *Kulturen – Identitäten – Diskurse. Perspektiven Europäischer Ethnologie, in Zeithorizonte, Bd. 1, Akademie Verlag, Berlin, 1995.*

Gephart, Werner / Sauerwein, Karl-Heinz (Hrsg.), „Gebrochene Identitäten“

Das Buch zeigt, wie scheinbar disparate Gegenwartsdiskurse über die Erinnerung an den Holocaust in der Bundesrepublik und in Israel, über das Ende der Apartheid in Südafrika sowie über den "Kampf der Kulturen" und die Frage nach einer europäischen Einheit zusammenhängen und das Problem der kollektiven Identitätsbildung in den Vordergrund rücken. Soziale Identitäten sind in den historischen Bezügen, ihren aktuellen Selbstbeschreibungen und Solidaritätsansprüchen durch Diskontinuitäten, Widersprüche und Ambivalenzen gekennzeichnet. Gefährdungen sozialer Identitäten gehen von den Versuchen aus, diese Mehrdeutigkeiten durch ideologische Einheitsformeln unsichtbar zu machen, oder eine kollektive Einheit durch Ausgrenzungen erzwingen zu wollen.

Die Auseinandersetzung um den Kern des Nationalsozialismus – wie er zuletzt in der Goldhagen-Kontroverse sichtbar geworden ist – betrifft gerade die Frage, inwieweit die Judenvernichtung in Deutschland als ein kulturell verantwortliches Projekt einer pathologischen Identitätsstiftung interpretiert werden kann. Der Umgang mit der Erinnerung an den Holocaust ist keinesfalls nur ein deutsches Problem. Die Komplexität der Problemlage wird deutlich, wenn man bemerkt, dass der kollektive Bezug auf die Shoah seinerseits für die Genese der Identität des Staates Israel konstitutiv und zugleich prekär ist. Soweit diese Identitätsbildung religiös motiviert ist, verweist die Lage in Israel auf das globale Phänomen des Wiederauflebens religiöser Muster der kollektiven Identitätsstiftung.

Gephart, Werner / Sauerwein, Karl-Heinz (Hrsg.), Gebrochene Identitäten. Zur Kontroverse um kollektive Identitäten in Deutschland, Israel, Südafrika, Europa und im Identitätskampf der Kulturen, Leske+Budrich, Opladen, 1999.

Kreissler, Felix „Kultur als subversiver Widerstand“. Ein Essay zur österreichischen Identität

"Kultur ist weit mehr als das, was der Tradition nach als solche geschaffen, beansprucht, erlebt und vermittelt wird. Kultur ist das Leben (...), Kultur ist auch Lebenshaltung, Lebensführung, ist Inhalt der Persönlichkeit und somit auch ihre Form. Also gibt es Kultur noch jenseits der Museentempel, der Kunststätten, der Museen, der Klangkörper, der Schulen, der Bildungswerke." (Viktor Maierjka)

Felix Kreissler widmet sich im vorliegenden Essay der Frage nach dem Österreichischen in der österreichischen Kultur. Der Autor spannt einen weiten Bogen: vom Wien um 1900 über das Rote Wien der 20er Jahre, von der jüdischen Kultur der Zwischenkriegszeit bis hin zu den heftigen Auseinandersetzungen um Kunst und Kultur in der Zweiten Republik. Gegen alle nostalgisch-verklärende Kulturdevotion erkennt er das verbindende Element österreichischer Kultur im Aufstand gegen das Etablierte: Kultur als Ausdruck subversiven Widerstands.

Diese literarische und kulturwissenschaftliche Form der Geschichtsschreibung entwirft ein reiches, vielfältiges Bild österreichischer Kultur, das Widersprüchen und Diskontinuitäten Rechnung trägt. Der Blickwinkel des Autors ist ungewöhnlich, oft überraschend; sein Stil persönlich und humorvoll; der Essay selbst ein Dokument österreichischer Kultur.

Kreissler, Felix, Kultur als subversiver Widerstand. Ein Essay zur österreichischen Identität, 2. Auflage, Edition Kappa, München, 1996.

Benhabib, Seyla „Kulturelle Vielfalt und demokratische Gleichheit“. Politische Partizipation im Zeitalter der Globalisierung

"Klarheit über die neue Politik der Identität und Differenz zu gewinnen ist meiner Ansicht nach die Aufgabe zeitgenössischer kritischer Gesellschaftstheorie" (Seyla Benhabib)

Die globale Integration unserer Welt ist nicht in Abrede zu stellen. Doch die Kehrseite dieser Globalisierung ist ebenso unübersehbar: Im Namen vielfältiger kultureller Unterschiede – ethnischer, nationaler, sprachlicher, religiöser – formieren sich Gegenbewegungen von politischer Wirkmächtigkeit. Für ein genaueres Verständnis dieser neu sich artikulierenden Formen kollektiver Identität, dieser von Identität/Differenz bestimmten neuen politischen Bewegungen muss es eine Gesellschaftstheorie geben, die angesichts der Dynamik aktueller sozialer und politischer Prozesse adäquate Formen politischer Partizipation entwerfen will. Bei der Frage, wie demokratische Identitäten im Zeitalter der Globalisierung gestaltet sein müssten, gilt besondere Aufmerksamkeit dem Problem der Staatsbürgerschaft und Einbürgerungsrechte.

Benhabib, Seyla, Kulturelle Vielfalt und demokratische Gleichheit. Politische Partizipation im Zeitalter der Globalisierung, 2. Auflage, Fischer, Frankfurt, 1999.

Hölz, Karl „Das Fremde, das Eigene, das Andere“. Die Inszenierung kultureller und geschlechtlicher Identität in Lateinamerika

Was suchen wir, wenn wir fremde Territorien betreten, und welches Subjektverständnis verbirgt sich hinter unserem Blick auf Andere? Die Studie macht sich aktuelle Fragen nach der Differenz Erfahrung innerhalb der kulturellen und genderorientierten Theorie zu eigen und will auf diese Weise einen methodisch und inhaltlich neuen Einstieg in die Literatur Lateinamerikas vornehmen.

Mit der Begegnung von Alter und Neuer Welt wird eine folgenreiche Geschichte der kulturellen Wertzuweisungen für das Eigene und das Andere in Gang gesetzt. Sie entzündet sich an religiösen, ethnischen und kulturellen Erfahrungen der Fremdheit und wird über männlich verankerte Überlegenheitsvorstellungen verhandelt. Der unbekannte Raum wird weiblich gedacht und im Sinne einer "conquista erótica" von den männlichen Entdeckern begehrt, erobert und unterworfen. Mit der hier freigelegten Blickordnung des erotischen Begehrens entschlüsselt sich auf faszinierende und zugleich grundlegende Weise eine von der Conquista bis in die aktuelle Literatur hineinreichende Problematik im Umgang mit ethnischer und kultureller Differenz.

Hölz, Karl, Das Fremde, das Eigene, das Andere. Die Inszenierung kultureller und geschlechtlicher Identität in Lateinamerika, Erich Schmidt Verlag, Berlin, 1993.

Breidenbach, Joana / Zukriegl Ina „Tanz der Kulturen“. Kulturelle Identität in einer globalisierten Welt

Weitweit exponentiell wachsende Kontaktmöglichkeiten zwischen Menschen kennzeichnen unsere Informationsgesellschaft. Nicht die Kulturschmelze zu einer "McWorld" ist Thema in Tanz der Kulturen, sondern die Globalisierung als Chance, sich zu begegnen und im Austausch miteinander neue authentische, differenzierte Kulturformen zu finden. Ein Buch, das mit liebgewordenen Denkschablonen bricht und in die Globalisierungsdiskussion neue Akzente setzt.

Die Welt ist nicht nur homogener geworden, sondern hat sich gleichzeitig differenziert. Mit einer Unzahl von Beispielen tritt das äusserst erfrischende Buch den Beweis an, dass Globalkultur durchaus authentisch sein kann.

Die Welt der Waren, Organisierte Vielfalt, Widerstand gegen Fremdes, Globale Medien, Wer beeinflusst wen?, Nation als Krankheit, Konsum und Identität sind nur einige Themen, die in dem rund 250 Seiten starken Schmöker behandelt werden.

Breidenbach, Joana / Zukriegl Ina, *Tanz der Kulturen. Kulturelle Identität in einer globalisierten Welt*, Rowohlt, Hamburg, 2000.

Viehoff, Reinhold / Segers, Rien T. (Hrsg.) "Kultur Identität Europa". Über die Schwierigkeiten und Möglichkeiten einer Konstruktion

Es gehört zu den schmerzhaften geschichtlichen Erfahrungen in Europa, dass Konflikte, die eng mit Problemen kultureller Identität verbunden waren, einen besonders tragischen Verlauf genommen haben, bis hin zu Weltkrieg und geplantem Genozid.

In unserem Jahrhundert sind deshalb politische Orientierungen entwickelt worden, die auf die Überwindung der Grenzen in Europa zielen. Zum ersten Mal seit den multikulturellen Tagen des mittelalterlichen Toledo scheint nun wieder eine Verständigungskultur zu herrschen, in der kulturelle Identität - auch als Differenzenerfahrung - nicht mehr als Grund für unüberbrückbare Konflikte zwischen Staaten und ethnischen Gruppen angesehen wird, sondern eher als Bedingung für die angestrebte Einigung und Entwicklung einer umfassenden Europäischen Union. Im Kontext der europäischen Politik und der lebensweltlichen Erfahrungen des europäischen Alltags bleibt kulturelle Identität jedoch ein ambivalentes Konstrukt. Auf der einen Seite soll es dazu dienen, die bestehenden nationalen Staaten in ihrem Bestand zu sichern, auf der anderen Seite dazu, die nationalstaatliche Begrenzung Europas durch ein europäisches Ensemble der Staaten zu ersetzen. Wie lernen die Europäer, solche Widersprüche auszuhalten?

Viehoff, Reinhold / Segers, Rien T. (Hrsg.), *Kultur Identität Europa. Über die Schwierigkeiten und Möglichkeiten einer Konstruktion*, Suhrkamp, Frankfurt, 1999.

Berding, Helmut (Hrsg.) „Nationales Bewusstsein und kollektive Identität“. Studien zur Entwicklung des kollektiven Bewusstseins in der Neuzeit

In der Debatte über den gegenwärtigen Epochenwald spielen Nation und Identität eine zentrale Rolle. In der Konjunktur, die diese Begriffe gewonnen haben, spiegelt sich die Zerstörung überkommener politischer Strukturen und Orientierungsmuster. Zu den Hauptaspekten des dramatischen Wandels zählen neben der Entwicklung zur Weltgesellschaft vor allem staatenübergreifende Prozesse wie die wirtschaftliche und die politische Integration im Westen Europas. Viele erblicken darin eine verhängnisvolle Nivellierung der Zivilisation, den Verlust der kulturellen Eigenart und der nationalen Identität. Die aktuellen öffentlichen Auseinandersetzungen lassen die wissenschaftliche Erforschung des nationalen Bewusstseins und der kollektiven Identität als besonders dringlich erscheinen. Dazu soll dieser Band einen Beitrag leisten. Er wendet sich den Problemen der nationalen Identität und des kollektiven Bewusstseins in systematischer, vergleichender und historischer Perspektive zu. Gegenstand der Untersuchung sind einmal die unterschiedlichen Konzepte und Modelle der Konstruktion und Imagination kollektiven Bewusstseins. Sodann geht es um die Entstehung und den Wandel von nationaler und kultureller Identität. Den systematischen und komparativen Analysen folgt schliesslich eine Reihe von Fallstudien, die an konkreten Beispielen die Komplexität der Identitätsproblematik verdeutlichen. In der interdisziplinären Zusammenarbeit durchdringen und ergänzen sich Soziologie, Politologie, Geschichts- und Literaturwissenschaften auf ungewöhnliche Weise.

Berding, Helmut (Hrsg.), *Nationales Bewusstsein und kollektive Identität. Studien zur Entwicklung des kollektiven Bewusstseins in der Neuzeit 2*, Suhrkamp, Frankfurt, 1994.

Berding, Helmut (Hrsg.) "Mythos und Nation". Studien zur Entwicklung des kollektiven Bewusstseins in der Neuzeit 3

Woher bezieht die nationale Idee ihre Erneuerungskraft und ihr Beharrungsvermögen? Worauf gründen die Integrations- und Mobilisierungsfähigkeit nationaler Ideologien? Warum scheint das nationale Prinzip allen anderen Ordnungsprinzipien des sozialen Zusammenlebens überlegen zu sein?

Diese aus der gegenwärtigen politischen Situation erwachsende Problemstellung rückt den politischen Mythos ins Blickfeld. Zwischen ihm und der nationalen Idee scheint ein besonders enger Zusammenhang zu bestehen. Der vorliegende Band geht den mythenhaften Konstruktionen und dem Wandel nationaler Ideen nach. Die den Band eröffnenden Beiträge widmen sich in zeitlich-übergreifenden Zusammenhängen und systematischen Fragen der Mythenkonstruktion. Ihnen folgen Fallstudien, die sich mit konkreten nationalen Mythen im Europa der Neuzeit befassen. Von England, den Niederlanden, Schweden und der Schweiz wendet sich der Blick über Frankreich und Belgien nach Spanien, Deutschland und Polen. Der letzte Abschnitt über Nation und Mythos im 20. Jahrhundert schlägt einen weiten Bogen von extremen Formen des nationalistischen Denkens in der Weimarer Republik zu den einzelnen Etappen des Neuanfangs in der Bundesrepublik und dem Identitätsproblem im nachkolonialen Afrika.

Berding, Helmut (Hrsg.), *Mythos und Nation. Studien zur Entwicklung des kollektiven Bewusstseins in der Neuzeit 3*, Suhrkamp, Frankfurt, 1996.

Rapp, Friedrich (Hrsg.) "Globalisierung und kulturelle Identität"

Das auffälligste Merkmal unserer Zeit ist die Vereinheitlichung der äusseren Lebensverhältnisse. Ökonomische Globalisierung und technologische Universalisierung gehen Hand in Hand und verstärken einander wechselseitig. Niemand kann sich den Gesetzen des Weltmarktes entziehen, und die neuesten technischen Errungenschaften finden in kürzester Zeit universelle Verbreitung. Die Vision des *global village* wirkt zunehmend Realität. Doch die äussere Universalisierung steht im Gegensatz zu dem jeweils besonderen Selbstbild, zur Partikularität der kulturellen Sinnbezüge. Welche Folgen hat die vereinheitlichende Globalisierung für die historisch gewachsene individuelle und kollektive Identität, in der doch immer eine ganz spezifische, konkrete Lebensform zum Ausdruck kommt? Dies ist das übergeordnete Thema, das in den hier versammelten sieben Beiträgen jeweils aus der Perspektive einer bestimmten Disziplin behandelt wird.

Rapp, Friedrich (Hrsg.), *Globalisierung und kulturelle Identität*. In Schriftenreihe der Universität Dortmund, Bd. 42, projekt verlag, Bochum, 1998.

Teuteberg, Hans Jürgen / Neumann, Gerhard / Wierlacher, Alois (Hrsg.) "Essen und kulturelle Identität". Europäische Perspektiven

Im Licht der Entwicklung einer europäischen Union, in der die nationalen Grenzen immer mehr verschwinden, wird die wissenschaftliche Analyse der so ausserordentlichen zählbaren kulturellen Verzehrunterschiede und damit der vielgegliederten europäischen Nahrungslandschaften immer dringlicher.

Die hier vorliegenden 30 Beiträge umkreisen die zentrale Frage, inwieweit die alimentären Kulturen Europas mit dem individuellen und kollektiven Identitätsbewusstsein verknüpft sind. Die Überlegungen gelten zunächst den theoretischen Zusammenhängen von Essen und kultureller Identität aus der Sicht verschiedener Disziplinen; dann einigen identitätsstiftenden Determinanten höfisch-bürgerlicher Mahlzeitkultur im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit sowie den Nationalgerichten und Landschaftsküchen als Mittel von soziokulturellem Selbstverständnis. Weiter behandelt werden dann die ebenso wichtigen Themenbereiche Nahrungsinnovation und Lebensstilwandel in der modernen Konsumgesellschaft, die religiösen und gesellschaftsspezifischen Differenzierungen und Speisesitten sowie schliesslich die heimische Kochkunst als orientierter Kulturfaktor in der Fremde, wobei auch vergleichende Blicke auf die Nahrungskultur Nordamerikas geworfen werden.

Teuteberg, Hans Jürgen / Neumann, Gerhard / Wierlacher, Alois (Hrsg.), *Essen und kulturelle Identität. Europäische Perspektiven*, in Reihe: Kulturthema Essen, Bd. 2, Akademie Verlag, Berlin, 1997.

Giesen, Bernhard (Hrsg.) „Nationale und kulturelle Identität“. Studien zur Entwicklung des kollektiven Bewusstseins in der Neuzeit

Die neuere vergleichende Nationenforschung hält die Nation zwar für eine geschichtsmächtige, aber keineswegs unausweichliche Form der kollektiven Identität, die nicht naturgegeben ist, sondern als Ergebnis unterschiedlicher geschichtlicher Bedingungen und unter unterschiedlichen kulturellen Bezügen sozial konstruiert wird. Schon die deutsche Romantik hatte sich ja die Nation als ein durch Kunst zu vollendendes Projekt vorgestellt. In dieser Perspektive erscheinen Literatur und Geschichtsschreibung nicht mehr als kulturelle Selbstvergewisserung der schon vorgängig existierenden Nation, sondern als Vorgänge, in denen die Identität die Gesellschaft behauptet, beschreibt und erschafft. Damit wird ein neuer Vergleichshorizont eröffnet: Neben die Vielfalt der Nationen selbst treten die Unterschiede der historischen Epochen, in denen nationale Identität jeweils anders von unterschiedlichen gesellschaftlichen Trägergruppen und im Hinblick auf unterschiedliche kulturelle Traditionen behauptet und bestimmt wird.

Giesen, Bernhard (Hrsg.), *Nationale und kulturelle Identität. Studien zur Entwicklung des kollektiven Bewusstseins in der Neuzeit*, Suhrkamp, Frankfurt, 1991.

IL PONTE DIE BRÜCKE

Non siamo un gruppo di studenti e studentesse da vari licei ed università sia italiani che tedeschi.

Con questo giornale trimestrale, sostenuto dall'ufficio bilinguismo della Provincia Autonoma di Bolzano, stiamo realizzando un nostro progetto: trattare argomenti a noi cari nella lingua che desideriamo, sia essa il tedesco, l'italiano o l'inglese. E così che cerchiamo di costruire il ponte tra diverse culture ed etnie... *La redazione*

Rezeptionen Recensioni

„Espresso Mortale“. Ein Fortsetzungsroman in 49 Folgen von Sabine Gruber, Josef Oberhollenzer, Anita Pichler, Kurt Lanthaler und Sepp Mall.



!Buch-Bündlest; Wenn ich meine Augen geschlossen halte, um ein vor mir liegendes Buch (mit der Anmerkung *in Südtirol erschienen*) zu ertasten, sprudelt es aus meinem Mund: „Reinmichls Volkskalender“. Mein mit Stereotypen beladenes Gedächtnis hatte den Buch-Blindtest ein weiteres Mal nicht bestanden. Eine Täuschung?!

„Espresso mortale“ nennt sich dieser irreführende, in Schwarzweiss-Umschlag gebundene und in meinen Händen liegende Fortsetzungsroman. Formal und angenehme Biegsamkeit hätten mich nur zu ungern an den traditionellen Volkskalender erinnert, auch wenn die beiden Druckwerke inhaltlich in keiner Weise vergleichbar sind.

„Sturzflüge“, eine von der Südtiroler Autorenvereinigung herausgegebene Kulturzeitschrift, beinhaltet diesmal eine Krimi-Fiktion, in der Südtirols Mutterpartei mit abgespaltenen SVP-ArbeitnehmerInnen und „Unitalia“ konkurrieren muss, während sich im Untergrund die „Inter-ethnische Brigade Alexander Langer“ (IBAL), die Gruppe „Italiani per sempre“ und „Schützt Tirol“ bekämpfen. Die Geschichte handelt in 49 spannenden Folgen von Dialekt denkenden und Deutsch sprechenden italienischen Staatsbürgern, von aktiven und passiven Terroristen, von sauberen Erzählungen über schmutzige Geschäfte, von zwei sich ehemals Liebenden und von einem Land, in dem die Leute den aufständisch und komplottgefährlich skizzierten Tirolern in Felix Müllers Piefke-Saga Teil 4 ähnlich sind. Das Vorwort und ein Aufsatz zur Geschichte des Bozner Siegesdenkmals am Ende des Buches stammen von Nina Schröder, dazwischen: Sabine Gruber, Anita Pichler, Kurt Lanthaler, Josef Oberhollenzer und Sepp Mall, fünf grosse Namen in Südtirols zeitgenössischer Literaturlandschaft. Sie bemühten sich (jeder für sich und trotzdem gemeinsam), um den Inhalt und den Ablauf dieses einzigartigen Krimi-Experiments. Im Oktober 1996 nahm die Literatur-Rallye, dank „Tageszeitung“-Chefredakteur Heinrich Schwarzer, ihren Lauf. Zweimal wöchentlich druckte die Neue Südtiroler Tageszeitung eine Folge des Romans. Die Teilnehmer faxten dabei ihre Manuskripte von AutorIn zu AutorIn, gemäss einer vom Los bestimmten Reihenfolge, und hatten dann jeweils fünf Tage Zeit, um eine neue Folge anzufertigen. Aus gesundheitlichen Gründen musste sich Anita Pichler nach der ersten Runde zurückziehen. Sie aber gab dem Krimihelden Namen und Vergangen-

heit: Carlo Siegfried Schludnerbach, kurz „Schlüder“.

Vorgegebene Folgen des Romans wurden von den AutorInnen jeweils spontan angenommen, nach individuellem Gutdünken zu einem weiteren phantastischen Gemisch aus Vergangenheit und Zukunft verknüpft, weitergefakt, um den ziellosen Farien der Handlung zeitgerecht weiterzuspinnen. Dies gelingt den AutorInnen zwar nicht immer, da der Ablauf der Geschichte manchmal ins Stocken gerät und den gestrafften Abhandlungen hin und wieder notwendige Ausführungen fehlen, trotzdem beinhaltet dieses Experiment einen mit Spannung erzählten Krimi.

Dieser „Sturzflüge“-Band Nr. 48 wirft Fragen auf, Fragen an Literatur und denkbar existierende, kollektive Literatur. Ein AutorInnen-Konglomerat, welches anhand der Titelvorgabe „Espresso mortale“ an einem Vorhaben arbeitet, indem sich jedeR an Geschichten anpasst, welche sich andere, an dem Projekt teilnehmende Köpfe, ausdenken, sie ausbaut und weiterführt. Interessant und kompliziert zugleich.

Zweifelsohne ergibt das Bündeln der Folgen zu einem Band ein differenzierteres Leseverhalten als ein regelmässig abgedruckter Text in der Tageszeitung. In „Sturzflüge“ kann der Leser Feinheiten, Unterschiede und Gemeinsamkeiten im Umgang mit Sprache und Stil sowie Autorinnen und Autoren viel leichter erkennen und kennenlernen.

Layout und Fotos sind auf jeden Fall gelungen. Der Innsbrucker Fotograf Arno Gisinger hat dabei das Siegesdenkmal, welches überdies im Roman zerstört ist, auf eigenartige Weise porträtiert. Auffällig ist dabei seine Liebe zu gelungenen Detailaufnahmen. Ein Blick ins Innere des Denkmals und natürlich auch des Buches lohnen sich ohne Bedenken.

Die Zeitschrift ist für 25.000 Lire und im Abo (30.000 Lire für 2 Nummern) erhältlich.

Espresso Mortale. Ein Fortsetzungsroman in 49 Folgen von Sabine Gruber, Kurt Lanthaler, Sepp Mall, Josef Oberhollenzer und Anita Pichler, in Sturzflüge. Eine Kulturzeitschrift, Nr. 48.

in.hanni



Henning Mankell
»Delitto di mezza estate«

Maledetto quel giorno in cui sono entrato in libreria alla ricerca del classico libro „per le vacanze“ e sono stato colpito dai colori vivaci, dalla copertina accattivante e dal singolare formato di un grosso volume (anche l'occhio vuole la sua parte). Il titolo era tutto un programma, „Delitto di mezza estate“, scritto da un autore svedese a me, povero ignorante, fino ad ora sconosciuto, Henning Mankell. Come spesso mi succede l'ho comprato al volo, questo è stato il vero delitto!! Da tennero un libro poliziesco non mi inchiodava per ore alla poltrona (o a qualsiasi posto mi concedesse la possibilità di avere una mano libera per sostenere il libro), forse dall'epoca dell'indimenticabile „Kalle Blomquist, il grande detective“ di Astrid Lindgren. In questo caso il detective è Kurt Wallander, commissario della squadra omicidi della città di Ystad, nel sud della Svezia. Un „eroe“ finalmente normale, al quale ci si affeziona molto facilmente, implicato in omicidi singolari e avvincenti, ma alle prese con una serie di problemi personali che lo rendono molto vicino al lettore. La particolarità di questo giallo è il perfetto gioco di squadra, l'abilità con cui Wallander unisce le sue intuizioni geniali all'efficacia di tutti i collaboratori della squadra omicidi, i quali svolgono un ruolo non certo di secondo piano. Mankell, nato a Stoccolma ma residente in Mozambico, intreccia a vicende che hanno dell'incredibile un'attenta e disarmante analisi della società civile svedese, in preda ad una profonda crisi di identità e di valori.

Si è trattata di una vera e propria „attrazione fatale“ che mi ha catapultato in libreria alla ricerca degli altri due episodi, editi dalla Marsilio Editori: „La quinta donna“ e „La falsa pista“, da leggersi rigorosamente nell'ordine inverso rispetto al mio (ma vi assicuro che non ne ho minimamente risentito). Complessivamente gli episodi che coinvolgono Kurt Wallander sono nove (compresi i tre già citati, tutti sono di prossima uscita per Marsilio). In lingua tedesca sono editi dal Deutscher Taschenbuchverlag (dtv).

Nicola Morandini

„arunda“, kulturzeitschrift

lians wienlander in genuesslich ausschweifenden, auch wissenschaftlichen texten lasst er verschiedenste sich gedanken machen & fakten sammeln.

milch wird zu einem synonym fuer weiblichkeit, fuer das leben ueberhaupt, vergleichbar nur mehr mit blut, dem dickgeruesten saft von allen.

vielsagend ist der klappentext von erich koller fuchsberg:

„Die Milch ist eine Flüssigkeit, die nur in Frauenkörpern gebildet wird. Sie ist mehr als alles andere an Weiblichkeit geknüpft, und eigentlich könnte man sagen, sie ist eine flüssige Mutter. Keine Flüssigkeit hat Form, deshalb ist sie eine formlose Mutter.

Die Milch ist in Kübeln, in Eimern, Bechern, Flaschen, Schüsseln, Wannen, Schalen und sonst noch zu finden, in



den Brüsten und Futern ist sie zuhause. Der pralle Busen verheißt Lust und Lebensglück. Bei den Menschen und bei ähnlich freilebenden Tieren ist die Sexualität ein vernünftliches Vorspiel zur Milchproduktion.

Die Männer geben für gewöhnlich keine Milch, aber eine Redensart kennt den Mann, der Milch gibt: er ist ausgemergelt, erschöpft, unfähig zu gewinnen (er gibt nach); dann gibt er Milch.“

[...]

„Beim Symposium und bei den heiligen Handlungen wird keine Milch ausgeschrieben, denn sie kann den Geist nicht beflügeln. Die Milch ist friedlich und gutmütig, und vieles lässt sich mit ihr machen. Beim Schlagen schäumt sie auf, beim Ruhen teilt sie sich. Sie entspringt der Wärme des Körpers und hat die Farbe der Oblaten und der Brautkleider.

Das Loblied singen ihr die Hirten

und die bockigen Faune.“

Die Arunda erscheint unregelmässig, der Jahresbeitrag fuer die Publikationen beträgt 80.000 Lire. Zu beziehen ist das Abbonement (drei bis vier Ausgaben pro Jahr) bei:

arunda, kulturzeitschrift
 I-39028 schlanders, hauptstrasse 10
 Matthias Maier

Alfred Komarek, »Blumen für Poit«; DM 29,80, EUR 15,23; Gebundene Ausgabe - 190 Seiten, Haymon 2000

Nein, tut mir nicht mal leid, dieser Inspektor Poit ist mir unsympathisch. Da ändert auch der Gläuberspreis 1999 nichts daran. Ich mag ihn einfach nicht: kann man nix dran machen. Möglicherweise ist es sein Alter, vielleicht seine et was zu konservativen Ansichten. Wohl eher letzteres. Ausserdem ist er ein Säufler. Nein, da lasse ich mich nicht unstimmen von all jenen, die auf dieses weinselige Gesülze reingefallen sind: Simon Poit und seine Weinbauern in dem fiktiven Wiesbachtal im Weinviertel, nahe der tschechischen Grenze, sind allesamt Säufler. So. Auch wenn es Alfred Komarek vornehmlich und charmant zu beschreiben vermag, in seinen Kirnigeschichten wird nur gesoffen. Permanent. Grüner Velliner her, Blauer Portugieser hin, ist doch LANGWEILIG auf die Dauer. Gut, die Darstellung der ländlichen Welt ist eine nette, gelungene Milieustudie. Mehr aber auch nicht. Und die Geschichte, meine Güte, gut gut, nett zum Lesen, sagen wir mal, mehr so Jugendliteratur.

Seien Sie mir nicht böse, Herr Komarek, Ihre Geschichten erinnern mich an Jugendbücher. So in der Art von „Die drei ???“. Nicht dass wir uns missverstehen, das waren hervorragende Bücher. Aber eben Jugendliteratur. Und wenn wir in den Poitgeschichten zwei drei Sätze wegstreichen... Sie verstehen, was ich meine. Tja also, einmal Poit genügt, und wenn schon, dann eher den ersten: Der hiess „Poit muss weinen“. Auch dort gleiches Strickmuster, Weinseligkeit, einfache Charaktere, Landleben...

Eher für Stadtmenschen. Ehrlich.

Alexander Larch

Christian Kracht, »Der gelbe Bleistift«;
Taschenbuch - 195 Seiten; DM 16,90, EUR
8,64; Kiepenheuer u. Witsch 2000

Es ist ein Fiend mit diesen jungen deutschen Schreibern. Ein Satz wie ihn Reinhold Radetzki gesprochen haben könnte. Es ist ein Fiend, zwar nicht mit allen, aber mit vielen. Mit den meisten, um genau zu sein. Zum Beispiel die Protagonisten der sogenannten Pop-Literatur. Zum Beispiel Christian Kracht. Ein Polaristerei. Ein Schwärzer. Ein Schnösel. Kracht versäumt keine Gelegenheit, penetrant den eckhaltigen Schnösel heraushängen zu lassen. Dabei - selten zwar, aber doch - schreibt er manchmal Sätze, für die man ihn aber zumindest mal mit ins Kino nehmen würde. Im Roman debut „Faserland“ war das Schnöselturn noch hinter einem fiktiven Ich-Erzähler getarnt. In der Reportagesammlung „Der gelbe Bleistift“ ist es nun die Person Kracht, die als Ich-Erzähler im Mittelpunkt steht. Hier ist er der Berichterstatter. Hier ist es der Journalist Kracht, nicht der Romancier, der Reportagen aus dem fernen Asien schreibt. Und immer präsentiert er sich als Schnösel. Textlich schreibt er keine klassischen Reportagen, eher Streusel aus dem Filibuster seiner zahlreichen Reisen durch Vietnam, Laos, Burma, wobei er Fiktion und Fakten vermischt. Die „Reportagen“ sind zum Grossteil nicht neu, sondern bereits in der Zeitung »Welt« als gleichnamige Kolumne erschienen. Nun liegen sie also gesammelt in Buchversion vor. Wer's braucht.

Johann Lafer: „Meine Leibspeisen aus Österreich.“ Preis: DM 49,80, EUR 25,46, gebundene Ausgabe - 176 Seiten (2000), Haymon Vig., Innsbruck

Der populäre Fernsehkoch Johann Lafer hat schon unzählige Kochbücher zu diversen Themen herausgebracht. In diesem hier finden sich 60 Rezepte der traditionellen österreichischen Küche. Klar, der gebürtige Steirer verrät natürlich wieder einige seiner kleinen Tricks, aber wichtiger an diesem Kochbuch ist die gelungene Symbiose von Text und Bild. Mit wirklich hervorragenden Fotos bzw. einigen ferrettonistischen Ffxkursen von August F. Winkler ist dies eines der wenigen Kochbücher, wo sich Bilder und Texte ebenbürtig gegenüberstehen. Somit ist es nicht nur für die Küchenbibliothek interessant. Gut nachkochbar ist es ohnehin.

Sven Lager, »Phosphor«, Taschenbuch
- 235 Seiten; DM 18,90, EUR 9,66;
Kiepenheuer u. Witsch, 2000

Ein weiteres Stück kurzlebiger junger deutscher Literatur. Auch hier diese durchaus angenehme Art des Erzählens, diese dahinschwebende Beiläufigkeit. Hängen bleibt allerdings nicht viel. Vielleicht ist dies ja das Wesen der jungen deutschen Popliteratur.

Wenn, so wie im kurzweiligen Roman »Phosphor«, die Beiläufigkeit das Hauptelement ist, dann geht das ok. Beiläufig fängt die Geschichte an und beiläufig hört sie wieder auf. Dazwischen jede Menge Gehirnströme, innerer Mo-

nolog und Erzählung. Ein junger Ich-Erzähler hastet durch Berlin, verliert sich dabei neu, er quatscht mit Freunden und hängt mit der Schwester ab. Das war's auch schon. »Phosphor« ist irgendwie wie dieses Flackern im Kopf, wenn man kurz vorm Einschlafen ist. Am Morgen hat man alles vergessen, und das ist gut so.

Sven Lager lebt in Berlin. Dort hat er mit Eike Naters „pool“ (<http://www.wampool.de>) gegründet, wo sich alle Schreibwütigen austoben können. Man liest dann Kluges, viel Quatsch und viel Beiläufiges. Aber wenn einem langweilig wird, kann man ja den Stecker ziehen. Ganz beiläufig.

Alexander Larch

Rupprecht Podszun, »Die verkalkte Republik oder Das Märchen vom Jugendkult«; Taschenbuch - 255 Seiten; DM 18,90; EUR 9,66; Kiepenheuer u. Witsch, 2000

Ja, was eigentlich? Ein Pamphlet, aber fad und öde ist dieser Heckerlzeppich von zusammengetragenen und an einander gereihten Meldungen, Anekdoten und Zitaten. Urheber dieses Stückwerks: Rupprecht Podszun, Jahrgang 1976, „unabhängig, überparteilich“. Belanglos, würde ich noch hinzufügen.

Schon klar, die Alten sitzen an den Hebeln der Macht, den Jungen fehlt der Platz, sich zu entfalten, „ohne Ideologie, aber mit Ideen“. Bestimmt meint er sich da selbst. Im Prinzip irgendwie ja und genauso nein. Ideen finde ich in dem Buch keine. Warum ist er bloss immer so krampfhaft auf der Suche nach der Pointe? Reifet uns Junge vor solchen Jungs!

Gisa Funck, »Echt fertig - Tagebuch einer Examenskandidatin«; DM 14,90, EUR 7,61; Taschenbuch - 141 Seiten; Kiepenheuer u. Witsch, 2000

Wer kennt die Situation nicht. Eine grosse Prüfung steht bevor, und die Tage, das Leben, reduzieren sich auf wenige überschaubare Tätigkeiten. An solchen Tagen lebt man auf einem eigenen Planeten. Manche sagen dazu auch „Ausnahmestand“. Da kann man schon mal vergessen, den Freund vom Bahnhof abzuholen. Da kann es schon vorkommen, dass man überhaupt nicht mitgekriegt hat, dass dieser eigentlich in Urlaub war.

Von solchen Misslichkeiten erzählt Gisa Funck. Sie hat keinen Ratgeber zu Prüfungsjüngsten, sondern einen süffisant-ironischen Rückblick auf ihre Examenszeit in Form eines amüsanten Tagebuchs geschrieben. Es wurde zum Teil bereits in der »Süddeutschen Zeitung« veröffentlicht und führte damals zu zahlreichen Reaktionen: Leidensgenossen fanden sich wieder, Professoren verteidigten sich, eine treue Gemeinde diskutierte eifrig im Internet. Das dürfte genug des Lobes sein.

Ihre Uniausbildung brach Gisa Funck übrigens ab. Sie arbeitet jetzt als Journalistin.

Alexander Larch



Lilienthal Mattias / Philipp Claus (Hrsg), Schlingensiefels *Ausländer raus*, „Bitte liebt Österreich“. Suhrkamp, Frankfurt, 2000.

„Die Sonne scheint für alle gleich! Warum nicht auch für Österreich?“ lautet ein Zitat aus einem von Hans Moser gesungenen Lied im Spielfilm „1. April 2000“. Österreich wehrt sich in diesem Film aus den fünfziger Jahren geschlossen gegen fremde Eindringlinge (Ausserirdische) und versucht mit österreichischem Schmäh, Liedgut und Gemütlichkeit die „Anderen“ zu überzeugen, wie ansehnlich und bewundernswert Österreich mit samt Traditionen und Illusionen ist.



Genau im Jahr 2000 erhält das Land im Herzen Europas eine rechts-konservative Regierung. Mit dabei im Koalitionsschlamassel: Jörg Haider, Heinzfriedner, Demagoge und Führungsfigur einer dümmlichen Rechtspartei. Gegen ihn und Wolfgang Schüssel, dem diese Regierungsschererei letztendlich zu verdanken ist, richtete sich eine „Ausländer raus“-Containeraktion. Im Sommer letzten Jahres hatten die „Wiener Festspiele“, den aus Oberhausen stammenden Christoph Schlingensiefel geladen. Der 1960 geborene Film- und Theaterregisseur, bekannt durch Filme wie: *Das deutsche Ketten sägenmassaker*, *Terror 2000*, und *Die 120 Tage von Bottrop*, versetzte mit seiner Provokationsaktion die Kulturstadt Wien in ein chaotisches Tohuwabohu. Was dem künstlerischen und politischen Widerstand nicht gelungen war, gelang Schlingensiefel: die Totalmobilisierung der österreichischen Öffentlichkeit.

Für eine Woche bewohnten 12 Ausländer, allesamt waren mit Teil-Nummern versehen, einen mit Metallzaun umzäunten Ruhe- und Wohncontainer. Von Web-Free-Tv, einem Internetfernseher mit Breitbandtechnik, wurden die Ausländer täglich 24 Stunden beäugt und belauscht. Die Österreicher und Österreicherinnen hatten somit die Möglichkeit, durch persönliches Voting einen gewünschten Ausländer „aus dem Land zu schmeissen“. Zwei Insassen mussten jeden Abend den Container unter dem Motto „Heute schieben wir wieder einen ab“ verlassen. Übrig blieb: Der Auserkorene Ausländer der Österreicher. ÖsterreicherInnen wurden bereits im Vorfeld der Veranstaltung aufgerufen, den/die Siegerin zu heiraten, um ihm oder ihr den Aufenthalt in Österreich zu genehmigen.

„Es geht um Sätze, die fremdenfeindlich sind, um Sätze, die letzten Endes im menschlichen Zusammenleben gravierend und einschneidend sind, und wo Politik ad absurdum geführt wird. Politik hat was mit *polis* zu tun, das heisst Zusammenleben und nicht Gegeneinanderleben.“ kommentiert Schlingensiefel seine politische Aktion und die politische Situation Österreichs.

So initiierte der ledige, vierfache Familienvater eine Woche Big Brother in Wien, dessen Bezug zu Österreich in dreifachen Sinn zu verstehen war (1. George Orwells Werk „1984“, 2. Der Boom von Reality-Soaps im letzten Jahr, 3. Der grosse Bruder Deutschland, in Vertretung der Person Schlingensiefels, welcher sich um die politische Gestaltung des deutschsprachigen Nachbarlandes Sorgen macht).

„Wir haben das *Europa der Guemenschon* und das *Österreich der Bösmenschon*.“ bezeichnet Schlingensiefel das Verhalten Europas. „Mit Österreich hat man den Bösen gefunden, kann so von den Gefahren Rechtsextremismus und Antisemitismus in anderen europäischen Staaten ablenken.“

Auf dem Container hatte der Provokationskünstler ein Transparent mit der Aufschrift „Ausländer raus“ und ein Transparent mit dem Logo der *Kronen-Zeitung* angebracht. Überall hingen fremdenfeindliche FPÖ-Zitate. Beängstigt und begeistert nahm Wien samt Touristen den mit Megaphon ausgestatteten Schlingensiefel auf: „Österreich hat entschieden, den Container verlässt heute abend [...] Wir bringen die beiden unter Polizeischutz an die Grenze.“ Bestaunende Linke und gulthürgerliche Rechte kriegten sich in die Haare. „Piefke schleich di“, nur ein exemplarischer Container, auf Wiens Strassen.

In der von Matthias Lilienthal und Claus Philipp herausgegebenen Dokumentation, erfährt der Leser viele Einzelheiten und Hintergrundinformation über Schlingensiefels Containerprojekt. Dieses Collagenbuch lässt die Aktion Revue passieren, ergänzt durch Beiträge von Georg Seeßlen, Alexander Kluge, Elfriede Jelinek, Sopp Biebichler, u. v. m. Der ersten Auflage des Buches liegt eine CD-Rom bei mit Ausschnitten vom Container, Kurzfilmen, Pressekonferenzen und Statements von der Strasse. Ebenfalls enthalten: ein Daumenkino sowie eine in chronologischen Schlagzeilen gefertigte und sich durch das ganze Buch durchziehende Fußnote. Langweilig wird das Buch mit Sicherheit nicht. Es ist abwechslungsreich, nervös und brisant.

m_janni

Klaus Merz, »Garn. Prosa und Gedichte«. Gebundene Ausgabe - 92 Seiten; DM 27,00, EUR 13,80; Haymon 2000



Dies ist ein sehr fragiles Büchlein. Verniedlichend und verharmlosend klingt das zwar, „Büchlein“. Dabei ist dieses schmale Buch ein inhaltliches Schwergewicht. Nein, nein, nicht dass es auf dem Magen liegen würde, ganz im Gegenteil. Aber es setzt sich im Kopf fest. Zuerst saugt man die Sätze von Klaus Merz auf, dann saugen die Sätze sich fest und dann saugen Sie dich auf.

Wortkarg, glasklar, atmosphärisch dicht und reichhaltig, so schreibt Klaus Merz. Die spartanische Art des Schreibens, die der Schweizer in seinem wunderbaren und hier nochmals nachdrücklich empfohlenen Roman „Jakob schläft“ perfektioniert hat, findet sich auch in seinen Gedichten wieder. Nur sind die vorliegenden Gedichte noch konzentrierter, noch eindrücklicher, noch fesselnder. Sie lassen viel Platz und Raum für die eigenen Gedanken und ersetzen so manches seitenstarke Schwergewicht im Buchregal. Schön, wirklich schön. Danke, Herr Merz!

Alexander Larch

AutoreInnen & KünstlerInnen

Autrici, Autori & Artiste, Artisti



Helmut Heiss

Geb. 1976 in Bozen, besucht die Accademia di belle arti in Bologna, lebt und arbeitet in Bozen.



Martha Verdorfer

Geb. 1962, Studium der Geschichte und Politikwissenschaften in Innsbruck. Mitarbeit an verschiedenen Ausstellungsprojekten. Seit 1991 Unterrichtstätigkeit in Bozen, daneben als Referentin in der Erwachsenenbildung und als Historikerin tätig. Verschiedene Veröffentlichungen zur Südtiroler Zeitgeschichte und zur historischen Frauenforschung.



Riccardo Dello Sbarba

Nato nel 1954 a Volterra (Pi), vive a Bolzano, professore, giornalista (il mattino, FF) e membro del consiglio di amministrazione della "Fondazione Alexander Langer Stiftung".



Siegfried Baur

Geb. 1943 in Wels (A), lebt in Bozen, Grundschuldirektor und Inspektor in Ruhestand, Mitglied des Vorstandes des Pädagogischen Institutes für die deutsche Sprachgruppe, Habilitation im Juni 2000 im Fachbereich Erziehungswissenschaften mit besonderer Berücksichtigung der Interkulturellen Erziehung an der Universität Klagenfurt, Lehrbeauftragter.



Andreas Oberprantacher

Geb. 1974 in Bozen. Studium der Philosophie, Geschichte, Europäischen Ethnologie und Vergleichenden Literaturwissenschaften in Innsbruck und Nottingham (UK). Seit 1999 Vertragsassistent am Institut für Philosophie der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck.



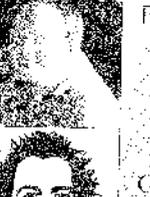
Christina Iacopino

Geb. 1971 in Cortina d'Ampezzo, von 1985 bis 1991 Sprachenlyzeum in Meran, von 1991 bis 1993 Istituto per il turismo in Civezzano, von 1994 bis 1997 Reisekauffrau in Nürnberg und Bozen, von 1998 bis 1999 Studium der Publizistik und Kommunikationswissenschaften in Wien, seit 1999 Studium an der Akademie für Design in Bozen, Bereich Produktdesign.



Hans-Peter Demetz

Geboren in St. Ulrich, Jahrgang 1948, lebt und arbeitet als Architekt & Karikaturist in Völs & Brixen.



Sebastian Reinfeldt

Politikwissenschaftler, Linguist, Semiotiker. Lehrbeauftragter an den Unis Wien und Frankfurt.



Michael Meraner

Geb. 1975 in Bozen, von 1989 bis 1994 Geometerschule in Bozen, seit 1994 Architekturstudium in Innsbruck, www.go.to/michael.meraner.



John-Daniel Martin

Geb. 1978 in Rom. Mitarbeit an mehreren Ausstellungsprojekten in Genua, Münster und Bozen. Veröffentlichung eines Photobandes („Diversabilità“). Studiert Ethnologie in Wien.



Peter Holzknecht

Graiker aus BZ, beschäftigt sich mit digitalen Experimenten aus verschiedenen Kunstbereichen.



Marina Manganaro

Si occupa del Centro documentazione ed informazione della donna di Bolzano, per il quale svolge attività di operatrice e di formatrice. Interviene frequentemente sulle testate locali su temi inerenti la politica delle donne.



Armin Trebbi Barducci

Geb. 1976 in Bozen, Besuch des Kunstzyklus, zur Zeit letztes Jahr der Kunstakademie in Bologna. 1994 bis 1997 Comiczeichnungen für das Umweltschutz-Assessorat, 2000 erster Preis beim Creativity Festival Bozen, ausserdem Veröffentlichung des Comicbuches „Ci riprovo con l'amore“.



Anton Tantner

Geb. 1970 in Wien, Historiker, Diplomarbeit zur Subkultur der Wiener „Schlurfs“, Veröffentlichungen zum „Schranz-Rummel“, Internet und zur Geschichte zweier Parks in Wien; verschiedene Projekte im Wissenschafts- und Kulturbereich; seit 1995 externer Lektor am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Uni Wien; seit 1999 Mitarbeiter des FWF-Projekts „Die Spur der Romantik in Wien“.



Eva Klotz

Geb. 1951 in Passeier. Studium der Geschichte, Volkskunde und Philosophie an der Universität Innsbruck. Von 1975 bis 1983 im Schuldienst in der Oberstufe tätig. Von 1980 bis 1983 Gemeinderätin in Bozen, seit 1983 Abgeordnete zum Südtiroler Landtag. Eva Klotz ist Sprecherin der Landtagsfraktion und Mitglied des Vorstandes der Union für Südtirol.



Poldi Steurer

Geb. 1946, Studium der Geschichte, Germanistik, Philosophie und Literaturwissenschaften in Wien und Bonn, Oberschullehrer in Bozen. Zahlreiche Forschungen und Publikationen zu Themen der südtiroler zeitgeschichte (Faschismus, Nationalsozialismus, Opfion, Antisemitismus, Euthanasie, Widerstand).



Lidia Menapace

Nata a Novara nel 1924, partecipa alla Resistenza. è poi impegnata nel movimento cattolico, pubblica amministratrice, docente universitaria, fondatrice del „Manifesto“ e del Pdup per il comunismo, al cui scioglimento dà vita al Movimento politico per l'alternativa (Mpa). È tra le voci più significative della cultura delle donne, della sinistra critica, dei movimenti.



Hakan Gürses

Geb. 1961 in Istanbul/Türkei und seit 1981 in Wien. Studium der Philosophie und Theaterwissenschaft an der Universität Wien. Musiker (Gitarre, verschiedene Lauten, Bousouki, Querflöte), Theaterarbeiten, Cartoonist & wissenschaftliche Tätigkeiten. Lehrbeauftragter an den Universitäten Innsbruck, Wien und Graz. Chefredakteur der Zeitschrift „STIMMI von und für Minderheiten“.



Alessandro Urzi

Nato nel 1966 a Bolzano, dove risiede. Giornalista e redattore dal 1986 di „Videobolzano 33“, „Mattino dell'Alto Adige“, corrispondente del Trentino-Alto Adige de „Il Giornale“ di Milano, collaboratore del settimanale „Il Borghese“, dell'„Ansa“, dell'„Alto Adige“, di „Italia settimanale“. In Consiglio provinciale per AN dal 22 novembre 1998; presidente della II commissione legislativa del Consiglio regionale; segretario della IV e membro della I commissione legislativa del Consiglio provinciale.